

SERGIUS GOLOWIN

# MAGIER DER BERGE



LEBENSENERGIE AUS DEM  
URSPRUNG



## Das Buch

Die Schweiz war während der letzten Weltkriege und Revolutionen Zufluchtstätte unzähliger Flüchtlinge. Antiquariate und Privatbibliotheken füllten sich während der Krisenzeiten mit mühsam geretteten Schriften, denen sonst Vernichtung gedroht hätte.

Als Freund des Fahrenden Volkes entdeckte Golowin die mit diesen «Geheimschriften» verbundenen Überlieferungen. Hier fand er den Glauben an die «Sympathie», den Glauben der «Heiler und Hexer» von Mitteleuropa, dass alles um uns strahlt, dass von Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen «Kräfte» und «Schwingungen» ausgehen, die jedem naturverbundenen Geschöpf «Glück» und «Gesundheit» schenken.

Unsere fahrenden und sesshaften Alpenärzte, die «Magier der Berge», glaubten weniger die absoluten Gegenmittel bei Krankheiten zu besitzen. Sie waren aber überzeugt, dass jene Menschen, die «die Kraft der Erde» finden, von einem Grossteil der grassierenden Übel verschont bleiben und die «Grosse, die strahlende Gesundheit» besitzen, von der alle schlechten Einflüsse abprallen!

Nicht nur Wissenschaftler aus aller Welt sehen in der Tradition der naturverbundenen Alpenmedizin einen verkannten Studienbereich. Für jeden von uns bedeutet die «Gesundheit aus den Bergen» eine sinnvolle Rückkehr zur «Lebensenergie» aus dem Ursprung.

SERGIUS GOLOWIN

MAGIER DER BERGE

für viele  
für mich  
behr wichtige

Anregungen

Im S. Golowin

**SERGIUS GOLOWIN**

**MAGIER  
DER BERGE**

**LEBENSENERGIE AUS DEM  
URSPRUNG**

**SPHINX VERLAG BASEL**





1988 4243  
(B 4375)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek  
**Golowin, Sergius**  
Magier der Berge: Lebensenergie aus d. Ursprung/  
Sergius Golowin.  
Basel: Sphinx-Verlag, 1984  
ISBN 3-85914-163-5

1984  
©1984 Sphinx-Verlag Basel  
©1984 Sergius Golowin  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagbild: Mario Grasso  
Gestaltung: Stefan Sessler  
Gesamtherstellung: Wiener Verlag, Himberg  
Printed in Austria  
ISBN 4-85914-163-5

# Inhalt

## Erster Teil: Mitteleuropäische Erbschaft

Stammesweisheit der Völkerwanderung .....	9
<i>Kulturgeschichte bei süddeutschen Chronisten</i> .....	14
<i>Entdeckung des Nomaden in uns</i> .....	18
<i>Künste am Lagerfeuer</i> .....	22
Berge als Schutzschild .....	27
<i>Gott bei den Hirten</i> .....	31
<i>Heilung in den Höhen</i> .....	35
Im Museum für Zauberbücher .....	41
<i>Bibliotheken aus Bauerntruhen</i> .....	45
<i>Rezepte der Höhlengötter</i> .....	49
Rettung beim Wilden Mann .....	53
<i>Legenden um Druiden und Einsiedler</i> .....	58
<i>Beherrscher der Sympathie-Kunst</i> .....	62
Asyl in der Zukunft .....	67
<i>Menschen der kommenden Zeit</i> .....	71
<i>Utopien in Bayern, Österreich, Schweiz</i> .....	75

## Zweiter Teil: Die Lehre der Kraft

Heimat des Sternenvolkes .....	81
<i>Das nächtliche Lichtreich</i> .....	85
<i>Gnomen-Wissenschaft</i> .....	88

Heilige Orte durch Jahrtausende .....	93
<i>Geheime Naturkunde</i> .....	96
<i>Stärke aus Tiefe und Quelle</i> .....	101
Bräuche am Bergstrom .....	106
<i>Tanz der Morgenröte</i> .....	109
<i>Urzeitliche Frühlings-Kosmetik</i> .....	113
Hilfe durch Liebeskraft .....	117
<i>Geschlechter-«Magnetismus»</i> .....	120
<i>Die Schlange der Macht</i> .....	124
Menschen im grossen Kreislauf .....	128
<i>Kinder der Erdmutter</i> .....	131
<i>Der unsterbliche Mensch</i> .....	134

### Dritter Teil: Die Grosse Gesundheit

Techniken der Seele .....	141
<i>Tarotbilder in der Provence und im Burgund</i> .....	144
<i>Der Mensch als Flamme</i> .....	147
Verjüngung durch Freude .....	152
<i>Glitzernder Feengarten</i> .....	156
<i>Zaubermittel Lust</i> .....	160
Erwachte Erinnerung .....	165
<i>Die Umwelt als Strahlenmeer</i> .....	168
<i>Bäume als Jungbrunnen</i> .....	172
Lebensstil aus der Waldschule .....	177
<i>Die Grünkraft der heiligen Hildegard</i> .....	181
<i>Freundschaft mit Pflanzenelfen</i> .....	185
Das Dasein als Fest .....	189
<i>Bund aller Geschöpfe</i> .....	192
<i>Bewahrung im Kreis</i> .....	196
<i>Der Ring der Gemeinschaft</i> .....	200

### Anhang

Bildnachweis .....	207
Anmerkungen .....	211

# Erster Teil

## Mitteleuropäische Erbschaft

## Stammesweisheit der Völkerwanderung

«Man lebt so lange, wie man sich nicht in seiner Welt langweilt», dies lehrte meinen Vater um 1920 der alte Bergler an der Grenze der abendländischen und asiatischen Kulturen, wie ich es schon mehrfach als Kind hörte, «ganz genau so lange, wie man Freude an allen Wesen und Dingen um sich herum hat: an seiner wachsenden Sippe, allen Tieren, Bäumen und Felsen. So lange, wie man am Morgen voller Neugier aufsteht, um nachzuschauen und zu erfahren, was am kommenden Tag stattfinden wird, was man mit all den Geschöpfen in seiner Nachbarschaft für unterhaltende, lehrreiche und merkwürdige Begegnungen haben wird.

Man lebt, solange das Herdfeuer, das man in seiner Hütte brennen lässt, nicht nur den Körper wärmt sondern auch die Seele. Ein Feuer besitzt die Kraft, weit, weit im Kreis zu leuchten, so dass die Menschen sogar beim schlechtesten Wetter oft mehr als eine Stunde des Wegs wagen, um am Abend bei ihm zu sitzen und einander ihre Erlebnisse des Tages zu berichten. Denn nur dann herrscht in der Hütte jede Nacht guter Friede, auf dass deren Bewohner am kommenden Morgen von ihren Schlafstellen frisch aufstehen, als wären sie völlig neugeboren.

Nur dann kriecht die Schlange des Bergs beim Aul (Sippendorf) aus ihrer Felshöhle, um in irgendeiner verborgenen Ecke bei Menschen zu hausen und damit vermehrtes Glück, Kraft und Klugheit den Männern, Schönheit und Weisheit den Weibern zu bringen. Dann entfalten sich auch die Bäume des Dorfes, jeder bei der Geburt eines Kindes aus der Sippe gepflanzt, immer besser und sind ebenfalls Wächter voller Macht für alle Bewohner der Gemeinschaft.»

Dies hörte im erwähnten Umbruchsjahr 1920 mein Vater in einem tartarischen Bergdorf der Krim von einem alten Hirtenkrieger. Die Zeit an sich war schrecklich: vom Baltischen Meer bis in die Wildnisse der Mongolei und Mandschurei war, als Folge des unglücklichen Ersten Weltkriegs, die schon lange brüchige, von einer seelenlosen Bürokratie ausgehöhlte zaristische Ordnung zusammengebrochen. Sozialistische und nationalistische Generäle kämpften in jedem Landstrich um die Macht – die Krim wurde, wegen ihrer schmalen Verbindung mit dem Festland, eine natürliche Kriegsfestung, von der ungenügend ausgerüsteten Armee des Freiherrn Wrangel gehalten. Die eigentliche Bevölkerung der Krim, all die Griechen, Tataren, Armenier, Zigeuner, Juden, Rumänen träumten wieder laut von den Zeiten einstiger Unabhängigkeit, und ihre geistigen Führer sassen in vernachlässigten Villen mit sämtlichen militärischen und wirtschaftlichen Abenteurern zusammen, um bei strömendem Champagner die Utopien von Staatengründungen zu besprechen. In den kleinen Uferstädten am Schwarzen Meer drängten sich die Flüchtlinge aus dem ganzen untergehenden «alten» Russland, verkauften für Lebensmittel goldene Ikonen und Schmuck und warteten verzweifelt auf rettende Schiffe.

Mein Vater war, knapp fünfzehnjährig, in das chaotische Geschehen hineingezogen worden. So wurde er mit vielen Zeitgenossen Zeuge eines ungeheuren Geschehens: Die Krim mit ihren unzähligen Stämmen, unter deren Berglern man sogar Nachkommen der alten Goten nachzuweisen versuchte, galt den Forschern des 19. Jahrhunderts sozusagen als ein modernes Museum jener Völkerwanderung, die das Ende der römisch-griechischen Zivilisation bedeutete. (Gemeinschaften der Ostkirchen waren hier überzeugt, von jenen Urchristen abzustammen, die sich den grossen Religionsverfolgungen und -verfälschungen durch die Machthaber des ausge-



Nach der Kunst von Barock und Romantik waren die Stämme der Ahnen «im Morgenland» glückliche Hirten, die noch mit den göttlichen Kräften im engen Bund lebten.



henden Altertums entzogen hatten. Die jüdischen Krimtschaken, die Karaim, sahen sich als die echtsten Nachkommen der biblischen Patriarchen. Sogar den Rassentypus und die Bräuche aus dem skytisch-ukrainischen Gotenreich versuchten die Gelehrten gerade bei den Bergtataren nachzuweisen.) Dadurch aber, dass nun Hunderttausende von Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen über die Krim nach dem türkischen Konstantinopel und dem Balkan, dann zuletzt sogar nach den Slums von Paris, London und New York flüchteten, schien gerade hier auch eine neue Völkerwanderung zu beginnen ...

Durch Unterernährung und die Strapazen verrückter Heeresmärsche, die jenen Revolutionskrieg kennzeichneten, war mein Vater an Typhus erkrankt und von einem deutschen Siedler in das sich ziemlich hoch in den Taurischen Bergen befindende Tatarendorf gebracht worden. Während im Norden, in dem sich langsam herausbildenden Machtbereich der Sowjetunion, alles, auf was das Volk noch vor dem Weltkrieg seine Hoffnungen gesetzt hatte, endgültig zu verschwinden schien, Religionen, Familientraditionen, Kunst, Kaiserkult, schien hier im Hochland der Krim die Zeit stillzustehen: Die Dörfler waren stolz, mit den Rittern von Dschingis Khan, vom Fuss der mächtigsten Gebirge der Welt, also von Asien her eingewandert zu sein – also «von grossen Alten zu stammen, denen alle Reiche gehörten». Gleichzeitig sahen sie aber ihre eigenen Berge eigentlich nur als Fortsetzung ihrer geheimnisvollen östlichen Urheimat, die sie irgendwo noch weiter hinter den Felsenriesen des Kaukasus vermuteten und in ihren Geschichten mit dem Märchengebirge Kaf, dem Sitz aller Djinnen- und Feenreiche, vermischten.

Der alte Mann, in dessen Hütte mein Vater einen starken Typhusanfall überstand, sah gar nicht aus wie die fast immer schlitzäugigen Tataren der modernen sowjetischen Filme, all der *Alexandr Newski* oder *Rubljow*. Mit seinen blaugrünen Augen (auch graue waren in diesem Dorf recht häufig!) und der schmalen Bogennase schien er die gelehrten Ansichten von der Herkunft der Mehrheit der Bewohner dieser Bergdörfer von Goten oder Griechen zu bestätigen: Er selber pflegte sich kaum seines Alters zu rühmen – seine Verwandten, ob nun im Ernst oder zur Verulkung der fremden Gäste, behaupteten aber, er zähle schon seine 103 Jahre. (Auf die Frage meines Vaters, ob dies nicht auf früher ungenau gemachten Auf-



Menschen können auch in den Alpensagen so alt werden, dass sie die Vergänglichkeit, den Wandel aller sichtbaren Dinge beobachten und darin ewige Gesetze erkennen können.

zeichnungen des Geburtsdatums beruhe, gab man ihm die lachende Antwort: «Wir haben die Zeit schon genau zu berechnen gewusst, als die Völker im Westen noch auf den Bäumen hausten.»)

Immerhin berichtete er sehr viel von der Bedeutung des Lebenswillens, um durch alle Leiden und Nöte hindurchzukommen: Wie er noch wusste, kamen einst an die sagenhaften Fürstenhöfe der alten Krim regelmässig Weise aus dem ganzen Orient, aus dem Kaukasus wie aus der Türkei, Persien, Turkestan. Sie führten, auf prächtigen Teppichen und Kissen ruhend, von angenehmen Düften und Dämpfen umweht, endlose Streitgespräche über den Sinn der Welt und beschlossen jeweils zum Abschluss: «Alle werden sehen, wer von uns recht hat. Es wird derjenige von uns sein, der am längsten auf der Erde lebt und dabei am längsten jung bleibt; dessen glückliches Weiterleben auch am längsten von seiner immer zahlreicheren und mächtigeren Sippe, die unzerstritten bleibt, von Allah erlebt wird.»

Diese Erinnerungen an jene Notzeit, die um ein Haar sein Dasein frühzeitig abgeschlossen hätte, und die Stammesmenschen der taurischen Berge, die ihm viel Eindruck machten, sie sind die Erbschaft, die mir mein Vater hinterliess. Von hier stammte seine Betrachtungsweise der allgemeinen Bedeutung von Berggegenden und Tälern für die abendländische und asiatische Geschichte: «Sie ermöglichten noch in allen Jahrhunderten Gottsuchern und Flüchtlingen, aus einer unerträglich gewordenen Gegenwart auszutreten und hier wieder die ewige Weisheit der Erde, den «Adat» des angestammten Lebensstils zu finden. Ohne diese Gesamtheit des Wissens der Ahnen kann es während den Zeiten des Überganges kein Überleben geben und damit keinen Wiederbeginn.»

### **Kulturgeschichte bei süddeutschen Chronisten**

Für den Bayern Aventin, der für seine Chronik die Überlieferungen des ausgehenden Mittelalters sammelte, hatten die «Teutschen» (worunter er die germanischen und ihnen verwandte Stämme verstand) «keine (feste) Wohnung gehabt, seien wie die Zigeuner hin

und her gezogen». Er schildert ihre Wanderungen durch Länder, die «jetzt Tataren- und Russland (Tartern und Reussen) genannt werden, allda auch Teutsche, und namentlich Bayern gewohnt haben». Er war überzeugt, dass das Gedächtnis an solche Züge durch östliche Märchenländer noch immer nicht aus dem Bewusstsein der Bayern und den ihnen verwandten Stämme geschwunden sei – fügt er doch zu diesen Geschichten die wichtige Bemerkung an: «Dergleichen man bei uns noch singt.»<sup>1</sup>

Aventin lehrte im Sinn dieser Überlieferungen: «Wie jetzt der Türke die Länder überzieht, dergleichen haben vorzeiten die teutschen Männer und Frauen getan.»<sup>2</sup> Die vorgeschichtlichen Reiche ihrer Vorfahren pflegten darum bayerische, schwäbische, schweizerische Chronisten sehr gern ostwärts zu verlegen. Vom König Suvius, dem Stammvater der Schwaben, wird etwa behauptet: «... er habe um die Karpathischen Gebirge, zwischen Teutschland und Sarmatien (Polen) gewohnet ...»,<sup>3</sup> oder: «Schweizer haben in Polen herwärts der Weichsel, gegen Westen gewohnt.» Solchen Geschichten fügt nun Aventin als eine wichtige Grunderkenntnis bei: «Nichts ist Beständiges in dieser Welt, es verkehret sich alles. Wie die Menschen absterben, also verändern sich auch Land und Leute.»<sup>4</sup> Doch der beschränkte Mensch «glaubt es nicht» – es sei denn, wenn er dazu «die Gnade von Gott hat» ...<sup>5</sup>

Wenn nun der grosse bayerische Chronist Aventin seine Geschichten über die Wanderungen der alten Könige, die man später für Götter angesehen habe, und der germanischen Volksstämme – namentlich der Ahnen der Bayern – berichtet hat, fügt er die entscheidende Lehre bei: Es sei damals sozusagen eine Ehrensache unter den «Fürsten und Herren» gewesen, «solche weite Reisen zu tun, viel sehen, viel Gutes den Leuten beweisen ... wie das noch pflegen zu tun diesen Brauch unsere grossmütigen Herren und Fürsten, so zum heiligen Grab ziehen».<sup>6</sup> Die Kreuzzüge und Pilgerfahrten des Mittelalters sind also nach Aventin sozusagen die auferstandenen und vom Adel gelebten Erinnerungen an die grossen Völkerwanderungen ihrer Ahnen, die der bayerische Chronist schon Jahrtausende vorher beginnen – und eigentlich nie aufhören! – lässt.

Vom Urkönig Suvius oder Schwab, den man sich lange als einen von seinen Nachkommen vergötterten Helden und Stammvater der schwäbischen Stämme vorstellte, lehrten die Chronisten: «Sein



Heilige Steine sind auch in den Mythen des Rheinlands zu allen Zeiten die Treffpunkte von Menschen, die den Überlieferungen ihrer Stämme die Treue halten.

Name soll herkommen von Schweben oder Umschweifen, weil er in seinem Land herumgezogen.» Dies sei offensichtlich seinen Nachkommen geblieben, «welches Volk auch gern seinen Ort ändert».7 Wie wir schon sahen, betrachteten es also die alten Chronisten als eine entscheidende Erkenntnis für den Menschen («die Gnade von Gott») – endlich zu «merken», wieviel der Überlieferungen und Bräuche aus alten Völkerwanderungen bis in ihre eigene Gegenwart fortwirken ...

Offensichtlich musste man nach diesen Gelehrten, um seine Zeitgenossen und die unmittelbare Umwelt zu begreifen, verstehen, «dass solche grossmächtige Veränderungen mit Land und Leuten

geschehen ist und noch täglich geschieht».8 Von den alten Stämmen der Vorfahren seines Volkes lehrte auch der (teilweise von dem Bayern Aventin beeinflusste) Schweizer Chronist Stumpf: «Von der Jugend auf bis zu (ihren) männlichen Tagen lagen sie auf der Erden wie das Vieh, Tag und Nacht sassen sie bei dem Feuer ...»: Darum seien auch ihre Leiber auf wunderbare Art voll der Kraft gewesen (wunderbarlich stark und rauh).9 Mehr Hütten als Häuser seien die Wohnungen der Ahnen gewesen, lehrte Aventin selber, und er knüpfte daran ebenfalls die überlieferte Lehre von der Gesundheit durch ein naturverbundenes Leben: «Denn wo man sich vor Hitze und Kälte verbaut, würden faulwidrige Leute, die nichts leiden möchten, weder Hitze noch Kälte, weder Sommer noch Winter.»10

Es ist nun sehr bezeichnend, dass der grosse Alpenarzt Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493–1541), der gerade in der Hochblüte solcher Geschichtsbilder der bayerischen, schwäbischen, schweizerischen Chronisten lebte, die Erfahrungen im Wandern, den Rückgriff auf die uralte Überlieferung der Nomaden zur eigentlichen Wurzel seiner ganzen Heilkunde erklärte. Die Volkssage schildert ihn darum als einen Gefährten der zwischen den Grenzgebieten von Europa und seiner engeren Gebirgsheimat herumziehenden Zigeuner.11 Solche Überlieferungen benützend, behauptete der theosophische Arzt Franz Hartmann aus Bayern (1838–1912), ein Wiederentdecker der magischen Medizin: «Eine Tradition sagt, dass Paracelsus ... von den Tataren nach Indien, dann aber nach Konstantinopel zurückgebracht worden sei. Wie dem auch sein mag, seine Lehre ist in ihrer Grundlage identisch mit der indischen Geheimlehre ...»12

Diese «Erfahrung» mit der Überlieferung und der Natur erklärten noch bis in die Gegenwart die Heiler des mitteleuropäischen Berglandes als den eigentlichen «geheimen» Sinn der Weltgeschichte. Der Mensch lebt in «Sympathie», dies ist nun einmal seit Jahrhunderten ein Lieblingswort der volkstümlichen «Arztbücher» – im Gefühl für die auf ihn zuströmenden Lebenskräfte «von Berg, Quell, Pflanzen und Getier»: Die Zivilisation überbaut nach ihnen ohne Mass das Wachsen in seinem Umkreis und entfernt ihn gleichzeitig durch ihre Machtkämpfe als Zweck des Daseins von jedem göttlichen Gleichgewicht ...13

Wenn die Völker und Reiche zu weit auf diesem Weg der Entfremdung weiterschreiten, dann erlöscht von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr ihre innere Energie und sie verwandeln sich «in Massen von Kranken und Krankenpflegern, die in toten Städten dahindämmern». Entweder werden sie dann, «wie die entarteten Herren von Atlantis, Babylon, Athen, Jerusalem und Rom», von noch ursprünglichen Stämmen voll Lebenskraft verdrängt, oder sie finden in ihrem Kreis noch Sippen, «die sich auf die ewigen Gesetze besinnen»: Diese studieren die Lehren der Völkergeschichte und sammeln die Nachrichten über die Kunst des Überlebens bei den noch selbstbewussten Stämmen.<sup>14</sup>

Werden im Lauf von chaotischen Umwälzungen, wie sie die Geschichte jedes Reiches kennt, zur Oberschicht gehörende Sippen aus ihren Schlössern verjagt und ins Elend gestürzt, so kann dies darum auf weite Sicht ein grosses Glück sein: Wenn sie nicht ganz ausgerottet werden wollen, sind sie gezwungen, bei ursprünglich geliebten Menschen zu erkennen, wie man echte Freunde findet und wie man in der Natur und ihren Kräften einen gewaltigen Verbündeten gewinnt: Der Sturz aus äusserem Reichtum kann also den Zwang zum neuen Auffinden der «Sympathien», der Energien der Schöpfung sein und damit das Tor zu einem neuen glücklichen Wiederaufstieg.

#### Entdeckung des Nomaden in uns

Bei der Zigeuner-Tagung in Chandigarh (1983), die von Indiens Ministerpräsidentin Indira Gandhi feierlich eröffnet wurde, grüssten die Nachkommen der ausgewanderten Stämme ihre asiatischen Vettern, mit denen sie in Religion, Brauch, besonders Musik und Tanz so viele Gemeinsamkeiten wiederentdeckten: «Alle Vertreter» aus Europa, darunter etliche der schweizerischen und deutschen Fahrenden (Jenische, Sinti) haben dabei in die öffentliche Erklärung eingestimmt: «Euer Blut und das unsrige ist das gleiche. Wir (also die in Europa hausenden und die verwandten indischen

Stämme, S. G.) gehören zu der adeligen Ritter-Rasse der Rajput und Kshatriya.»<sup>1</sup>

Die noch immer in Europa herumziehenden Nomaden bilden, was ihre Herkunft und Sprache angeht, kaum eine Einheit. Der Marquis de Baroncelli, der so viel für die Erhaltung der religiösen Kultur und der Sippenbräuche in der Provence tat, schildert trefflich diese Unterschiede, wie sie besonders in Mitteleuropa so deutlich festzustellen sind. Die einen Stämme betrachtete er geradezu als Brüder der nordamerikanischen Indianernomaden: «Ihre Haut ist rötlich-braun, die Nasen geschwungen, das Kopfhaar rabenschwarz ... Die Gitans leben vom Pferde, das sie leidenschaftlich lieben ...»<sup>2</sup> Bei den «Böhmen» (bohémiens), dem Volk der «Kupferschmiede und Bärenführer», sah er mehr Beziehungen zu den eigentlichen Mongolen: «Sie sind gross und athletisch ... Sie sind breit gebaut und neigen zum Fettansatz, haben einen schwarzbraunen Teint, runde Gesichter, Stumpfnasen ... Ihre Augen sind wie bei den Chinesen geschlitzt ...»<sup>3</sup>

Doch unabhängig vom Aussehen findet sich bei den verschiedenen Nomadenstämmen die Sage, zumindest teilweise Abkömmlinge aus zerfallenen Hochkulturen der Vergangenheit zu sein. Schweizerische und andere Chronisten des 15. Jahrhunderts glaubten unter den in den Alpenraum einwandernden Zigeunern geflüchtete Prinzen-geschlechter des Orients zu erkennen.<sup>4</sup> Die einheimische Volks-sage weiss von «fürstlichen» Fahrenden, denen sie besonderes Wissen zuschreibt.<sup>5</sup> Der französische Jesuitenpater Fleury erzählte 1951 dem Zigeunerkenner Starkie (dessen Arbeiten bekanntlich sehr viel dazu beitragen, die moderne «Nomadenromantik» der europäischen Jugend zu wecken) von einer von ihm aufgeschriebenen Überlieferung: In Indien hätten nach dieser die Ahnen der europäischen Fahrenden erlernt, «Saiteninstrumente zu spielen und den Gesang der Rig-Veda-Hymnen auf Geigen alten Stils zu begleiten».<sup>6</sup>

«Sie hätten die Naturkräfte, vor allem Feuer und Wasser, religiös verehrt und ihre Weisheitslehre Joga genannt ...» Sie seien dann nach Persien eingewandert: «Zu Lebzeiten des Vaters von Abraham seien sie ins Land der Chaldäer gezogen und dort freundlich aufgenommen worden. Auch Abraham sei ihnen wohlwollend gesonnen gewesen. Man habe auch die Künste, die sie ihrer Joga verdankten, geschätzt ... Als Abraham das Ur der Chaldäer verlassen und sich

zum Glauben an den einzigen Gott bekannt habe, sei ihm ein Stamm der Sinteer (der französische Zigeuner, der dies erzählt, meint das Volk der «Sintés», deutsch meistens «Sinti» geschrieben, S. G.) ins Land Kanaan gefolgt; von Kanaan seien die Sinteer weiter nach Ägypten gezogen und hätten die Pharaonen ihr Joga gelehrt.»<sup>6</sup>

Die Sage der französischen Zigeuner lässt geradezu deren Vorfahren die Boten und Überbringer der orientalischen Überlieferungen sein, die diese sogar schon in vorchristlicher Zeit nach Europa brachten: «Zu Christi Zeit habe es in Palästina viele Sinteer gegeben; einige sintische Stämme seien von dort aus übers Euxinische Meer nach Griechenland, Rom und Südfrankreich gezogen.» Von der schwarzen Sara, der weisen Mutter eines Sinti-Stammes, noch heute in der Provence als eine grosse Heilige verehrt, seien die «drei mit Christus verbundenen Marien gerettet und freundlich aufgenommen worden» – als sie nach dem Tode des Heilands sich nach Europa begeben hatten: Als ein wichtiges Erbe, das sie noch aus den Zeiten ihrer Gemeinschaft mit dem Stammvater Abraham hätten, nennt die gleiche Sage die Einblicke der Ahnen der Sinti-Zigeuner in die uralte Astrologie, wie sie besonders von den Weisen der Chaldäer gelehrt worden sei.<sup>6</sup>

Ein anderer französischer Sammler von phantastischen Nomadengeschichten schildert das Zusammentreffen mit einem Stamm, an dessen Spitze er einen Mann aus einer berühmten Linie von orientalischen Prinzen zu erkennen glaubte. Auf die Frage nach Herkunft und Ziel seiner Reise habe er, wie aus einem jahrtausendealten Traum heraus, geantwortet: «Wir kommen aus einer Welt, die zu bestehen aufhörte, und wir wandern in der Richtung eines Landes, das einmal sein wird.»<sup>7</sup> Solche Lehren sind recht volkstümlich: In verschiedenen Ausgaben der Bücher unserer «Heiler und Hexen» des Alpengebiets, die in der Regel auf den biblischen Führer der Völkerwanderungen, Moses, zurückgeführt werden, erscheinen die Zigeuner als die Erben sagenhafter Priesterschaften aus geschichtlich nicht erfassbaren Zeiten ...<sup>8</sup>

In den Geschichten am Lagerfeuer sehen sie die Blüten der Hochzivilisationen, deren Entartung und die Wanderung ihrer noch heilen Stämme namentlich in Berggebieten, wo sie mit ihrer Kultur zäh überleben können, sozusagen als ewigen Vorgang.<sup>9</sup> Die letzte Zigeunerwanderung nach Mitteleuropa erklären die Zigeunergelehrten,



In den Alpensagen sind bezeichnenderweise magische «Wunderdoktoren» und Freude verbreitende «fahrende» Spielleute treue Verbündete.

mit denen ich darüber redete, aus der Verfolgung der indischen Stammesreligionen durch einen zum reinen Machtinstrument gewordenen Islam.<sup>10</sup> «So sei es schon während der Beamtenherrschaft in Babylon oder Ägypten gewesen – so sei es ja noch in den Diktaturen von heute.»<sup>11</sup> «Unter der Diktatur Stalins schätzt Jaroslawsky, der Chef der «Kämpfenden Gottlosen» (Woinstwuiuschie Bezboschniki), dass fast vier Fünftel der Bevölkerung Russlands unter dem Einfluss der «Schamanen», der Stammeszauberer, verblieben seien. Auch die eigentlichen griechisch-orthodoxen, christlichen Russen hatten in jedem Dorf «ihre» Hexenmeister und Hexen, die nach sowjetischen Forschern nichts anderes waren als moderne Schamanen. In den dreissiger Jahren liessen Stalin und Jaroslawsky



solche «reaktionären» und «konservativen» Menschen, die nicht auf ihre Traditionen verzichten wollten, zu Tausenden in die Konzentrationslager Sibiriens abschleppen.»<sup>12</sup>

Dies wurde von Leuten aus immer neuen Flüchtlingswellen berichtet, die diesen masslosen Verfolgungen zu entfliehen vermochten – freilich in der Regel, um als rechtlose und bettelarme Flüchtlinge in der ihnen vollständig unverständlichen Umwelt der westeuropäischen und amerikanischen Grosstädte dahinzudämmern ... Doch auch der ungarische Wissenschaftler Diszegi stellt vorsichtig nach den nun amtlich zugegebenen Tatsachen fest: «Wegen seinem Grundwesen, das in der Einheit von priesterlichen und medizinischen Tätigkeiten besteht, musste der Schamanismus von den sowjetischen Behörden anders behandelt werden als die anderen Kirchen. Diese konnten sich nicht leisten zu warten, bis er von selbst friedlich und langsam zu bestehen aufhörte.» Es sei darum «notwendig (!) gewesen», sein Wirken vollständig zu unterbrechen: «... einige strenge Massnahmen wurden ergriffen, verschiedene Schamanen wurden eingesperrt ...»<sup>13</sup>

Wenn wir verstehen wollen, warum gerade in den Berggebieten viele der alten Völkertraditionen überleben konnten, müssen wir uns ein wenig mit der Nomadensage von den einstigen Auswanderungen der Stämme unter dem Druck von erstarrten, nur an die rücksichtslose Macht glaubenden Grossreichen beschäftigen. Leider haben die Vorgänge unseres Jahrhunderts, deren Opfer (mit vielen Millionen) auch meine Familie war, auch für die Gegenwart die Möglichkeit solcher Vorgänge bestätigt.

### Künste am Lagerfeuer

Eine Zeitungsuntersuchung über die Nomaden des Alpengebiets stellt fest: «Die Zigeuner haben schon immer in Einheit mit der Natur gelebt. Sie haben eine eigene Kräuterheilkunde und eine Form der Akupressur entwickelt. Sie beobachten den Himmel und geben Wegbeschreibungen mittels Sternbildern weiter. Ihre

Lebensweise in der freien Natur macht sie zu engagierten Zeugen der – nicht von ihnen verursachten – Umweltverschmutzung.»<sup>1</sup> Es wird anschliessend der Ausspruch eines bekannten schweizerischen Zigeuners angeführt: «Wir haben letzten Sommer festgestellt, dass es in bestimmten Teilen des Baselbiets, Aargaus und des Kantons Bern keine Vögel mehr hat in den Wäldern. Wo früher Tausende zu hören waren, herrscht jetzt Grabesstille. Wir finden immer mehr Bäche, in denen keine Fische mehr leben – eine Katastrophe!»<sup>1</sup>

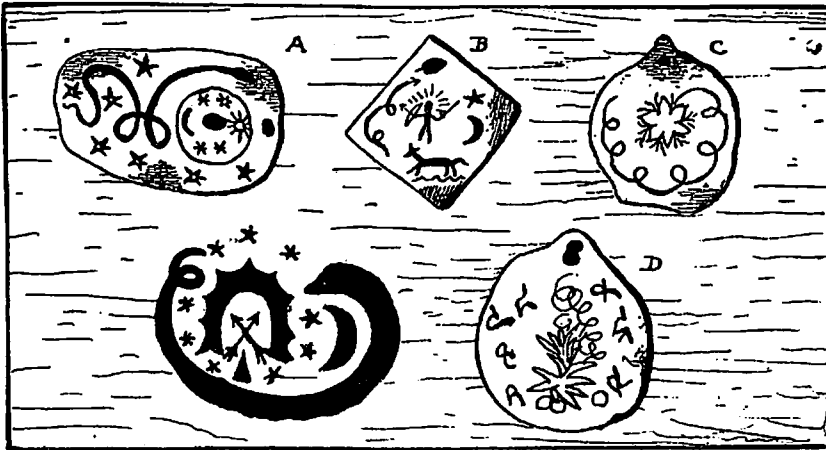
Solche Lehren der noch immer auf ihre Überlieferungen stolzen Fahrenden von Mitteleuropa werden darum in der Gegenwart entsprechend zusammengefasst: «Die Roma (so nennen sich selber viele noch umherziehende oder auch sesshafte Nachkommen der Zigeunerstämme, S. G.) haben auch ohne den Schock einer Krise gewusst, dass es kein Einfamilienhaus und keine teuren Pelze braucht, um glücklich zu werden; auch keinen Zweitfernseher mit Videogerät und keinen Zweitwagen mit Windsurfer auf dem Dach.»<sup>1</sup>

Nach einigermaßen zuverlässigen Schätzungen gibt es z.B. allein im schweizerischen Alpenland fünftausend der noch umherziehenden Abkömmlinge von verschiedenen, in der Regel nach ihren Sagen «von Osten her» zugewanderten Nomadenstämmen. Wobei zusätzlich noch etwa eine siebenfache Zahl von «Sesshaften» in Stadt und Land sich selber als von «Zigeunerherkunft» ansieht – und zumeist, wenn man ihr Vertrauen gewinnt, von den entsprechenden Bräuchen der naturverbundenen Vorfahren weiss.<sup>2</sup> Die Fahrenden selber nennen freilich noch viel höhere Zahlen. Als 1983 wieder einmal, bezeichnenderweise vor den Wahlen, eine Hetze gegen die Minderheit der einheimischen Nomaden losging, schrieb ein Vertreter des Fahrenden Volkes in einer Zürcher Zeitung: «Man kann fragen, wen man will, jeder zehnte einheimische Schweizer hat, wenn er sich nicht schämt, darüber zu reden, Vorfahren unter den Zigeunern. Das sind sicher eine halbe Million Mitbürger (der Schreibende nimmt als Gesamtzahl der Bürger seines Landes fünf Millionen an, S. G.), und sie sollten endlich dazu beitragen, dass man aufhört, uns, die wir noch in Wagen leben wollen, überall zu verfolgen.»<sup>3</sup> Ein Zigeunerarzt aus der Schweiz, der im übrigen mehrere Tagungen der Fahrenden einberief, geht sogar so weit, zu vermuten, dass sich noch fast ein Drittel der Sesshaften, «wenn sie ganz

ehrlich sind», an eine Nomadenherkunft ihrer Vorfahren erinnern.<sup>4</sup> Er berief sich bei solchen Schätzungen vor allem auf die Aussagen der Kranken, die ihn aufsuchten und glücklich waren, «mit jemandem ehrlich über solche Dinge reden zu können».<sup>5</sup>

Im ganzen Gebirgsgebiet von Provence, Savoyen, Jura und Burgund, Norditalien bis in das österreichisch-böhmische Waldgebirge werden ähnliche Geschichten erzählt, und es scheint immer sinnloser, hier reine Volksphantasien zu vermuten.<sup>6</sup> Selbstverständlich dürfen wir den Begriff «Zigeuner» nicht etwa als eine feste Rassenbezeichnung nehmen, sondern als einen Hinweis auf in Grossfamilien herumziehende Nomaden oder Halbnomaden von ganz verschiedener Herkunft.<sup>7</sup>

Der romantische Dichter und Gelehrte Johann Rudolf Wyss fasste 1815 die Sagen des Alpengebiets über die «Bergmännlein» folgendermassen zusammen: «Andere jedoch haben vermutet, die früheren Urbewohner des Schweizergebirges, von später eingewanderten Volksschwärmen verdrängt, haben sich vielleicht auf die Höhen und in Berghöhlen flüchtend hingefristet, und seien allmählich dann den neuen Ansiedlern hier und dort zu Gesichte gekommen, näher getreten, hilfreich gewesen und endlich als zauberhafte Genien in das Gebiet des Wunderbaren emporgelüpft worden.»<sup>8</sup>



Beliebte Glückszeichen der zigeunerischen Stammesärzte, noch aus Zeiten der grossen Völkerwanderungen: Feuer, strahlende Gestirne, Menschen mit Heiligenschein, die Weltenschlange.

Durch die Schilderungen der Überreste unserer Alpenzigeuner der Gegenwart, die sich selber oft stolz als die älteste und echtste Bevölkerung der Bergländer ansehen, werden all die einheimischen Traditionen von den «Wilden Leuten», Berg- und Erdleuten, Gebirgsfeen usw. dem Reich der Märchen entrückt:<sup>9</sup> Vom Zuger Dörfchen Walchwil weiss die Sage, die sich ausdrücklich auf den Augenschein alter Menschen abstützte, dass die Bergmännchen (Bergmandli), die «in den Felsen und Klüften» hausten, in den verschiedensten Handwerkskünsten wohlerfahren waren und «Krankheiten heilen konnten». «Die Männer waren von Farbe schwarzbraun», die Weiber ausserordentlich schön – «in ihren Ehen lebten sie gar zärtlich».<sup>10</sup> Oft viel sachlicher als die aufgeklärten Verfasser der Sagenbücher des 18.–19. Jahrhunderts, von denen etliche hier irgendwelche mysteriösen Wesen des Volksaberglaubens zu erkennen glaubten, behaupteten etwa die ländlichen Erzähler: «Diese Bergmänner seien nichts anderes gewesen als braune Zigeuner, die ehemals bandenweise beim Zuger Landvolke sich umhertrieben als Kessler, Hufschmiede und Kleinmetzger und durch ihre Verschmitztheit in den Ruf von Zauberern kamen.»<sup>11</sup> Wichtig sind immer wieder die Hinweise der Sage: «Lag irgendwo ein Kranker, der ärztliche Hilfe und pflegende Hände entbehren musste, gleich waren die Erdweibchen da mit Tränklein, Tüchlein und Kanne ...»<sup>12</sup> Von den Erdleuten im Fricktal, die ganze Berghöhlen in die Felsen gehauen haben sollen, behaupten sogar die Sagen, sie seien ursprünglich von weither eingewandert: «Unsere Voreltern behaupten von ihnen, aus Asien her seien sie in unser Land gekommen, sie hätten dort die Sonnenhitze nicht mehr ertragen können, und daher erklärten sich's auch die Leute, dass die Gesichtsfarbe der Erdmännchen ganz schwarz und ihr Naturell ein so äusserst träges (?) war ...»<sup>13</sup> Die Sage von der Herkunft der geheimnisvollen Heldenstämme ist, wie schon Rochholz festhielt, auch in anderen Berggebieten ähnlich: «Sie wiederholt sich in der Landessage des Kantons Freiburg. Im dortigen Ormonderlande lebten die Feen von Haselhühnern und Auerhähnen, behüteten die Viehherden vor Seuchen, sahen im übrigen unseren Mädchen gleich, hatten aber eine rabenschwarze Haut (wie die wilden Mohren in Afrika) ...» Auch in andern Geschichten erscheinen die Erdleute oder die «Hollen» als dunkle, «schwarze» Menschen.<sup>14</sup>

## Berge als Schutzschild

Eigentlich sind damit diese heilkundigen «Wilden» der Alpen- und Jurasagen gar nicht wesentlich verschieden von den «fahrenden» Sippen der gleichen Landschaften, wie ich sie noch erleben konnte. Auch sie wurden wegen ihrem Heilwissen aufgesucht und waren tatsächlich häufig ziemlich dunkel, was man bald aus ihrem Dasein in der Gebirgssonne, dann wieder aus ihrer indisch-zigeunerischen Herkunft erklärte.<sup>15</sup>

Selbstverständlich kennt unsere Volkssage scheinbar abweichende Schilderungen: In den *Alemannischen Gedichten* von J. P. Hebel (1760–1826) erscheint die zierliche Frau des «Erdmännli» in einem Gewand «gestickt mit goldenden Blumen und mit Edelstein» und dazu goldhaarig – solche Beispiele gibt es sicher dutzendweise.<sup>16</sup> Doch gerade von alpenländischen Fahrenden kann man hören, es gäbe unter ihnen einen sehr alten Stamm, «blauäugig, hellhäutig, Haare blond oder kastanienbraun: Sie sind wahrscheinlich dem Ursprung nach Kelten.»<sup>17</sup> Sie wären demnach von gleicher Herkunft wie viele der «Sesshaften», nur dass sie die Erinnerung an uralte Einwanderungen und Bräuche einer gemeinsamen Urzeit bewahrt hätten! «Ach, sie waren so arm, von so niederem Stand, / Doch wie Prinzen, mit flachsblonden Haaren ...», dichtete sogar ein anderer Nachkomme der in der Gegend der Juraberge umherziehenden Nomaden über seine Ahnen Mitte des 19. Jahrhunderts.<sup>18</sup> «Jede Sippe, die ihren Überlieferungen treu bleibt, bewahrt eben durch Jahrhunderte bestimmte innere und auch äussere Merkmale», bestätigte mir ein guter Kenner der Alpensagen, «Nur der Mensch der Masse in der Stadt tut alles, möglichst auszusehen wie die anderen.»<sup>19</sup>

Ein einheimischer Lehrer stellt fest: «Ich denke an viele Abende und Nächte, die ich mit dem Fahrenden Volk teilte auf manchen Plätzen und die mir wieder diesen Blick in die andere Welt wesentlich erleichterten.»<sup>20</sup> Alles was noch an diese «andere Welt», die Lehre von den «Sympathien» zu allen Wesen und den weitergelebten Eigenarten der Ahnen erinnert, müsse heute gesammelt und der wachen Jugend weitergereicht werden: sonst wäre jeder «Fortschritt» nichts als eine wachsende Verarmung, der Verlust des Wissensschatzes der Erfahrungen.

«Die grosse Völkerwanderung hat es nie in einer bestimmten Zeit als ein einmaliges Ereignis gegeben», sagte mir ein erfahrener Zigeunerschriftsteller in Genf, «sie hat vor Jahrtausenden stattgefunden, geht immer weiter und wird frühestens am letzten Tag der Welt aufhören. Alle Menschen wandern mit, wie es in der Bibel heisst. Alle Menschen sind Wanderer und wussten es früher, genau wie wir. Nur viele wollen es heute nicht wahrhaben, sie verdrängen, dass ihre Vorfahren in irgendeiner Zeit aus der Ferne herbeigezogen sind! Darum kennen sie meistens nicht einmal ihre Grosseltern, weil sie deren Fluchtgeschichten vergessen wollen.»

Die Wahrheit erkannte ich schon durch ein ganz bestimmtes Ereignis ungefähr 1941, als kaum Zehnjähriger. Auf der Flucht im Meer der rat-, recht- und staatenlosen Menschen war ich in den schweizerischen Heimatort meiner Mutter gekommen und wuchs bei bitter verarmten Grosseltern auf. Die Gruselgeschichten über das Umherirren meiner jungen Eltern durch ein brennendes Osteuropa bildeten eine Art Alptraum um mich herum. Die auch über der Schweiz drohende Kriegsgefahr vergiftete die Luft. Politische Schlägereien, Haussuchungen der Polizei nach Spitzeln unter den papier-

losen Flüchtlingen waren in den recht trostlosen Wohnblöcken meiner Umgebung recht häufig. In den Nächten mussten die Häuser wegen möglichen Luftangriffen verdunkelt werden. Das Essen war rationiert.

Doch in einer Nacht auf Ostern, die für mich durch die Geschichten meiner Grosseltern über sonst vergessene Bräuche und Legenden sowieso viel Märchenhaftes an sich hatte, wurde ich gegen Morgen von Lärm geweckt. Ich vernahm Lachen, Rufen und sogar Kinderlaute in der sonst in meiner neuen Heimat unverständlichen russischen Sprache. Ich kleidete mich an und eilte im zart beginnenden Tagesgrauen in die armselige Welt der unsere Wohnung umgebenden Hinterhöfe ... Die ganze trostlose Umgegend, die grauen Wohnblöcke, die hölzernen angebauten Baracken, die halb ausgeschlachteten und rostigen Autoleichen, der ungedeckte schmutzige Stadtbach, in dessen Uferlöchern Ratten hausten – alles schien durch den Zauber der Dämmerung verwandelt. Menschen aus einer Gelegenheitsarbeiter- und Trödlerfamilie der unmittelbaren Nachbarschaft hoben gerade die Bierbecher – doch ausnahmsweise mit keinerlei Alkohol, sondern mit Wasser gefüllt!

Ihre Kinder hatten im alten Brunnen, der mitten im unmöglichsten Gerümpel plätscherte, «Osterwasser» geholt, ohne ein Wort zu sprechen zu ihren Eltern gebracht, und dieser Trank, nüchtern genossen, sollte nun allen für ein Jahr «die Kraft der Erde bringen – die in der heiligen Auferstehungsnacht Christus der Erlöser, seine Mutter und alle Heiligen selber segnen.» Die Leute aus dem Hinterhof, die ich aus ihren Grüßen am Tag für einheimische Handwerker gehalten hatte, entpuppten sich zum Teil als Flüchtlinge aus ähnlichen Gegenden wie ich selber. Sie hatten zwar, aus Angst vor unsicheren Zeiten und damit Verfolgungen, ihre Namen gewechselt, bei den Festen erinnerten sie sich aber ihrer Ahnen und damit ihrer Herkunft: Sie feierten, ohne den Aussenstehenden und Nachbarn davon zu erzählen, genau wie ihre eingewanderten Grosseltern noch fern im Osten. Der schlichte Brunnen in einem verstädterten Vorort ersetzte ihnen die heilige Quelle irgendwo in ihrem Ursprungsgebiet, noch hinter Siebenbürgen und den Karpaten.

Die Geschichten, voll Bedrohung durch Häscherbanden, die sie in der letzten Generation des Umherirrens erlebt hatten, übertrafen noch die meiner eigenen Eltern: «Aber ein berühmter Vorfahr»,



In unzähligen Erzählungen ziehen die Magier in die Einsamkeit der Berge, um dort den Einblick in die grossen Naturgeheimnisse zu erleben.

dies erzählte mir später eine alte Frau aus der Familie, die es selber schon von Eltern vernommen hatte, «der besass ein altes Buch, das noch die Regeln enthielt, nach denen ein Moses sein gutes Volk vor allen Gewaltherrn von Ägypten und Babylonien rettete. Ein böser Tyrann wollte auch uns völlig ausrotten, namentlich unsere Kinder schlachten, weil wir nicht seinen Götzendienst mitmachen wollten. Darum konnte dieser weise Grossvater, er war damals ganz jung und stark, auch in Ländern, durch die wir auf der Flucht zogen, mit der Hand ganze Berge aus unserem Fluchtweg heben. Unser Stamm konnte dann seelenruhig weiterwandern, während die gottlosen Schergen und Söldner der Verfolger vor unüberwindlichen Felsen standen.»

Als Kind habe ich natürlich nicht gefragt, wann diese Wunder stattgefunden hatten. Leute, denen ich später diese Geschichten weitererzählte, nahmen an, es handle sich hier ebenfalls um die verklärten Erlebnisse der Sippe während der damals kaum zwanzig Jahre zurückliegenden russischen Revolution, während der wirklich «gottlose», also atheistisch-materialistische Machthaber gegen alle nach alten Bräuchen lebenden Stämme vorgingen. Andere kluge Zuhörer versicherten mir aber, es handle sich bei solchen Erzählungen um Legenden aus der fernen asiatischen Urheimat der Zigeuner, sollen doch nach einer verbreiteten Vorstellung deren Ahnen vor ungefähr einem Jahrtausend wegen sadistischen Religionsverfolgungen Indien verlassen haben.

«Die Geschichten über die Rettung der gehetzten Ahnen durch magisch verschobene Berge durch einen göttlichen Vorfahr sind bei den fahrenden Stämmen häufig», erklärte mir ein polnischer Gelehrter, «ich vernahm sie sogar selber an Lagerfeuern in Ungarn und der Ukraine. Als ich nach deren Sinn fragte, versicherte man mir ganz sachlich, das sei ein schönes Bild, das man schon jedem Kind einprägen wolle. Seien sie nur wenige Jahre älter und müssten selber das vogelfreie Leben des Nomaden führen, dann verstünden sie stufenweise den tieferen Sinn der Märchen über die eigenen Völkerwanderungen.

Auch in einem Lande, dessen Boden eine Sippe erstmals betritt, hat man sofort eine Fülle der Kräfte und Fähigkeiten, wenn man sich nur an die Spielregeln seiner Umwelt hält. Dieses nennt der Narr in der Stadt zwar nur Aberglauben, aber sie zeigen alle, dass man nur

die Berge, Flüsse und Bäume, die man auf seinem Weg begegnet, als lebendige Wesen und Freunde ansehen muss, als wunderbare Schöpfungen Gottes. Dann erhält man von ihnen Kräfte und Hilfe ohne Ende, so dass man allen dummen Verfolgern entkommen und sogar ihre Tyrannei überleben kann.»

### Gott bei den Hirten

Im deutschsprachigen Mitteleuropa durfte ich dann sogar den grossen Aufbruch der Jugend der sechziger Jahre erleben, die aus dem Irrgarten der langweiligen Gleichschaltung wieder den Weg zu einem eigenen farbigen Lebensstil zu suchen begann. Trotz des Versuchs von allerlei Parteistrategen, dieses «neue Volk» als Zugtiere für die eigenstüchtigen Zwecke ihrer Ideologien einzuspannen, wurde die letzte Zusammenkunft auf den Waldhügeln bei den Ruinen der Burg Waldeck im Hunsrück (1969) zu einem in die Zukunft weisenden Ereignis: Gruppen aus einem weiten Umkreis bekannten sich nicht nur wieder zur eigenen ererbten Lieder-, Musik- und Tanzkultur, sondern auch zu einem Dasein näher der Umwelt und Überlieferung. Um wieder «Nachfolger der Volkskulturen» zu sein, beschloss man das «Zusammenarbeiten und Voneinander-Lernen». <sup>1</sup> Die einheimischen «Fahrenden» wurden als Lehrer erkannt: Nur dann gäbe es erst einen Neuanfang, nicht für ferngesteuerte blinde «Trottel» – sondern für «bewusste Menschen». <sup>1</sup>

Ganz ähnlich war in Nordamerika die gleichzeitige Jugendbewegung der «Hippies», die im übrigen solche europäischen Versuche einer Wiedergeburt als Bestätigung und Vorbilder ansahen. Eine weise Frau der Gegenwart, zu der viele solcher Suchenden damals um Rat kamen, stellt fest: «Ich liebte die Blumenkinder mit ihrer naiven Annäherung an das Leben und ihrer kindlichen Tatkraft.» <sup>2</sup> Von ihrem Wissen, das auch sie an die Menschen dieser «neuen Wiedergeburt» (new renaissance) weiterzugeben sich bemühte, schildert gerade auch sie, wieviel davon sie in ihrer eigenen Jugend von englischen Nomaden gewann: «Die Zigeuner sind überzeugt, dass





In den Stimmungen der Höhen ahnten die Vorfahren ihre Welt als vom Kreislauf der Lebenskräfte erfüllt.

für jedes Übel eine Gegebenheit in der Schöpfung ist, welche dieses zu lindern vermag. Wir haben entdeckt, dass sogenannte «Neue» Heilmittel einst in ihrer natürlichen Beschaffenheit bei ursprünglichen Rassen verwendet wurden.»<sup>2</sup> Sie erkannte, dass man also bei den letzten Fahrenden noch lernen kann, was sonst «eine Welt, die sich in übermässige wirtschaftliche Abenteuer einspannen liess» verlor: Wie man «eigener Arzt und Schönheits-Künstler wird ...»<sup>2</sup>

De Ville, dessen entsprechende Schrift auf die Jugend besonders starke Anregungen ausüben sollte, fand sogar, dass der Urstamm der Yadus in den indischen Sagen, «zu dem Krishna gehört, so viel Übereinstimmungen mit den heutigen Zigeunerstämmen zeigt, dass es unmöglich ist, hier nicht ähnliche Volksgruppen zu erblicken»:<sup>3</sup> «Diese Yadus sind, nach verschiedenen Verfassern, die Ahnen der Djat, dieser Nomaden, deren Name bei den Arabern dazu diente, alle Zigeuner zu bezeichnen.»<sup>3</sup> Sogar in West- und Mitteleuropa behaupteten moderne Zigeuner, dieses Wort «Yadu» als Selbstbezeichnung zu kennen.<sup>4</sup>

Nach einer neuen, anscheinend auf süddeutsch-österreichische Nomadentraditionen zurückgehenden Erzählung war dieser «Krishna Govinda, der Kuhhirt, der Flötenspieler, der ekstatische Tänzer, Spielgefährte der Hirtenmädchen», ein Feind jeder Unterdrückung der Stämme durch Gewaltherrscher von Grossreichen. Sein Name wird bekanntlich meistens als «der Schwarze» übersetzt, und dies sei gar nicht die Bezeichnung eines einzelnen göttlichen Helden der Urzeit gewesen, sondern sozusagen «der Titel eines Häuptlings» der als Nachkommen und Abkömmlinge der Götter geltenden Yadu-Stämme:<sup>5</sup> Es habe also in der Urzeit, so nach den Erinnerungen der in Europa einwandernden Nomaden, eine Reihe von aufeinanderfolgenden Krishnas gegeben, die den von ihnen geführten Bünden der freien Sippen die Wege zur Unabhängigkeit wider jede Vergewaltigung zu zeigen suchten.

Die «Hirten der Berge» hätten von Krishna (oder eben den Krishnas) die ewige Lehre erhalten, die Opfer von jedem erstarrten und darum stumpfsinnig gewordenen Glauben aufzugeben: «Auf dem Gipfel des Berges feiern sie ein Fest der Sonne, ihres höchsten Gottes.»<sup>6</sup> Ob dies nun echte wiedergefundene Überlieferungen sind oder Neudichtungen, sie haben tatsächlich in den siebziger Jahren viele junge Menschen angeregt, wieder ein naturverbundenes

Leben in den Bergtälern zu suchen oder zumindest in solchen Gegenden «über Gott und die Welt zu meditieren».<sup>7</sup>

Unbestritten altüberliefert ist aber tatsächlich bei den Fahrenden und Sesshaften von Mitteleuropa ihre Überzeugung, «dass mit dem richtigen Glauben ein Mensch Berge versetzen oder sogar in die Höhe heben kann».<sup>8</sup> Wir nehmen hier nur das berühmte Zauberbuch des Volkes *Geheime Kunstschule*, das angeblich «aus dem Arabischen» stammt und dann zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Deutschland zuerst gedruckt und dauernd abgeschrieben wurde. Zahlreich sind hier, wie natürlich in den nahverwandten «Mosesbüchern», die entsprechenden Anleitungen: «Steinfelsen in Nöten zu zersprengen»; «Berge und Felsen zu zerteilen, wenn du von deinen Feinden gejaget wirst, und kannst nicht weiter»; «Dass du in der Flucht vom Gebirge nicht verhindert werdest»; «Zur Flucht im Gebirge»; «Felsen, Berg- und Steinklippen in Nöten zu zersprengen».<sup>9</sup>

Diese Anleitungen berichten über eine offenbar zu allen Zeiten recht häufige Lage der Dinge, wie Menschen vor ihren Verfolgern auf göttliche Hilfe angewiesen waren: «Sobald du das Gebirge erreichst ...», heisst es in einer der Schilderungen, oder: «Bist du von Feinden gejagt und kannst wegen den Steinklippen nicht weiter kommen ...»<sup>9</sup>

Gerät man in eine solche Sackgasse, so wird etwa geraten: «Nimm sechs andere der Vornehmsten deines Volkes neben dich und alle sieben schreien zugleich ..» (darauf kommt die Anrufung Gott «Adonais» – sein Volk zu erretten). Hier ist ganz offensichtlich eine bewusste Erinnerung an die heilige Kunst der in den biblischen Büchern geschilderten Stämme, sich durch die anberufene Hilfe Gottes den übermächtigen Verfolgern aus den ägyptischen oder babylonischen Grossreichen zu entziehen: Dass solche Sprüche und Gebete um Errettung in den Bergen im deutschen Raum bis heute so beliebt sind, kommt sicher aus all den neueren Kriegen und Revolutionen, während denen ganze, als Ketzer und Hexer verdächtige Volksgruppen sich in abgelegene Täler zurückzuziehen versuchten.

Die Einzelheiten der Anrufungen, die dann die Flüchtlinge sprachen, sind weiterhin sehr bemerkenswert: «Adonai! Neige Deinen Himmel und fahre herunter, berühre die Berge und lass sie rauchen. (Hier haben wir wiederum die noch lebendige Vorstellung, dass man

von dem Boden der Berge «Feuer und Rauch» ausgehen sieht, wenn man die göttliche «Kraft» in ihnen wahrnimmt. S. G.) Lass blitzen und zerstreue sie.» Oder wir lesen: «... fasse auf Erden Stein um Stein, soviel Du mit der Hand in der Eile ergreifen kannst und fang alsdann wieder an fortzugehen. Denn solange Du solches wirst in Händen haben, wirst Du mit Wundern sehen, wie Dir das Gebirge Weg machet und denselben wiederum nach Dir verschlisset ...»<sup>9</sup>

Unmittelbar diesen Lehren über das Bergeverrücken beigelegt findet sich gerade im von uns benützten alten deutschen Buch ein «Auszug aus der magischen Kabbala des 6. und 7. Buches Moses», der die kaum genaue Jahreszahl 1726 trägt, nach dem von den grossen morgenländischen Meistern und weisen Königen «nach talmudischen Traditionen die Zigeuner stammen».<sup>10</sup> Übrigens fand neuerdings der Sprachforscher Wolf den orientalischen Gottesnamen Adonai (Adoni) bei den Fahrenden des Alpengebiets sehr gern verwendet und offenbar auch zu ihnen durch eingewanderte Rom-Zigeuner gebracht.<sup>11</sup>

Ob die Nomaden und Flüchtlinge die Sage von der Möglichkeit, «Berge als Schutzschild» zu verwenden, wirklich getreu aus ihrer Urheimat im Osten mitbrachten, oder ob sie diese erst in Europa neu erdichteten, erscheint nebensächlich. In ähnlichen Notlagen retteten sich offenbar zu allen Zeiten verfolgte Stämme durch den ihnen gemeinsamen Glauben an einen helfenden Gott, an rettende Gebirge und an eine den frommen Menschen behütende Erdkraft.

### Heilung in den Höhen

In den Zauberbüchern des 19. Jahrhunderts, die gern auf Moses oder andere grosse Führer der Urzeit zurückgeführt wurden, finden wir recht häufig die Empfehlung der «magnetischen Kräfte», die der Mensch und auch alle Dinge der Natur besitzen sollen. Obwohl die Verfasser offensichtlich allerlei entsprechende Schriften von Paracelsus bis zu den grossen Heilern der Aufklärung und Romantik benützten, versicherten sie, noch tiefer, aus den uralten Erfahrun-

gen des Volkes zu schöpfen: «Man kannte schon früher die Heilkraft der menschlichen Hand; daher der allgemeine Gebrauch des Handauflegens bei Kranken. Jede Mutter kennt die beruhigende und lindernde Kraft der Hand und wendet sie ganz unwillkürlich und instinktartig bei ihren Kindern an; das Kind wird ruhiger, der Schmerz lindert sich oder weicht, wenn die Mutter nur das Köpfchen in den Händen hält. Diese allgemeine Erfahrung hat zu allen Zeiten und unter allen Völkern Veranlassung gegeben, durch Handauflegen Krankheiten zu vertreiben oder die Heilung wenigstens zu unterstützen.»<sup>1</sup>

Die wichtigen volkstümlichen Werke der magischen Naturwissenschaft, wie sie gerade im 18. Jahrhundert sehr häufig waren und zweifellos die späteren Gelehrten der Romantik stark anregten, behaupten, dass «in den höchsten Gebirgen ... der Einfluss (Influenz) des Gestirns (gemeint ist «der Sternkräfte», wir würden heute einfach von Strahlungen reden, S. G.) am heftigsten und kräftigsten ist»:<sup>2</sup> Ausdrücklich werden als solche günstige, von der «astralen» Kraft erfüllte Orte – «die pyrenäischen, piemontesischen, schweizerischen, tirolischen und steyerischen, auch kärntnischen Berge» aufgezählt.<sup>2</sup>

Als Beweis für das Vorhandensein dieser kosmischen Energien führte man verschiedene Wunderkräuter der Berge an, vor allem aber die märchenhafte «Spring-Wurzel», die man geradezu als Sinnbild all dieser Kräfte schilderte. Sie soll auf den hohen Alpen wachsen und daher einen «unüberwindlichen Magnetismus» enthalten: «Beim Tag ist sie nicht zu finden, bei Nacht aber kann man durch die häufigen, von ihr ausfahrenden Feuerfunken wissen, wo sie ist.»<sup>2</sup>

Nach unseren alten Volksbüchern der Naturmagie kann darum der Mensch, der noch ganz in solchen Überlegungen lebt, unmittelbar aus der Landschaft Energien aufnehmen: «Breite an einem heiteren Abend die Hände gegen Nordwesten aus und bleibe in dieser Stellung, so wird dir wunderbare magnetische Kraft zu eigen werden.» Recht ausführlich wird dazu empfohlen: «Zu diesem Zwecke stelle man sich an einem heiteren Abend auf einen Berg mit ausgestreckten Armen in der Art auf, dass das Gesicht zuerst nach Osten, dann nach Süden und endlich nach Nordwest sieht. Umso besser ist es, wenn man dieses Mittel mehrere Male wiederholt.»<sup>3</sup>

Ich hörte von einheimischen Fahrenden wie auch von einem Berg-

ler des Berner Oberlandes den übereinstimmenden Rat, «gegen jede seelische und körperliche Schwäche beim Berg Hilfe zu suchen». Ein Abkömmling der Nomaden wusste sogar noch den Brauch, von dem wir im Kapitel «Techniken der Seele» ausführlicher reden werden: Man solle eine Hand offen «gegen den Himmel» halten, die andere entsprechend Richtung Erde, dann gehe ein Strom der Kräfte durch den ganzen Leib und führe die gewünschte Heilwirkung aus.

Der Bergler wusste noch, «dass das abendliche Gehen auf den Berg» nur nütze, wenn man dann «an das Fließen» der Energien noch ganz ruhig vor dem Einschlafen denke und auch am Morgen beim Erwachen sich fest vergegenwärtige, dass es einem dank des alten Brauchs «immer besser gehe». Letzteres mag einem der magischen Mittel der Volksmedizin entsprechen, wie sie vor allem in Bayern und in den angrenzenden Ländern gesammelt wurden. Um «ein sehr hohes Altër zu erreichen» wird hier geraten: «Rede Dir jeden Morgen beim Aufstehen selber zu: Ich werde lange leben, ich fürchte keine Krankheit, und nicht alles, was weh tut, ist eine Krankheit. Ich werde heute nichts tun, was Leib oder Seele schaden könnte.»<sup>4</sup> Dieses nach der Überlieferung bewährte Mittel steht übrigens neben Hinweisen, wie man aus Bäumen Kraft für die Lebensverlängerung gewinnen kann. Auch hier haben wir zweifellos einen Ausdruck des uralten Glaubens, aus der Natur endlos heilende Energien aufzunehmen und durch seine frommen Wünsche richtig steuern zu können.

Die eigentliche Überzeugung, von der wir auf diesen Seiten ausgingen, nach denen die Berge von dieser für das Leben so notwendigen «Kraft» besonders erfüllt sind, findet man noch heute bei den einheimischen Kräuterärzten, und sie drang von ihnen aus in die entsprechenden Veröffentlichungen. Hier einige der anschaulichen Hinweise, die man selbstverständlich leicht ver Hundertfachen könnte: «Alte Kräuterkundige behaupten, dass es durchaus nicht gleichgültig sei, wo Kamillen für Heilzwecke gepflückt werden. Kamillen, die hoch oben in den Bergen wachsen, also Bergkamillen, werden für heilkräftiger gehalten als die sogenannten «Talkamillen».<sup>5</sup> «Nach alter Kräutersammlerregel wirkt Baldrian umso besser, je höher in den Bergen er geerntet wird (sogenannter «Almbaldrian»).»<sup>6</sup> Tausendgüldenkraut wird auf Waldlichtungen, auf Holz-

schlägen und Wiesen gefunden, «besonders wirksam gilt immer jenes, das möglichst hoch im Gebirge geerntet wird».<sup>7</sup>

Gerade der für die lebendige Volkskunde wichtige Verfasser, dem ich diese paar Hinweise entnehme, zeigt uns fast auf jeder Seite seines Buchs, warum die Bauern früher ohne ihre «fahrenden» Heilkundigen gar nicht auskommen konnten: Mochten sie selber ihre Kräuter sehr gut kennen und wissen, an welcher Stelle sie ganz nahe bei ihren Häusern wuchsen, sie hatten selbstverständlich kaum je Zeit, wegen besonders wirksamer Pflanzen zu den abgelegenen Höhen zu steigen. So brauchten sie die beweglichen, orts- und naturkundigen Kräuterleute, denen sie dafür sehr gerne ihren Lebensunterhalt sicherten.

Der Glaube an die «rettenden Berge» in den Zauberbüchern des Volkes war wohl nichts anderes als der Ausdruck dieser Überzeugung, dass man in der höchsten Not im Gebirge zu jenen Heilkräften kommen könne, die auch Flüchtlingen auf jede denkbare Art Überleben und Erneuerung schenken. Sachlicher als die sinnbildlichen Berichte unserer wohl tatsächlich aus dem Morgenland stammenden Zauberbücher ist z. B. auch der Bericht der mittelalterlichen *Geheimen Geschichte der Mongolen*. Sie schildert, wie die unterdrückte Sippe des Dschingis-Khan sich entfalten und dann ihr Grossreich der Stämme gründen konnte, das vom fernen Korea bis nach Deutschland reichte: Der junge Held Temujin, der spätere Weltherrscher Dschingis-Khan, rettet sich vor seinen Feinden in die unwegsame Landschaft eines Bergs. Er spricht nun ein Gebet, in dem er diesem verspricht, ihn jeden Morgen zu ehren und für seine Nachkommen zu einem Heiligtum werden zu lassen.<sup>8</sup>

Berge waren also den grossen Volkskulturen nicht nur ein zufälliges Versteck. Sie waren von Kräften erfüllt, die man in gewissen Fällen fühlen, wahrnehmen, bewusst in sich aufnehmen, um entscheidende Hilfe bitten konnte. Wie es der bedeutende romantische Erforscher der süddeutschen Feen- und Hexensagen, H. Schreiber, feststellt, glaubte auch das mitteleuropäische Mittelalter von «manchem Ritter», er sei zeitweise zu magischem Volk «in die Tiefe des Berges» gezogen.<sup>9</sup> Dieser Gelehrte verweist auf die im Volk noch immer fortlebende Überlieferung: «Venusberge (also angebliche Wohnsitze von schönen weiblichen Gottheiten noch aus keltisch-römischen Zeiten, S. G.) gibt es häufig am Oberrhein. Schöne Natur



In den verwirrenden Lichterscheinungen der Mondnächte träumt der Bergler noch heute von der Nähe der Mächte aus grossen Ahnenzeiten.

und mildes Klima begünstigen daselbst die Lustgelage im Freien ...»<sup>9</sup> Im St. Gällischen versichert uns die Volkssage vom überwachsenen Felshügel Tiergarten, dass der aus deutscher Dichtung wohlbekannte Minnesänger Tannhuser dort «mehrere Jahre» geheimnisvolles Volk besuchte.<sup>10</sup> Dieser Bericht enthält ebenfalls einen für uns wichtigen Hinweis: «Übrigens haben früher auch gar oft Zigeunerbanden unter den überhängenden Felsen am Fuss des Hügels gelagert und ganze Nächte hindurch Musik und Tanz gehalten.»<sup>11</sup>

Wie in den mythischen Tagen der Stammeshelden Krishna oder Temujin ziehen sich auch im keltisch-germanischen Mitteleuropa in geistigen, kriegerischen, wirtschaftlichen Nöten Menschen in die für sie «heiligen» Waldberge zurück: Von «wilden» Wanderstämmen lernten sie die hohe Kunst der Lebensfreude, der Heilung auch in einer schweren Lage.

## Im Museum für Zauberbücher

Während der beiden Weltkriege in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, verbunden durch «Friedenszeiten» voll von blutigen Umwälzungen und den Kampf gegen ganze Menschenklassen predigenden Diktaturen, hatte das Alpenland Schweiz einen unbestreitbaren Vorteil: Es wurde nicht fortlaufend von fremden Heeren durchzogen.

Noch Kind, doch durch die Erlebnisse der Anverwandten in ganz Europa zum einigermaßen bewussten Leben erzogen, verbrachte ich einen wesentlichen Teil meiner Freizeit im alten Teil der Hauptstadt Bern. Dieser Raum zwischen dem fast noch mittelalterlich wirkenden Stadtturm, «dem Zytglocken», mit dem sogar Monate und Tierkreiszeichen zeigenden Wunder-Uhrwerk, und dem Bärengraben mit lebendigen Bären, dem Wappentier der Stadt, wirkte irgendwie zeitlos.

Es gab in diesem beinahe mittelalterlich anmutenden Umkreis eine Reihe von Antiquariaten, die Bücher und andere Gegenstände aus allen Epochen führten: Man kann ruhig sagen, dass die Greuel und Schrecken, die unseren ganzen Erdteil erfüllten, einen Beitrag zum stillen Glanz dieses Altwarenhandels darstellten. Riesige





Schon die vergilbten Volksbücher sind voll von Nachrichten über die Weisheiten, die «von den grossen Alten» herkommen; man müsse sie nur «richtig» zu studieren verstehen ...

Schätze, gerade von Gedrucktem, strömten mit den Flüchtlingen in unser Land und wurden von diesen, da sie in der Regel in zunehmender Furcht das unsichere Europa ganz verlassen wollten, oft unter dem Preis abgestossen: Sie blieben, obwohl sie vergleichsweise billiger waren als heute der übelste Schund, recht lange in den Schaufenstern. Fremde Reisende mit Geld waren damals nun einmal keine da, und die Einheimischen hatten kaum viel des Überflusses und

dachten eigentlich nur an die Selbsterhaltung und die Sicherung ihrer Staatsgrenzen.

Obwohl ich selber erst recht kein Geld hatte, bildete für mich diese Welt der meist ungeordneten Bücherberge ein Paradies, in dem mich bei fast jeder Bewegung Überraschungen und Pforten zu farbigen Träumen erwarteten. Dazu kam noch, dass in einigen dieser Antiquariate gerade Flüchtlinge zur zeitweisen Aushilfe sassen, die einst auf ihrem Gebiet in München, Wien oder Prag zu den angesehensten Fachleuten gehört hatten: Etwas verbittert über ihr Schicksal sassen sie trübe im Urwald der entwerteten Bücher; umso mehr waren sie zur Entspannung bereit, ihren seltenen und jugendlich-neugierigen Gästen von ihrer Erfahrung weiterzugeben.

Stundenlang betrachtete ich irgendwelche Werke über Krönungen oder Prinzengeburten in Königreichen, die noch um die Zeit meiner Geburt Wirklichkeit waren, aber für die nun heranwachsenden Kinder bereits in das Reich der Märchen gehörten. Ganze Gestelle waren daneben mit «okkulten» Büchern, tiefsinnig gelehrt oder marktschreierisch oberflächlich, gefüllt: Der Zustrom solcher Schriften, teilweise nach deren liebevollem Gebrauch in Familien ganze Generationen hindurch gehortet, war so gross, dass ihn die wenigen leidenschaftlichen Käufer unmöglich wegkaufen konnten. Also wanderten sie meistens zum Abfall – meist zum Altpapierpreis ...

Der Antiquar im «Brockenhaus», einer mir damals besonders riesig vorkommenden Handlung mit Altwaren, erklärte mir damals: «Alles wird jetzt zu uns gespült, als wären es die Überreste eines zersprengten Planeten.» Er erzählte mir im übrigen von einem Flüchtling aus einem seit Jahrhunderten verschlafenen Städtchen an der deutsch-tschechischen Grenze des Böhmerwaldes, der hier seine recht seltene Sammlung verkauft hatte und dabei etwa sagte: «Seit ich diese Stadt am Alpenrand gesehen habe, die noch aussieht, als hätten die Berge in ihrem Umkreis sie seit dem Mittelalter vor allen Gefahren gerettet, macht es mir fast nichts mehr, meinen Schatz wegzugeben. Wenn schon hier, mitten im Sturm, eine solche Ruhe herrscht, dann hat wohl alles auf der Welt auch weiterhin seinen Sinn. Sicher kommt zu meinen Büchern ein junger Mensch, dem sie bestimmt sind, weil er sie zu seiner weiteren Entwicklung braucht.»

«Haben denn die Leute früher in Europa mehr Bücher über die

Geheimwissenschaften gelesen?», fragte ich damals jenen Antiquar, als gerade wieder ein ganzer Hügel von Zauberbüchern, Wahrsagekarten und Traumführern hier abgelagert wurde und in den alten Beständen fast keinen Platz fand.

«Diese Dinge kommen eigentlich vor allem in Notzeiten in Mode», lautete die Antwort, die mir nun fast vierzig Jahre in Erinnerung blieb, weil ich dank ihr von der erlebten Kulturgeschichte recht viel begriff. Der Antiquar erklärte mir, indem er seine Schlüsse nicht nur aus den Jahren seiner eigenen Beobachtungen, sondern auch aus den gut aufbewahrten Erkenntnissen eines alten Lehrmeisters aus München zog: «Es ist kein Zufall, dass das Volk viele seiner Zauberbücher auf Moses zurückführt, von dem man weiss, dass er sein Leben lang seine Stämme aus dem wildesten Chaos einer Verfallszeit zu retten versuchte. Viele Menschen brauchen nun einmal diese Rezepte und Hinweise, wenn ihnen das Zeitalter immer drohender und düsterer erscheint ... Sie suchen dann nach Hinweisen, wie sie die Alten hatten, wenn sie alle die Wüstenwanderungen und Verfolgungen bestehen wollten.

Solche Gedanken kamen dann den Menschen in allen ihren Notzeiten. So war es, wie wir aus den ganz seltenen erhaltenen Drucken sehen, schon während den Reformations- und Türkenkriegen, besonders auch vor der Französischen Revolution und dem aus ihr hervorgegangenen Diktator Napoleon. So war es vor dem Ersten und jetzt während dem Zweiten Weltkrieg unseres Jahrhunderts.

Was Du nun siehst, sind die Reste von allen Hoffnungen und dem Suchen vor der Kriegszeit 1939–1945. Wenn jetzt Frieden kommt, musst Du nur warten – wenn man wieder die alten Werke, eigentlich sind sie in ihrem Wesen immer die gleichen, neu herauszugeben und abzuschreiben beginnt, ist eine neue grosse Krise im Anzug. Die Bücher enthalten zu allen Zeiten viel Unsinn und Verwechslungen – sie behaupten aber, dass es in den schlimmsten Lagen Möglichkeiten geben kann, sich und seine Familie durchzubringen – und dass das Leben trotz allem ein lebenswertes, weil endlos spannendes Abenteuer ist. Auch die ganz klugen Menschen blättern darum in diesen Schicksalsjahren in ihnen, weil sie nach der uralten Fähigkeit der menschlichen Rasse suchen, trotz allem an die Zukunft zu glauben.»

## Bibliotheken aus Bauerntruhen

Der alte französische Landarzt Augustin Dubois versicherte: Das Buch der wunderbaren Geheimnisse des «Grossen Albert» (die angeblich vom deutschen Gelehrten und Magier Albertus Magnus herkommen) sei in der Sologne zum «beliebtesten Buch der Hexer» geworden! Einmal sah er ein solches Werk, das sogar 150 Jahre alt war: «Sein Besitzer lehnte jedes Angebot ab, es mir zu überlassen, und seine Gattin zerstörte es nach seinem Tode, weil er keine unmittelbaren Erben besass. Sie wollte nicht, dass es in die Hände eines Fremden falle. Es sei heilig, sagte sie.»<sup>1</sup>

Von den fahrenden Händlern, die diese Schriften vertrieben, sagte der erfahrene französische Arzt, dass sie «meistens» Bergler waren, die in den Jahreszeiten, da sie weniger an ihre ländlichen Beschäftigungen gebunden waren, auf diese Art dazuverdienten. Sie hätten die kleinsten Siedlungen aufgesucht, übernachteten dort und zahlten ihre Zeche «mit einem Lied oder einer Geschichte»:<sup>1</sup> Aus solchen Hinweisen können wir auch hier annehmen, dass diese Bergler (montagnards) ihre Bücher nicht nur wegen dem Geldverdienst vertrieben, sondern ihren Inhalt auch selber mehrheitlich bejahten. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die Sagen, mit denen sie ihre Gastgeber in den einsamen Siedlungen unterhielten, häufig mit dem Inhalt ihrer Schriften in Zusammenhang standen und damit halfen, ihre Ware geschickt anzupreisen. Ähnlich, wie wir besonders für die deutschsprachigen Alpenländer wissen, haben also auch in Frankreich die verwirrend unzähligen Auflagen der «magischen» Volksbücher und deren «fahrende» Verkäufer den Beitrag geleistet, die Zaubermärchen über ganze Kulturkreise zu verbreiten.

Noch für das 18. und 19. Jahrhundert schildert uns ein schweizerischer Dichter und Volkskenner wie Gottfried Keller in seinem *Grünen Heinrich* (1854) die eigenartigen Schichten um jene Trödler, Antiquare, Buchhändler, die wir als Verbreiter und Herausgeber solcher Schriften anzusehen haben. Die Familie der Altwarenhändler, die ihm als Kind unzählige geistige Anregungen für sein späteres Leben vermittelte, war der Mittelpunkt eines grossen Kreises der beweglichsten unter den Handwerkern und fahrenden Händlern der ganzen Gegend, die regelmässig zusammenkamen, um in den Zau-

berüberlieferungen zu schwelgen, «in verrückten, marktschreierischen Theosophien» um das Leben in den Elementen, in Geschichten von Fahrten der Hexen zum Bergsabbat, in wunderbaren Hexen- und Rittersagen, «merkwürdigen Reisen durch die verschiedenen Himmelskörper», «alten Heldenbüchern» usw.

Keller fasst das Wesen solcher Kreise zusammen, wie man sie wohl vor allem im schweizerischen, süddeutschen und österreichischen Raum überall nachweisen kann und die zäh dem Zeitgeist zu trotzen wagten: «Mit Ausnahme einiger weniger heuchlerischer Schmarotzer hatten sonst alle ein aufrichtiges Bedürfnis, sich durch Gespräche und Belehrungen über das, was ihnen nicht alltäglich war, zu erwärmen und besonders in betriff des Religiösen und Wunderbaren eine kräftigere Nahrung zu suchen als die öffentlichen Kulturumstände ihnen darboten.»

Aus der ganzen Antiquaren-Bildung und der verständlichen Beziehung dieser Trödler zu fahrenden Händlern aus andern Ländern oder gar zu den zweifellos ihre Buchschätze benützenden Gelehrten aus höheren Ständen verstehen wir das dauernde Eindringen orientalischer Weltbilder in die Zauberbücher des «einfachen» Volkes.<sup>2</sup> Unter den Bänden, wie sie dauernd durch die Hände der Antiquare gingen, machten ihnen nach Gottfried Keller besonders diejenigen Spass, die in erster Linie «nordische, indische und griechische Mythologien aus dem vorigen Jahrhundert mit grossen Kupferstichen enthielten»: «Alle die Götter und Götzen der alten und jetzigen heidnischen Völker beschäftigen sie durch ihre Geschichte sowohl wie durch ihr äusseres Aussehen in den Abbildungen ...»

Diese Tatsache, dass sich hier dem Volk in den Zeiten der geistigen Unterdrückung «eine kräftigere Nahrung» bot, «als die öffentlichen Kulturumstände» sie lieferten, erklärt uns vor allem die rasenden Verfolgungen gegen die ganze freilich so schwer fassbare Literatur dieser Art: Ein französischer Kenner der magischen Literatur seines Landes verzeichnet allein für die Jahre 1703–1965 über 70 Ausgaben des erwähnten «Grossen Albert» und des «Kleinen Albert», die die Geheimnisse des mittelalterlichen Magiers und Heiligen Albertus Magnus enthalten sollen. Er muss aber beifügen: «Noch grösser ist die Zahl derjenigen Ausgaben, von denen alle Abdrucke verschwunden sind ...»<sup>3</sup>



Noch immer ausserordentlich verbreitete «Zauberbücher» des Volkes nennen sogar geheime «Tschueper-Zinggen» (Zeichen), um mit dem Fürsten der Erdgeister in Verbindung treten zu dürfen.

A. Eigner und O. Prokop, die ebenfalls über die Geschichte des 6. und 7. Buches Mose schrieben, stellen aufgrund von Belegen fest: «Jetzt, nach der (französischen) Revolution, befürwortet man drastischere Massnahmen.» Sie führen aus der Schrift von J. Garinet *Histoire de la Magie en France* (1818) an: Wenn man demnach die

Hexer nicht auf die Galeeren schicke, werde sonst diese Rasse immer weiterbestehen.<sup>4</sup>

Zu einer Untersuchung über die heute wieder vermehrt verbreiteten Bücher wie *6. und 7. Buch Mose, Romanusbüchlein* usw. rühmt ein moderner Autor sogar die Haltung der marxistischen Staaten von Osteuropa, welche «dem Übergreifen dieser geistigen Epidemie» durch das Verbot jeder Verbreitung und des Drucks dieser Schriften «eine Schranke» gesetzt hätten.<sup>5</sup> Wolfgang Bauer sieht hier die Entsprechung zum Versuch der deutschen Nationalsozialisten, «die okkulte Literatur einzusammeln und zu beseitigen».<sup>6</sup>

Gerade der Versuch der totalitären Ideologen, die Wanderung der mitteleuropäischen und östlichen Nomaden durch ihre Ausrottung für alle Zeiten zu beenden, wird durch solche Gesetze einigermaßen verständlich.<sup>7</sup> Deren magische Überlieferungen erscheinen als Feind, weil sie in ihrem Umkreis eine Welt der geistigen Unabhängigkeit ermöglichen. Von einem Vertreter solcher verfolgten Sippen aus dem Alpengebiet haben wir darum heute entsprechende Zeugnisse: «Uns wurde während dem Krieg (gemeint ist die Zeit der beiden Weltkriege und deren Folgen, S. G.), leider unter der Behauptung, wir müssten sozial werden, alles herausgeprügelt. Wir wurden gezwungen, unter der Drohung, man nehme uns unsere Kinder weg und tue sie in Anstalten, unsere Kräuterbücher herauszugeben. Die Kinder wurden von Lehrern in der Schule gezwungen, auszusagen, dass ihre Alten noch abergläubische Bräuche hätten. So hat man uns die alte Weisheit herausgeprügelt ...»<sup>8</sup>

Oder wie ein anderer Nachkomme der alten fahrenden Sippen des Alpenraumes, seine einstigen Stammesbrüder wohl noch etwas idealisierend, zusammenfasst: «Dabei lebten sie weise und gesund und kannten keine kaputten Familien und keine harten Drogen ... Sie hatten keinen Krebs ... Sie hatten auch sonst keine Krankheiten. Ein Urgrossvater hatte darum noch mit 94 Jahren sein letztes Kind, und es gab auch Frauen, die mit 60 Jahren schwanger wurden ...»<sup>9</sup>

In der ausgehenden Zeit des 2. Weltkriegs erlebte ich, wie damals die Antiquare, Trödler und Buchhändler der Jahrmärkte, was das Erhalten dieser fast verschwundenen «Sympathie- und Kräuterbücher» angeht, kaum eine weniger wichtige Aufgabe erfüllten als ihre vom Dichter Gottfried Keller so grossartig geschilderten Vorläufer und Ahnen im 17.–19. Jahrhundert. Ein wichtiges Zeitzeug-

nis enthält darum ebenfalls der Hinweis in einer neuen schweizerischen Ausgabe des *6. und 7. Buch Mose*, nach dem für Schriften dieser Art noch immer (oder wieder?) «fahrende Händler oft ein Vermögen verlangen»: «Es gibt kaum ein Antiquariat im ganzen Abendland, in dem man nicht flüsternd nach ihnen verlangt.»<sup>10</sup>

Neudrucke von entsprechenden Büchern steigern darum gerade im Mitteleuropa der Gegenwart das Selbstbewusstsein von Volksschichten, die unter dem Verlust ihrer Traditionen unsagbar zu leiden hatten: «Das sind alles Sachen, die heute an allen Lagerfeuern gelesen werden, wo man wieder Mut hat, sich selber zu sein»<sup>11</sup>

### Rezepte der Höhlengötter

Das bekannte Buch *Magia Divina* (1745) schildert sehr ausführlich die Kulte «so die Kinder Israel auf den Höhen» begingen: «Denn es waren grosse Weltweise und Magi unter ihnen, welche alle hiernach als nach der grössten Kunst strebten. Moses selbst lernte es von diesem Volk und brachte es aus Ägypten mit, da es dann Salomo und andere Helden gefunden. Weil nun Gott der Herr in den Sohn Davids eine grosse Weisheit gelehrt, wurde er lüstern, dieses Geheimnis seiner Vorfahren zu verfertigen ...»<sup>1</sup>

Ein Verfall sei also nicht etwa in der Urzeit aus dieser Benützung der altorientalischen Weisheit um die Grundkräfte der Gestirne und der Erde entstanden, aus der die Völker einst die Gesundheit für Körper und Geist, die Fruchtbarkeit für die Erde und sich selber – und die Fröhlichkeit bei ihren Festen gewonnen hätten! Nach dem Zauberbuch der Ahnen kam der Verfall erst später, als man von Gott als dem Ursprung aller Naturkräfte völlig vergass und ausschliesslich die Sterne auf den Bergen anbetete: Schon im Titel seiner *Göttlichen Magie* versichert der deutsche Verfasser aus dem 18. Jahrhundert, dass diese Überlieferungen «anjetzo noch von einigen, allein sehr wenigen Menschen in der Stille und Furcht des Herren» verwendet würden.<sup>2</sup>

«Ägypten» erscheint im Volksglauben weniger als ein bestimm-

tes, geographisch genau auffindbares Reich, sondern einfach als Tor zum märchenhaften Orient – genau wie man die weiter östlich gelegenen Räume, also z.B. auch China, im Mittelalter gern unter dem Namen «Indien» zusammenfasste:<sup>3</sup> Als Nachkommen und Erben der orientalischen Weisen der Urzeit gelten darum in verschiedenen alten deutschen Ausgaben der Mosesbücher ausdrücklich die Zigeuner.<sup>4</sup> So können wir auf dem Titelblatt eines der volkstümlichen Rezeptbüchlein lesen – offensichtlich um das Vertrauen der Leser in dessen Inhalt noch zu steigern: «Herausgegeben von D. Pleinhorati, Königlichem Leib-Medicy in Egypten, als einem geborenen Zigeuner.»<sup>5</sup> (Im Englischen heissen sozusagen alle Nomaden, Zigeuner in der Regel Gypsies, also noch immer – Ägypter).

Der Franzose Collin de Plancy, der grosszügig die bunten okkulten Mythen des 18. Jahrhunderts, namentlich jene um die Naturgeister, zusammenzufassen versuchte, brachte auch eine eigenartige Nachricht über die Herkunft der noch zu seiner Zeit sprichwörtlich magischen Fähigkeiten des Fahrenden Volkes: Nach schweren Verfolgungen hätten sie in einem jahrelangen Aufenthalt in den Höhlen von Mitteleuropa überlebt und dort in der Einsamkeit unter der Erde ihre Künste entwickelt.<sup>6</sup>

Dies scheint auf keinen Fall, wie man es lange behauptete, reiner Unsinn aus der Küche phantasievoller Chronisten oder Sagen erzähler zu sein: Gottfried Keller, dieser Zeuge einer noch von Volksbräuchen erfüllten Schweiz unserer unmittelbaren Vergangenheit, schildert, wie er als Kind das im Zürcher Volk bekannte «Heiden-



In den Abschriften der Bücher «aus Urzeiten» suchten die Magier und Heiler aller Zeiten Nachrichten über die Gesetzmässigkeiten des Kosmos.

loch» besuchte und es zu seinem Erstaunen tatsächlich vom geheimnisvollen Volk bewohnt fand. Die Erwachsenen, die davon vernahmen, fanden freilich nicht, dass es sich um überlebende Wesen der Urzeit handle, sondern um eine «Bande Heimatloser»: Selbstverständlich taten sie nun alles, das Nomadenpack «über die Grenze» zu vertreiben.<sup>7</sup>

Wie wir wiederum sehen, erkannte man bis in die Gegenwart in den wirklichen Bewohnern der Berghöhlen die Stämme der Heiden, Wilden Leute, Erdleute, Feen, von denen die Nachrichten der Sagenbücher erzählen: Im Berner Oberland wie in Graubünden nannte man schliesslich viele der überlieferten Rezepte der Zauber- und Kräuterbücher «ein Geschenk» von ihnen.<sup>8</sup>

Die geheimnisvollen Bücher einer aus vorgeschichtlichen Zeiten stammenden Bevölkerung scheinen im übrigen in den verschiedensten Teilen des keltischen Westeuropa, in denen sich die ursprüngliche Überlieferung erhielt, bekannt gewesen zu sein. Der evangelische schottische Geistliche Robert Kirk veröffentlichte z. B. 1691 sein berühmtes Buch über das «unterirdische Volk», «das vor Zeiten mit den Namen Elfen, Faunen und Feen oder dergleichen belegt ward». Der Geistliche war offensichtlich von der Wirklichkeit dieser noch immer in abgelegenen Gegenden hausenden «Zaubergeschöpfe» überzeugt – die man meistens als Wesen zwischen Menschen und himmlischen Engeln ansah. Sie hätten in ihrem Besitz viele leichte, verspielte Bücher, also wie man wohl richtig verstand, ohne Zweifel eine Art unterhaltender Romane und Schauspiele. In lustigen Geschichten scheinen sie, zum Staunen ihres kirchenchristlichen Erforschers, lieber die Welt verstanden zu haben als in den melancholischen Werken aus der Zeit der damaligen Religionskriege, die das menschliche Leben auf den englischen Inseln tatsächlich immer mehr zu einem Jammertal werden liessen: «Bibeln und Andachtsbücher aber haben sie nicht.»<sup>9</sup>

Sie hätten in ihren geheimnisvollen Büchereien aber auch Werke, die offensichtlich ziemlich genau den Veröffentlichungen der im 17. Jahrhundert bekannten europäischen Geheimwissenschaften gleichen. Wie Kirk ausdrücklich bezeugt, stimmten sie mit denen der «Rosenkreuzer» überein und waren von einem für die Aussenstehenden kaum verständlichen mystischen Inhalt.<sup>10</sup>

Der Rückzug der tatsächlich aus dem Morgenland eingewander-



ten Nomadenstämme in den verschwiegenen Untergrund der Berghöhlen und Erdgänge scheint in einigen Fällen für die Zeit der Verfolgungen im ausgehenden Mittelalter gut bezeugt. Als z. B. im 15. und 16. Jahrhundert die spanische Inquisition jede Richtung orientalischer Kezerei auszurotten versuchte, begannen auch die blutigen Zigeunerverfolgungen. Aber: «Die meisten dieser jeder Lage gewachsenen Stammesgenossen hielten sich jedoch an entlegenen Orten, wenn es nötig war, auch in Höhlen versteckt und entgingen den blutigen Verfolgungen eines Ferdinands, Karls V. oder Philipps II.»<sup>11</sup>

Doch die mittelalterliche und noch nachweisbare Vorliebe des sesshaften Volkes, zu geheimnisvollen «Heilern und Hexen» in deren abgelegene Berg- und Waldwinkel zu gehen, um dort von ihren Kräutern, wahrsagenden Tarotkarten und Zauberbüchern zu erfahren, hat wohl noch tiefere Wurzeln: «Die <phu(v)>, <die Erde>, ist ihm alles, die ist ihm heilig, die ist ihm das Absolute, das Feststehende in aller Veränderung und allem Wandel. Sie war von allem Anfang an da und braucht nicht erst erschaffen zu werden ... In der Natur, auf unserer von dem Zigeuner als heilig empfundenen Erde wirken unsichtbar allerhand Feen und Geister. Sie leben wie Menschen, wohnen in entlegenen Schluchten.»<sup>12</sup> Von hier, den heiligen Gegenden, wo die Kräfte der Erde noch besonders frei wirken sollen, stammen die grossen Naturbeobachtungen, ohne die es nach den noch immer fortlebenden Lehren der einheimischen Heilkundigen kein Überleben geben kann.

## Rettung beim wilden Mann

Die Inseln eines ursprünglichen Daseins im Alpenraum, offensichtlich nicht leicht auffindbar für Landesfremde oder städtische Ausenstehende, scheinen in jedem Zeitalter neu zu entstehen. Während der turbulenten Siebzigerjahre sah man Tausende von sogenannten «Aussteigern», die sich in verlassene Täler zurückzogen, um zumindest einige Zeit ein Dasein zu führen, das sie als naturverbunden, sinnvoll und in jeder Beziehung gesund ansahen. Wie ich selber aus vielen Gesprächen mit diesen meist sehr jungen Menschen feststellen konnte, erinnerten sich etliche von ihnen, dass schon ihre Eltern, Grosseltern oder auch weiter zurückliegende Vorfahren in Notzeiten «ganz ähnlich» gehandelt hatten ...

Solche Geschichten, in vielen Fällen keine anregenden Phantasien sondern sogar sehr leicht überprüfbar, vernahm ich mehrfach von Überlebenden der früheren Rückzüge in die Berge, z.B. von einem Mann, der sich wegen dem Chaos der totalitären Ideologien der Dreissiger zusammen mit seiner Familie in einer Bergschlucht seine Zuflucht suchte. Zuerst hatte er, wie viele seiner Gleichgesinnten, an ein abgelegenes Tal im warmen Tessin gedacht, hatte dann aber das Berner Oberland gewählt: «Es war nicht zuletzt wegen der



Felsentore und ähnliche fantastische Erscheinungen der Gebirgswelt sind regelmässig, wie hier in der Gegend des Beatenbergs, von Geschichten «um Heilige und Erdleute» umgeben.

deutschen Sprache. Bis man eine andere Mundart vollkommen beherrscht, vergehen einige Jahre», meinte er, «die sind nun einmal fast verlorene Zeit, die ich mir damals, schon ziemlich nahe vor dem Zweiten Weltkrieg, gar nicht leisten konnte. Man muss nun einmal, wenn man mit den alten Einheimischen ehrlich und vertraulich über die gesunden Kräuter und Quellen ihres Gebiets reden will, sehr gut und genau ihre Wörter begreifen, auch deren tieferen Sinn, sonst erzählen sie einem nur oberflächliche Sprüche und faule Witze. Man kann nicht gut aus der Stadt auf das Land ziehen, wenn man nicht von den Einheimischen etwas über das Geheimnis ihrer Umwelt vernahmen kann.»

Dieser Mann, der mir von guten Freunden empfohlen worden war, ist mir sehr gut im Gedächtnis geblieben. Er war damals, 1946, nach Ansicht seiner Nachbarn – bei denen ich den abenteuerlich-halbverwachsenen Weg zu seiner Hütte erfragt hatte – schon etwas sonderbar: Wie viele der eigenartigen Naturphilosophen seiner Art kam er beim Reden auf die weitläufigsten Nebenwege, und wenn man von ihm etwas Bestimmtes erwartete, vernahm man meist ganz und gar Überraschendes.

«Die Städter meinen, dass Menschen wie ich, die noch lange Haare und Bart tragen, sozusagen überlebende Wilde Männer aus der Steinzeit seien. Wenn ich mit meinem knotigen Bergstock aus dem Gebüsch auftauche, dann laufen manchmal Touristenkinder schreiend davon und glauben, ich sei ein auferstandenes Märchenwesen.» Dann zeigte er mir, offenbar um solche abergläubischen Vorstellungen zu widerlegen, einen Haufen Briefe aus aller Welt: Hochgebildete Männer und Frauen aus aller Herren Länder erwiesen sich als seine guten und dankbaren Bekannten, die er während der Jahre der Verzweiflung, der Kriege und Revolutionen bei sich in der Höhe beherbergt oder sogar verborgen hatte ...

«So war es auch vor dem Ersten Weltkrieg in den Tessiner Alpen und anderswo», meinte er und fügte prophetisch hinzu: «Und so wird es wohl auch in den kommenden Jahren wieder sein. Es wird so sein, weil es früher auch immer so war. An alten Alphütten sieht man häufig die Jahreszahlen aus den Tagen, als die Heere der Französischen Revolution und dann jene Napoleons in unserem Berggebiet die alte Ordnung der Dinge stürzten. Viele der alten vornehmen Geschlechter zogen sich damals aus ihren Herrenhäusern im Tal

hierher zurück und lebten, um sich nicht täglich erniedrigen zu müssen, äusserlich als Hirten ... Die fremden Soldaten staunten, wenn sie bei schönen Küherinnen grosse Sprachkenntnisse vorfanden oder sie gar in der Mitte des Viehs auf Alpweiden schöngeistige Bücher lesen sahen – dass sie hier Menschen aus einer hohen Kultur vorfanden, die sich vor dem ihnen widerlichen Modetreiben in die Berge zurückgezogen hatten, fiel ihnen in der Regel nicht ein.»

Da es spät geworden war und man bis zum nächsten Bahnhof eine gute Wegstunde hatte, blieb ich über Nacht bei der Berglerfamilie, die ein Einsiedlerdasein in der eigenen Heimat gewählt hatte. In einem als Schlafgelegenheit für die Gäste umgebauten Ziegenstall ging man zur Ruhe und lag auf duftendem Heu. Draussen hörte man nur das Rauschen des Windes und eines nahen Wildbaches, irgendwo riefen schläfrig irgendwelche Vögel.

Der Traum stellte sich, wohl beschworen durch die für einen Städter ungewohnte Stille, ziemlich sofort ein: Ich war wieder unterwegs zur Hütte, nur war jetzt das ganze Gelände zu einer einzigen Märchenlandschaft geworden. Aus Bäumen und Felsen guckten lachende Gesichter hervor. Auf den Wiesen kreisten federleichte Koboldgestalten; in dem Bach, unter den zur Alphütte meines Gastgebers führenden Holzbrücken, plätscherten mit Edelsteinen geschmückte Mädchen mit langen, schilfgrünen Haaren ...

Am Morgen, wieder ins Tal niedersteigend, erzählte ich dem alten Bergler meine Traumreise: «Frisches Alpheu und die Stille der Umgebung fördern solche Bilder», meinte er voll Erfahrung, «fast jeder, der bei mir schlief, hat sie ähnlich geträumt, und eine liebe Dame aus München schreibt mir sogar immer, sie glaube, sie habe dank solchen Bildern einen eigentlichen Einblick in die Welt, wie sie wirklich ist, getan.

Das ist wohl ein wenig übertrieben. Aber ich glaube, es ist schon ein einzigartiges Erlebnis für einen Menschen, der fern von der natürlichen Umgebung lebt, plötzlich nur lebendige Dinge um sich zu haben. Balken als Wände, duftendes Heu und Alpenkräuter unter dem Kopf, Geräusche nur vom Laub in den Bäumen und vom Wildbach. Das Gefühl, dass die Natur um uns voll von lebendigen Kräften ist, setzt sich im Traum in Bilder von Landschaften voll von Elfen, Wasserfrauen und andern lustigen Kobolden um – zumindest haben fast alle meine Gäste solche Traumgesichte gehabt.



Die «Wilden» in den Alpen erscheinen in den heute noch lebendigen Sagen als Hüter der Pflanzen und Tiere ihrer Umwelt.

Viele, die im Krieg zu mir in die Berge flohen, fühlten sich vor lauter Unruhe schwach und krank – doch oft schon nach dem ersten Schlaf, während dem sich pünktlich die Bergträume einstellten, fühlten sie sich gestärkt und wie neugeboren.»

Bei diesem Mann lernte ich damals, warum sich in neueren Notzeiten, nach der Sage sogar schon in früheren Zeitaltern, die Menschen gern in die schützenden Berge zurückziehen oder zumindest gelegentlich um starken Trost zu naturverbundenen Zeitgenossen in deren Einsamkeiten wandern. Ich lernte, dass die mittelalterlichen Legenden von Elfenburgen, in denen auserwählte Ritter und Damen Notzeiten überlebten, kaum nur Märchen waren: Es waren wohl ebenfalls verklärte Nachrichten über die Inseln natürlicher Umwelt und die sie bewohnenden gastlichen Menschen.

## Legenden um Druiden und Einsiedler

Während der leidenschaftlichen und für die Verfasser der damaligen Bücher so gefährlichen Auseinandersetzungen um die Hexen, die besonders vom 15. bis ins 18. Jahrhundert entbrannten, waren die Hinweise aus den Zeiten des ausgehenden römischen Reiches wohl bekannt, nach denen die germanischen Stämme der Völkerwanderung ihre ursprünglich hochgeschätzten Weisen Frauen besaßen: Auch der berühmte Johannes Weier, Schüler des Magiers Agrippa von Nettesheim, erwähnt «etliche gotische Weiber, welche die Historien Alraunen (Alrunas) heissen und die von wegen ihres schönen und herrlichen Verstandes sich wohl haben sehen lassen»: «Da sie in den Wildnissen des Skythenlandes, das in Asien gelegen, herumspaziert», seien sie von «Waldgespenstern» geschwängert worden – daraus sei das wilde Nomadenvolk der Hunnen entstanden.<sup>1</sup>

Solche Hinweise auf alte «Historien» der Chronisten finden sich auch in den andern wichtigen Büchern des Zeitalters der deutschen Hexenverfolgungen recht häufig. Wenn Johann Prätorius in seinem Werk *Blocks-Berges Verrichtung* (Leipzig 1669) die gleiche Geschichte von der engen Verbindung der gotischen Hexen mit den «Wilden Leuten» der östlichen Wildnisse erwähnt, führt er auch die alte Gelehrtenansicht an, die man mit dieser Sage erklären wollte: «... dass die Hunnen so sehr der Zauberei zugetan gewesen, dass man dafür gehalten, sie seien von den Feldteufeln gezeugt.»<sup>2</sup>

Von diesen Wesen der Wildnisse, Bewohner der östlichen Grenzreiche zwischen Europa und Asien, war man überzeugt, dass sie «weder rechte Menschen noch rechte Teufel sind»: Also offenbar Bewohner von wilden Gegenden mit ungewohnten, sozusagen «übermenschlichen» Fähigkeiten.

Auch die späteren tatarisch-mongolischen Reiche des Mittelalters betrachtete man als unbesiegbar, nicht etwa weil man den in ihnen herrschenden Nomadenstämmen bedeutendere Körperkräfte oder auch bessere Waffen zutraute als den Angehörigen der christlichen Staaten. Man war überzeugt, dass sie schon seit uralten Zeiten Meister der magischen Wissenschaften seien.<sup>3</sup>

Die geheimnisvollen «gotischen» Weisen Weiber und Waldmänner, von denen die alten Chronisten die Weisheiten der germani-

schen wie der hunnisch-tatarischen Stämme herkommen liessen, verband man offenbar mit den Nachrichten des Altertums über die Bewohner der «heiligen Wälder». Deren Bräuche sollen ebenfalls, während den grossen Wanderungen der Vergangenheit, aus Asien gekommen sein, in dessen höchsten Gebirgen man seit jeher den Platz des «Paradieses» und damit der in den grossen Mythen fortlebenden Urheimat suchte.<sup>4</sup>

Die heiligen Orte der Vorfahren vermutete man «gemeiniglich auf den Höhen, als auf Bergen, Hügeln und Felsen», häufig seien sie «unten am Wurzel des Berges» gelegen gewesen. Diese Stellen «waren auch mit grünen Bäumen umgeben».<sup>5</sup> Noch im 16. Jahrhundert lehrte man über die vorgeschichtliche Vergangenheit, wobei man sehr gut wusste, dass das Volk seine uralten Neigungen bei seinen Waldfesten fast unverändert bis in die Gegenwart weiterpflegte:<sup>6</sup> «Die Wälder nannten sie nach den Göttern und weihten sie den Göttern als Wohnungen. Welche abgöttische Manier noch bei den teutschen Christen grünt, dass sie in ihren Wäldern (auff völdt) Kirchen, Wildinnen und Wallfahrten viel halten.»<sup>7</sup>

Der bayerische Chronist Aventin ging so weit, das Wort «Wallfahrten» als einen uralten Ausdruck für in den Wald fahren, also in den heiligen Wald gehen, zu erklären: Aus dieser Zeit der Verehrung der heiligen Kräfte der Umwelt kommt nach diesem Gelehrten der Gebrauch – «Wünschelruten schneiden und segnen»:<sup>8</sup> Offenbar bestand also schon zur Zeit von Aventin die noch heute lebendige Sage, «dass die einst in unserem Land eingewanderten Stämme der Hunen und Guten die Kunst besaßen, die Stellen herauszuspüren, an denen besonders heilsame Wirkungen im Erdboden seien».<sup>9</sup>

Die Geschichte um die «zauberkundigen» Wilden Männer und Frauen in den Waldbergen und Höhlen vermischte sich mit den lateinischen Hinweisen auf die keltisch-germanischen Priester und Priesterinnen, die Druiden: «Drudden sind die ersten Mönch», lehrte der Bayer Aventin, «Die alten Mönche sind alle Einsiedler gewesen, in den Wäldern gesessen ...»<sup>10</sup> Vieles in ihrem Treiben und Aussehen verband man mit dem der entsprechenden Bewahrer der heiligen Überlieferungen im Morgenland.

Arnkiel war im 17. Jahrhundert überzeugt, dass «unsere Vorfahren» ihre entsprechenden Bräuche und Vorstellungen «durch Tradition von den heiligen Vätern und dem Volk Gottes» erhalten hät-



Im Allgäu und andern ähnlichen Gebieten gibt es bis heute viele zuverlässige Nachrichten über Einsiedler, die in Verbrüderung mit allen Wesen zu leben verstanden.

ten.<sup>11</sup> Wenn diese einheimischen Priestergeschlechter auf dem Erdboden «mit blossen Füßen einher gegangen», so erinnerte dieser alte Gelehrte, dass «bei den Türken auch ein absonderlicher Orden von Mönchen ist, welche mit blossen Füßen gehen».<sup>12</sup> Wenn bei den germanischen weisen Frauen das Haar «ungebunden herunter gehangen», so täten die «Zigeuner-Weiber» noch immer so.<sup>13</sup>

Waldeinsiedler, die es im Alpenland bis in die Gegenwart sehr häufig gab, wurden zu allen Zeiten als Nachfolger dieser Weisen der Urzeit angesehen. Von einer «Frau Ute, der Guten» die «aus dem wildesten Hochgebirg» kam und glückliche Ehen zu stiften wusste, erzählt z.B. die Sage des alpinen Haslitals, «sie sei heidnischen Glaubens, eine Drude von den Zeiten der Bergmännlein her».<sup>14</sup> Züge der männlichen und weiblichen «Druden» und «Wilden Leute» besitzen noch die christlichen Einsiedler: Der heilige Beatus am Thunersee gilt z.B. ebenfalls als Freund der Bergmännlein, der von ihnen die Kraft der Heilkräuter erlernte.<sup>15</sup>

In einer seiner Alpengeschichten schildert der romantische Dich-

ter und Sagensammler Johann Rudolf Wyss einen «Waldbruder», wie es sie bis ins 19. Jahrhundert an manchen Orten der Talschaften tatsächlich und offenbar recht häufig gab, von den Abhängen des Pilatusberges. Bezeichnend werden seine täglichen Beschäftigungen geschildert: «... er ging dann in das hohe Berggebiet, sammelte Heilkräuter für Mensch und Vieh, sprang in Krankheiten oder Verletzungen den zahlreichen Hirten und Herden auf den Alpen des breitgelagerten Pilatus bei, verpflegte zwei Ziegen und sammelte Holzvorräte für den Winter zum Brennen, oder auch zum Schnitzen von allerlei Geräten.»<sup>16</sup>

Im Zusammenhang ist für uns die Schilderung wichtig, wo wir vernennen, wie ein unerfahrener Berghirt vor dem frommen Einsiedler flieht, weil er aus seiner Erscheinung annimmt, er sei ein wilder Berggeist: ««Ei», versetzte der Waldbruder, «da bedank ich mich sehr, für solch einen Waldteufel zu gelten. Immer hört man doch Neues von diesem Berge. Wenn ich für ein Bergmännlein gegolten, das wäre noch was; die sind doch freundlicher und tröstlicher, sagt man mir, und helfen auch wohl den Wildheuern in den Flühen ihre Bündelchen schnüren.»»<sup>17</sup> Für einen aus dem Volk der geheimnisvollen «wilden» Berg- und Erdleutlein angesehen zu werden, war für den frommen Waldmenschen offenbar eben nichts «Neues» – er wunderte sich höchstens, plötzlich als ein boshaftes Sagenwesen verdächtigt und gefürchtet zu werden.

In seiner wichtigen Arbeit *Über die alte Mythologie der Alpen*, die nochmals das Wissen des 18. Jahrhunderts über dieses Gebiet zusammenfasst, erzählt auch Bridel von Feenhöhlen, «die lange als Wohnsitze unterirdischer Mächte galten». Sie erschienen nach ihm gleichzeitig als «Orte der Begegnung dieser Eingeweihten, die die okkulten Wissenschaften lehrten».<sup>18</sup> Heinrich Schreiber bezeugt uns dann etwas später, wie sehr diese heiligen Plätze noch immer von geheimnisvollem Volk besucht wurden: «Feenhöhlen kommen sehr häufig in Frankreich vor; wovon manche noch in neuerer Zeit bewohnt waren. Auch die Berge der französischen Schweiz wimmeln von solchen Bewohnerinnen.»<sup>19</sup>

In unseren Alpensagen erscheinen geheimnisvolle männliche oder weibliche, zuerst scheinbar bettelarme Wanderer «herab vom Berg». (Wie sich erst später herausstellt, sind sie in Wirklichkeit Heilige mit göttlichen Kräften oder aus dem Volk der feenhaften

«Berg- oder Erdleutlein».) Werden sie von den Talbewohnern liebevoll über Nacht aufgenommen, so sind diese durch die wunderbaren Wirkungen ihrer Gäste aus aller Not und Gefahr gerettet: Sogar um Jahrzehnte verjüngt und trotz vorgerücktem Alter bald mit einer blühenden Kinderschar gesegnet.<sup>19</sup> Hier weiss noch die Erinnerung des Volkes von den einst so engen Beziehungen zu diesen naturkundigen Einsiedlern und «Wilden» in Höhlen und Gebirgswäldern, die ihren Freunden stets Segen und Gesundheit gebracht haben sollen.

### Beherrscher der Sympathie-Kunst

Über die «Wilden Leute» in Graubünden enthalten die alten Sagenbücher sehr genaue Angaben, wie die Schilderungen ihrer Sprache, der Bericht über einzelne Worte, die sie verwendet hätten und ihr Dasein in den Höhlen der Bergwälder: «Ihre Kleidung bestand aus umgeworfenen Fellen von Füchsen, Dachsen, Mardern und anderen Vierfüssern ...»<sup>1</sup> Die männlichen Wilden Leute, bekannt durch ihren ausserordentlich starken Haarwuchs, sollen sehr gern «mit Eichenlaub bekränzt» dargestellt worden sein.

«Lebten sie nun im Waldesdickicht harmlos beisammen, zogen sie vorzugsweise in die Alpen hinauf, in die Dörfer hinab, wo sie nützlich sein konnten, denn sie waren durchaus dem Menschen gut ... Zuweilen teilten sie dem Viehbesitzer ihre Geheimmittel für Alpwirtschaft und Viehzucht mit, warnten sie vor den Unwettern ...»<sup>1</sup> Sogar die grossen Seuchen, wie etwa die Pest, sollen nach dem überlegenen Wissen der Wilden Leute das Volk der Alpen, wenn es auf ihre berühmten «Räte» hörte, gemieden haben.

«Wurde ihre Gutmütigkeit und Offenherzigkeit aber missbraucht, so machten sie sich grollend davon und kamen nimmer wieder.»<sup>1</sup> Der ganze Sagenkreis der Berge bringt das Ende der «Goldenen Zeit» mit dem Verschwinden dieses weisen Stammes in Zusammenhang. Erst seit dessen Aussterben oder Wegwandern in freundliche Länder sei das Leben der Menschen in den Bergen oft unerträglich schwer geworden, so dass diese gar gern in fruchtbarere

Täler oder gar in die nun immer rascher wachsenden Städte gezogen seien.

Von den Berg- und Erdleuten von Walchwil weiss die Sage, dass sie «in den Gestrüppen und Felsenlöchern» hausten, «schwarzbraun» und «in sonderbaren Künsten erfahren» waren: «Mit ihrer Flucht auf Verfolgungen und Kränkungen mancherlei Art, gingen auch die goldenen, vergeblich zurückgewünschten Zeiten.»<sup>2</sup>

Sehr wichtig scheinen die Hinweise der Älpler zu sein, nach denen die mittelalterlichen Hexen, aber auch die heutigen Meister der Kräuterheilkunde vieles aus ihrem Wissen von den alten Waldbewohnern geerbt haben. Von den «Wilden Leuten» oder «Fänggen» in Graubünden vernehmen wir etwa: «Ein altes handschriftliches Kräuterbuch im Prättigau zählt u. a. alle Pflanzen auf, die den Fänggen, auch den Hexen, zu eigen gewesen, deren Gebrauch nur ihnen bekannt war, und gibt viele Wege und Mittel an, die Geheimnisse derselben zu enthüllen.»<sup>3</sup> Die Schilderungen dieser in ihrer Lebensweise so ursprünglichen, wegen ihren Erfahrungen aber so geschätzten und verehrten «wilden Waldfamilien» sind etwa im Raum Savoyen bis Bayern, Tirol, Böhmerwald sehr lebendig. Obwohl das 19. Jahrhundert in diesem Sagenkreis meistens nur Phantasien des «abergläubischen und ungebildeten Bergvolkes»



In den Volksbüchern unserer «fahrenden» Händler werden Erde und Mond als Freunde bei magischen Handlungen empfohlen.



sah, scheinen hier Erinnerungen an eine einstige Wirklichkeit vorzuliegen.<sup>4</sup>

In der europäischen Zigeunersprache findet sich auf alle Fälle das Wort «Netoto» (Mehrzahl = Netotsi) mit der Erklärung im besten der mir vorliegenden deutschen Wörterbuch der Stämme: «Angehörige einer sehr primitiven nomadisierenden Zigeunergruppe von dunkler Hautfarbe, die langes Haupthaar trägt. Sie zieht ohne Wagen und Zelte herum und nährt sich vornehmlich von Wildfrüchten und Wurzeln.»<sup>5</sup> Solche Menschen sollen sich noch in unserem Jahrhundert vor allem zwischen Ungarn, Rumänien und Russland bewegt haben. Auch in ernsthaften zeitgenössischen Schriften liest man: «Man erlaubt ihnen nicht länger als drei Tage an einem Ort zu bleiben, weil sie Verbrechen und Diebstähle begehen.»<sup>6</sup>

Bei diesem Hinweis auf die osteuropäischen Vorschriften handelt es sich selbstverständlich um die «Ordnung», wenn sich die «Wilden Leute» in der Nähe der Sesshaften aufhielten – den grössten Teil des Jahres lebten sie in den noch bestehenden Waldeinsamkeiten «zwischen Balkan, Karpaten und Ural, als deren eigentliche Herren sie galten, oft mit den Waldkobolden aller Art (Leschie, Lessowiki) zusammengebracht».<sup>7</sup> Die erwähnten Vorschriften der «Zivilisierten», die «Verbrechen» als ihre Begründung anführen, warnten vor den sehr wirklichen «Wilden», weil sie in ihnen «unheimliche» Vertreter einer Kultur sahen, die der Welt der Sesshaften stark entgegengesetzt war.

Dieses Grauen vor dem Fremden sehen wir auch in wissenschaftlichen Schilderungen über diese «Netotsi»: «Halbwild und halb nackt, immer ohne Zweck umherirrend ..., sich mit allerlei ekelhaften Dingen ernährend, auf dem Boden schlafend. In den Ruinen Zuflucht suchend ... Die Netotsi sind schwarz und fast Neger. Sie lassen ihre Haare frei wachsen.»<sup>8</sup>

Noch von den Kräutermännern und -frauen der Alpen, die ihr Wissen mündlich erlernt hatten, weiss man, dass sie ebenfalls oft keinen festen Wohnsitz hatten. Die Bauern der einsamen Täler Österreichs, Bayerns oder der Schweiz schätzten sie nicht nur wegen ihren Heilkünsten und ihrem Wissen um jene Pflanzen, die Nahrung und Trank endlos verbesserten – sie liebten sie auch wegen ihren Geschichten, womit sie den Sesshaften die Langeweile vertrieben. «Und was war der Lohn der Kräuterleute? Er bestand oft nur aus

Kost und Nachtquartier. Und wenn es auch häufig Gemunkel gab, «wie reich diese Leute in Wirklichkeit seien» – meist starben sie so arm wie sie lebten. Arm und doch reich. Denn sie hätten mit keinem getauscht, der über irdische Reichtümer verfügte ... Wenn ein «Kräuterdoktor» niemals krank war und noch mit Achtzig oder Neunzig auf Hochalmen stieg, festigte das seinen Ruf als Heiler beträchtlich.»<sup>9</sup>

Von einem solchen Kräutermann, dem «Enzi-Mandl» (Enzian-Männchen) von Kärnten, berichtet ein Kenner der Alpenmedizin, wie er gern von den Geheimnissen der Berge erzählte und darum selber vom Volk für ein magisches Naturwesen angesehen wurde: «Im hohen Alter wurde er dann wunderlich, sang und kicherte vor sich hin und nahm für seine Wurzeln und Kräuter überhaupt nichts mehr an. Er schien sich vor Geld zu fürchten und liess sich nur mit Mühe ein warmes Essen aufzwingen ... Eines Tages verschwand er und wurde nie mehr gesehen. Es ist anzunehmen, dass sich der Greis in irgendeine nur ihm bekannte, unzugängliche Höhle verkroch, als er den Tod kommen fühlte.»<sup>10</sup>

Ähnlich märchenhaft tönen die Berichte über die im Lande umherziehenden Kräuterfrauen, wie es sie bis in die Gegenwart in den Alpen gab: «Die Kräuter-Regerl machte ihre Geschäfte hauptsächlich mit den Frauen, bei denen sie einen fast legendären Ruf genoss. Die Regerl kannte die richtigen Teemischungen gegen Beschwerden der kritischen Tage, sie hatte Geheimmittel für reichen Kindersegen wie gegen unerwünschten Nachwuchs und wusste auch in kosmetischen Fragen bestens Bescheid.»<sup>11</sup>

Der Bayer Aventin war überzeugt, dass die von Asien her eingewanderten Ahnen, die ihre heiligen Wälder besaßen und überhaupt naturverbundener waren, für «gewöhnlich» sogar das Alter von 200 Jahren erreichen konnten.<sup>12</sup> Ähnlich lehren die Nachkommen von Alpensippen, die fast bis heute als bewährte Heiler in den Tälern umherzogen: «Wir waren früher alle kerngesund. Wir gingen im Frühling auf die Berge, badeten in den Bächen oder gingen zum heiligen Brunnen von Einsiedeln und wussten nicht was Krankheit ist. Die Bauern nahmen uns gern im Winter auf, weil sie von uns lernen wollten, wie man alt wird und nie krank ist.»<sup>13</sup>

Erstaunlicherweise haben wir heute wieder recht zuverlässige Berichte über geradezu sagenhaft bis ins hohe Alter rüstige Men-

schen aus den östlichen Räumen um den Kaukasus (Daghestan, Armenien), aus denen schon Aventin und andere Chronisten die Herkunft ihrer Urahnen vermuteten.<sup>14</sup> Solche Berichte über diese Restkulturen der Gebirge decken sich recht genau mit den Sagen über die «wilden» Sippen von einst in den Alpen oder im Balkan.<sup>15</sup>

## Asyl in der Zukunft

Wenn der Mensch dazu reif ist, findet er plötzlich an der alltäglichsten Stelle, an der er vorher tausendfach blind und gelangweilt vorbeieilte, Türen und Treppen, die ihn weiterführen.

Als ich nach dem Zweiten Weltkrieg dauernd zwischen der Schweiz und Paris hin- und herpendelte, um im Gewirr von Flüchtlingswohnungen und romantisch-halbdunklen Fachbuchhandlungen für Geheimwissenschaften die Spuren der gewaltsam abgebrochenen Überlieferungen meiner Vorfahren zu suchen, vernahm ich auf einmal bei einem meiner schweizerischen Abenteuer Erstaunliches: Unmittelbar um die Ecke, wo ich aufgewachsen war, gab es einen Zirkel überzeugter Theosophen: Eine Frau führte ihn mit viel Begeisterung und Opferbereitschaft, und ihr Mann, übrigens ein geborener Tscheche, hatte einen riesigen Raum bis oben gefüllt mit Büchern – vor allem aus dem esoterischen Suchen einer Generation vorher, aus der verzweifelten geistigen Atempause der zwanziger Jahre.

Die kleine Gruppe der schweizerischen Theosophen, die im übrigen in zahlreichen Fällen selber Flüchtlinge waren oder solche unter ihren Eltern besaßen, glaubten sich am Beginn einer wichtigen Zeit.

In den sechziger Jahren, das war ihre Überzeugung, werde sich das verheissungsvolle Tierkreiszeichen des Wassermanns in die Tage des eigentlichen Frühlingsanfanges, der Tag- und Nachtgleiche im März vorschieben. Dann «würden die entwickeltsten Menschen dieses Zuströmen der neuen Energien aus dem Kosmos verspüren» und damit, nach einem Zeitalter der Unterdrückung oder Vernachlässigung der besten Kräfte ihrer Völker, wieder befähigt werden, neue schöpferische Kulturen aufzubauen. Auf diese – damals noch in der Zukunft liegenden – sechziger Jahre bezog man eine Stelle des Sehers Michael von Nostradamus aus der Zeit des ausgehenden provenzalischen Mittelalters: Eine neue Richtung von Philosophen werde von den «Germanischen Bergen» ausgehen und einen entscheidenden Beitrag für die kommende Entwicklung gewinnen. (Dass die Bewohner der Gegenden des heutigen Südfrankreich, das während seiner Kulturlüte mehrfach als fester Bestandteil der burgundischen Fürstentümer galt, die wichtigen Berge im Norden, also unsere Alpen, für «germanisch» hielten, ist einleuchtend.)

Von der Hoffnung auf diese neue befreiende Entwicklung, auf die «Kommende Rasse» erzählte mir eine Dame aus Genf: Sie trug, um ihre Verbundenheit «mit der Kultur der Urheimat am Himalaya» zu zeigen, einen indischen Sari. Sie begrüßte auch die Anwesenden wie die Inder mit den beiden Händen, die sie feierlich auf ihrer Brust faltete.

Dies beeindruckte mich damals, ich glaube 1946, ausserordentlich – noch mehr, als ich das ganz dem Werk von Frau Blavatsky – von Hahn gewidmete Leben der Frau vernahm: Schon im Russland der Zaren verband sie die zahllosen Zirkel der in abgelegenen und verarmten Gutshöfen ein geheimnisvolles Leben führenden Theosophen. Sie war damals völlig davon überzeugt, dass ihr Land nun für die Weisheiten der Urreligion offen sein werde. Die Geltung des sibirischen Schamanen Rasputin am Kaiserhof, dessen Verbindung mit dem einflussreichen Badmajew aus dem Stamm der Burjäten, einem Fachmann der buddhistisch-tibetanischen Wissenschaften, war dazu das vielversprechende aber leicht täuschende Sinnbild für die Gebildeten des östlichen Europa.

Doch was kam, war 1917 die Herrschaft eines einseitig materialistischen Weltbildes mit allen «Experimenten», den rückständigen Völkern des grossrussischen Reiches «endgültig ihren Aberglauben



Die geheimnisvollen Bewohner von Waid und Bergtal, Feen, Wilde Frauen, «Erdleute» usw., erscheinen in unseren Traditionen als von «glückbringendem» Schein umstrahlt.

auszutreiben». Die grosse Dame der russischen Theosophie erlebte noch die Beschlagnahme und Vernichtung der Kulturschätze ihres Vereins – zu denen nach ihren Aussagen auch die unersetzlichen Aufzeichnungen der ewigen Verbindung vieler alter Familien ihrer Heimat zu den uralten Weisheitsschulen der asiatischen Gebirgsgegenden gehörten ... Doch die Aufgabe der Dame war nun erst recht gross. Schon in den zwanziger Jahren hatte sie eine Stelle an der Universität von Genf erlangt, und von dort verstand sie es, ihre Theosophie unter den russisch-sprechenden Flüchtlingen von Amerika bis zur Mandschurei aufzubauen und für diese in der angestammten Sprache zahlreiche Bücher drucken zu lassen.

Wieder war ein Weltkrieg vorbei, die Frau war um weitere zwanzig Jahre gealtert, doch sie erzählte nun in den Zirkeln der schweizerischen Städte und auch in den durch die Bombardierungen verwüsteten Nachbargebieten unentwegt ihre Botschaft. Das Land im Herzen der Alpen, so versicherte sie Einheimischen und Flüchtlingen, habe nur darum alle Schrecken unseres Jahrhunderts einigermassen überstanden, weil es auch landschaftlich viele Wunder beinhalte.

Die grosse Entdeckung, die uns am Anfang der Wassermann-Zeit bevorstehe, sei eben die Erforschung der Wirklichkeit, der den grossen Sinnen verschlossenen, von der materialistischen Pseudo-Wissenschaft lächerlich gemachten, feinstofflichen Kräfte, die die Esoteriker aller Zeiten als Astrallicht, Prana, Aura oder «Vibrationen» aller Lebewesen kannten. Der englische Okkultist und Romantiker Bulwer-Lytton (1803–1873), der zu einer Bruderschaft der Rosenkreuzer gehört haben soll, habe die nahende Ankunft dieses neuen Zeitalters beschrieben: Menschen mit der Fähigkeit, mit den Energien der Erde zu arbeiten, sie zu fühlen, im Dienst aller Wesen segensreich anzuwenden – aber eigentlich stehe dies bereits in den alten Schriften der Rosenkreuzer, Alchimisten und Paracelsisten.

Sie erzählte ausführlich von den noch 1910, also im alten Russland der Zaren, veröffentlichten Gedanken einer anderen Theosophin, Pissarewa, die sie selber dank ihrer Zeitschrift *Der Bote (Westmik)* neu in Genf herausgegeben hatte. Ähnlich wie Bulwer-Lytton sah auch diese Dame den Anbruch einer neuen Zeit der grossen Gesundheit, sobald der Mensch endlich lerne, «die magnetischen Ströme» aufzufinden und glücklich im Haushalt seines Leibes zu

verwenden. Dies werde es all den schlechten Einflüssen, schädlichen Mikro-Organismen usw. verunmöglichen, in seinen Körper einzudringen.

Für die geflüchteten Theosophen in Genf und anderswo war Arnold Rikli (1823–1906), ein Naturarzt des 19. Jahrhunderts, der wichtigste Anreger der Wiederentdeckung der Arbeit mit den «kosmischen Vibrationen». Als Junge habe er in den Bergen «die magische Wirkung der kosmischen Kräfte» erlebt und dann auf diesen Erkenntnissen seine ganze Heilwissenschaft aufgebaut: Ihm sei damals in seiner Umgebung bewusst geworden, dass an bestimmten besonders schönen Stellen, die wie Gottes erlesenste Kunstwerke wirkten, insbesondere auf Bergwiesen in der Nähe eines murmelnenden Baches, das einfache Daliegen eine Wohltat war.

Diese Erfahrung, nach Frau Pissarewa hervorgegangen aus den Grunderlebnissen einer Hirtenkultur, regte, knapp vor dem Ersten Weltkrieg, in den alpinen Inseln der volkstümlichen Heilkunde zahllose Menschen zu einem gesunden und zukunftsgläubigen Leben an.

Mit Frau Pissarewa, die noch Rikli selbst gekannt hatte, waren sie davon überzeugt, in dieser neuentdeckten Naturmedizin eine Vorahnung künftiger Forschungen zu besitzen: Also von einer naturverbundenen Wissenschaft, die dem Menschen helfen würde, die Welt wieder als ein beglückendes Kräftespiel zwischen Erde und Sternenhimmel zu erkennen.

### Menschen der kommenden Zeit

Edward Bulwer-Lyttons wichtiger Roman *Die kommende Rasse*, der für die theosophische Bewegung und ihre Ausläufer so wichtig wurde, ist mit allerlei Kritiken und Verurkungen des amerikanischen und englischen Gesellschaftslebens seiner Zeit überladen. Dass aber dieser geschichtlich so gebildete Dichter auch ernsthaft an die Möglichkeit des mit den Strahlen der Natur bewusst arbeitenden Menschen glaubte, ist kaum bestritten: Er beschäftigte sich bekanntlich mit den Schriften der Paracelsisten und Rosenkreuzer

der vergangenen Jahrhunderte, so dass ihn viele der Chronisten der asiatischen und europäischen Geheimgesellschaften geradezu als deren echten Erben erklären.<sup>1</sup> Er unternahm mit dem französischen Magier Eliphas Lévi eine Beschwörung nach mittelalterlichen Zauberbüchern und beschäftigte sich eingehend mit dem Wirken von unbekanntem Energien in einem Spukhaus.<sup>2</sup>

Mag er auch seine «kommende Rasse» in einer phantastischen Umgebung darstellen, so versichert er doch die Verwandtschaft ihrer uralten Sprache mit dem Sanskrit und den anderen indogermanischen Sprachen.<sup>3</sup> Er wollte damit zweifellos andeuten, dass in den Fähigkeiten dieser Zukunftsmenschen die gleichen Grundlagen vorhanden sind wie in uns, nur dass wir sie in den Zeitaltern unserer geschichtlichen Entwicklung unterdrückt hätten, während die «kommende Rasse» sie kühn entwickeln werde. Von ihrer Energie, die ihnen Glück jeder Art, Langlebigkeit und Gesundheit schenkt, lehrt er schliesslich ausdrücklich: «Selbst diese Idee» sei auch uns, also im 19. Jahrhundert, mindestens der Spur nach nicht unbekannt! «Sie taucht aber meistens nur bei «Enthusiasten» und «Charlatanen» auf, und beschränkt sich auf unklare Begriffe von «Mesmerismus», «Od» und dergleichen.»<sup>4</sup>

Da der Held der Geschichte seine «kommende Rasse» in Höhlenwelten der Erde findet, scheinen ihn die alten Märchen der Rosenkreuzer über mancherlei Kobolde der Gebirge beeinflusst zu haben, die mit ihren Kräften den Menschen nützlich sein können: «Der Aberglaube, der häufig unter den Bergleuten herrscht, dass Gnommen und Teufel im Innern der Erde hausen, erfasste auch mich.»<sup>5</sup> Möglicherweise haben ihn auch die während der Romantik wiederentdeckten Sagen, nach denen Magier in Höhlen, besonders nahe den Energien der Mutter Erde, ihre Einweihungen erhielten, stark beeinflusst.

So oder so wurde Bulwer-Lyttons Gesellschaftskritik mit mystischen Botschaften von den Theosophen der Jahrhundertwende fast als heiliges Buch verehrt: Eine mir vorliegende deutsche Ausgabe verweist im Vorwort auf eine Schrift des berühmten magischen Arztes Franz Hartmann. Demzufolge habe ein indischer Weiser schon im 19. Jahrhundert gelehrt, dass die von Bulwer-Lytton geschilderte «Kraft» eine grosse naturwissenschaftliche Tatsache sei, «deren erste Anzeichen sich bei einzelnen hochentwickelten Menschen

bereits jetzt in der geistig-elektrischen Kundalini-Kraft äussern.»<sup>6</sup> Auch für Rudolf Steiner, zuerst ebenfalls Theosoph und dann der Begründer der Anthroposophie, war die Neuausgabe des Buchs von Bulwer-Lytton, gerade während der Zeit der beiden Weltkriege, besonders wichtig: «Die Bilderwelt in Bulwers Werk ist teils eine Rückschau in verlorengegangene Fähigkeiten des Menschen in frühester Vorzeit ..., insbesondere aber für die Vorschau in künftige Evolutionsphasen ein sehr wesentlicher Beitrag.»<sup>7</sup>

Der Einfluss des Buchs von Bulwer-Lytton war, ähnlich dem von anderen entsprechenden Schriften (z.B. denen seines Anregers und Kenners der volkstümlichen Zauberschriften Eliphas Lévi) ungeheuer. Angeekelt vom materialistischen Spiessertum des 19. Jahrhunderts zogen sich Menschen mit Sinn für Überlieferung schon damals aus dem Rummel der hässlich anschwellenden Grossstädte zurück, überzeugt, im Hinterland ruhige Orte «voll heiliger Kraft» zu finden – und damit die Möglichkeit, für eine wieder naturverbundene Zukunft zu arbeiten.

Bulwer-Lytton schilderte in seinem Buch, entsprechend den europäischen Traditionen, das weibliche Geschlecht als besonders begabte Trägerin der von ihm verkündeten magischen Lebenskraft.<sup>8</sup> Es ist tatsächlich unbestreitbar, dass ähnliche Lehren dann auch im ausgehenden 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert eine grosse Anziehung gerade auf die Frauen ausübten: Es ist leicht nachweisbar, dass unter ihnen jene Auffassung romantischer Gelehrter einen wachsenden Einfluss gewann, nach der das eigentliche «Verbrechen» der verfolgten Hexen nichts als deren uralte Naturerfahrung war:<sup>9</sup> Ihre Kenntnisse der «magnetischen» Kräfte, der von den Lebewesen ausgehenden Strahlungen, wurden von jenen Zeitgenossen verleumdet, die bei ihren perversen Ketzerjagden den Versuch unternahmen, alle Menschen mit entsprechenden Fähigkeiten auszurotten ...

Von solchen Frauengruppen bezeugt z. B. Blüher, einer der Begründer der deutschen Jugendbewegung «Wandervogel»: «An den Hängen der deutschen Mittelgebirge, in den Vororten der grossen Hansestädte nisteten sie sich ein, Gestalten von zumeist bedeutender Schönheit und Grazie ... Da ging es um Atemkultur, um Gymnastik und Musik, auch yogaähnliche Motive mischten sich ein, dies alles kreisend um die Erneuerung des Menschen.»<sup>10</sup>

Man erwartete in diesen Kreisen, wie wir etwa im Werk der sich mit mystischer Alchimie beschäftigenden Isabelle von Steiger (1836–1927) erfahren, vom Beginn des Zeitalters des Wassermanns, den auch sie ins 20. Jahrhundert setzte, die Entfaltung der vom Schöpfer in den Menschen gelegten göttlichen Anlagen: «Es wird von allen mystischen Denkern und Philosophen geglaubt, dass die kommende geistige Entwicklung stufenweise Licht in die Dunkelheit des Trübsinns bringen werde ...»<sup>11</sup>

Rudolf Steiner lehrte 1913, dass «in 50 Jahren» die europäische Kultur erst einmal vollständig in Trümmern liegen werde: «Die Frage sicherer Bücherdepots muss hezeiten bedacht, es müssen Plätze gefunden werden, die sich zur Aufbewahrung von Büchern eignen.»<sup>12</sup> Eliphas Lévi tröstete übrigens schon 1861 seine Anhänger mit der Versicherung der verborgenen Ausbreitung der ewigen Tradition «in einem Jahrhundert».<sup>13</sup>

Solche alten und sich dauernd erneuernden Voraussagen konnte man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts immer wieder hören. Sie schienen zu bestätigen, dass auf jeden Niedergang ein neuer Morgen der Kultur komme, und sie gaben damit den Menschen den Mut, trotz allen Nöten in die Zukunft zu blicken.



Die Weise Frau (Hexe) in den Gebirgshöhlen ist in Volksbüchern und Volksliedern die Beraterin der Helden.

## Utopien in Bayern, Österreich, Schweiz

Der bereits erwähnte Arzt Franz Hartmann (1838–1912) schilderte 1893 in Boston seine Begegnung mit einer Gemeinschaft von Trägern der grossen Überlieferung im europäischen Gebirge. Wie es in der deutschen Ausgabe des eigenartigen Buches von 1899 in den Eingangsworten heisst: «Inwiefern die darin beschriebenen Ereignisse auf eigener Erfahrung beruhen, darüber zu urteilen muss dem verständigen Leser selbst überlassen werden.» Die Erzählung selber beginnt auch mit der Schilderung der Gegend, dank der er zu einem heiligen Platz gelangen konnte: «Hart an der Grenze, wo das südliche Bayern mit Österreich zusammenstösst, in einem kleinen Dorf inmitten der Alpen, schreibe ich das folgende Erlebnis nieder ...»<sup>1</sup>

Die Gemeinschaft selber besitzt ihren Bau in einem fast unzugänglichen Tal und fühlt sich als Zweig des geheimen Mittelpunkts der Kultur, der im tibetisch-indischen Raum im Himalaya liegt. Nach Hartmann bieten auch die Alpen für uns die allerbeste Möglichkeit, die Gedanken immer höher und höher steigen zu lassen – sie erinnern ihn an den Anblick der erwähnten höchsten Berge der Welt, wie ihn Buddha Siddartha von seinem Märchenpalast Vishramvan aus hatte: «In der Stille der Natur werden Gedanken zu wachen Träumen, und Träume zu Visionen. Ich stellte mir vor, wie ich in dieser erhabenen Einöde den Rest meines Lebens verbringen und vielleicht meinen Wohnplatz mit einigen gleichgesinnten Freunden teilen könnte ... Hier, fern von der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit des Alltagslebens, vermag der Mensch eine viel grössere Klarheit der geistigen Wahrnehmung, eine viel tiefere Konzentration der Gedanken und eine höhere Empfängnisfähigkeit hinsichtlich der Geheimnisse der Natur zu erlangen. Wie würden unsere Sinne zur Wahrnehmung äusserer und innerer Dinge geschärft werden! Wie würde sich die Erkenntnis unseres Selbst erweitern.»<sup>1</sup>

Rudolf Steiner lernte übrigens als junger Mann sehr viel von einem Kräutersammler namens Felix Koguzki, der den Wiener Apothekern seine nützliche Ware verkaufte. Es wird uns von ihm ausdrücklich bezeugt: «Wenn man mit ihm zusammen war, konnte man tiefe Blicke in die Geheimnisse der Natur tun. Er trug auf dem Rücken sein Bündel Heilkräuter, aber in seinem Herzen trug er die



Ergebnisse, die er aus der Geistigkeit der Natur bei seinem Sammeln gewonnen hatte.»<sup>2</sup>

Wie alle solchen Kräutermänner und Heilerinnen aus dem Volke besass er einen bedeutenden Schatz von «mystisch-okkulten Literatur», die sich Steiner angeschaut zu haben scheint: Es sind dies wiederum die eigenartigen alten Bände der «sympathetischen» Heilkunst, der magischen Anweisungen, die Lehren über den auf alle Wesen wirkenden «animalischen Magnetismus», die «Egyptischen Geheimnisse» des Albertus Magnus ...<sup>3</sup>

Steiner staunte in der Umgebung des Kräuterkundigen von Wien über «ein instinktives Wissen der Vorzeit». In einer Aufzeichnung von 1907 sah er in dem Mann sogar «den Agenten des Meisters», also einen Mittler, durch dessen Mund hohe göttliche Weisheit sprach. In seinem Mysteriendrama *Prüfung der Seele* (1911) legte er einem Manne, den er nach dem Kräutermann aus Wiens Umgebung zeichnete, folgende Worte in den Mund: «An einem Zeitenwende-punkt stehen wir./Es muss ein Teil der Geist-Erkenntnis/Erschlossen werden allen Menschen./Die ihr Gemüt ihr öffnen wollen.»<sup>4</sup>

Wie man weiss, begründete Steiner einen für die Erforschung der alten Wege der Heilkunst während der Zeit der Weltkriege so wichtigen Kultur-Mittelpunkt in der Gegend von Arlesheim-Dornach. Ihm und seinen Gefährten war im übrigen wiederum die Beziehung des Ortes zu mittelalterlichen und sogar vorgeschichtlichen Überlieferungen bekannt: Die Druiden und Druidinnen der keltischen Stämme sollen hier einen heiligen Platz besessen haben, und später verbarg sich hier die heilige Otilie und anschliessend verschiedene fromme Einsiedler in ihrer Nachfolge. Dass die Vertreter der adeligen Kultur, die hier noch im 18. Jahrhundert blühte, sogar Beziehungen zu den umstrittenen Vertretern des Rosenkruzertums und der Mystischen Freimaurerei besaßen, scheint einigermaßen belegbar ...<sup>5</sup>

Franz Hartmanns Ideen von der Rettung des zeitlosen Wissens im Chaos der europäischen Umwälzungen in bayerisch-österreichischen Alpenheilig-tümern fand auch sonst zumindest eine Teilverwirklichung. Es scheint für eine sachliche Kulturgeschichte der Gegenwart offensichtlich, dass nach 1900 eine Ansiedlung von Theosophen, Wahrheitssuchern, mystischen Wohngemeinschaften sozusagen jeder Richtung in den Tessiner Bergen durch Hartmann



Das magische Bad in tempelartigen Gebäuden wurde in der europäischen Kunst zu einem wichtigen Sinnbild für die Verjüngung der Menschheit.

angeregt wurde.<sup>6</sup> Aber sogar die von uns schon erwähnte Verkündigung des Provenzalen Nostradamus über das Überleben der Kultur in den Bergen wurde in den Friedensinseln dieser Art offensichtlich seit jeher wiederholt.

Ein Zeitzeuge, der mir in den fünfziger Jahren besonders viele dieser alten Geschichten erzählte, schrieb später in seinen leider zu kurz geratenen Erinnerungen: «Ich denke auch an all die Flüchtlinge, die ... unhergetrieben, zeitweise mit mir zusammen waren.» Er erwähnt dann Deutsche aus Siebenbürgen, Kosaken von Don und Kuban, ostjüdische Chassidim aus Galizien: «Auch sie lebten in Träumen, Wünschen und Hoffen in dieser andern Welt, oft viel mehr, als nur zu erahnen war.»<sup>7</sup> Selbstverständlich versichert dieser Erzähler ebenfalls, dass es ihm darum möglich war, diese Flüchtlinge zu verstehen, weil er selbst seine Kindheit mit jenen einheimischen Minderheiten verleben durfte, die noch die Welt «anders» als die Städter, beseelt, als göttliches Wunder erlebten: Mit sagenkundigen Berglern, ihr Kräuterwissen hütenden Hebammen, in Traditionen lebenden «fahrenden» Sippen.<sup>7</sup>

Ganz ähnlich hatte unser beginnendes Jahrhundert ein anderer alter Erzähler und Zeitzeuge erlebt, ebenfalls Nachkomme der einheimischen Nomaden und Freund von Hunderten der Asylsucher vor chaotischen Weltereignissen. Auch er neigte dazu, den in die

Zukunft weisenden Sinn all dieser für sämtliche Beteiligten qualvollen Vorgänge in einer Rückbesinnung und Zusammenfassung fast verlorener Erkenntnisse zu sehen. Überall werde man, dessen war er für die künftige, langsam in Entstehung begriffene Kultur überzeugt, Auswirkungen einer «Kraft» erkennen: «... die nach der Lehre der alten Okkultisten schon, auch das sogenannte Anorganische, die Elementarsphäre Erde (Gestein, Mineralien), nebst «Luft, Wasser und Feuer», und natürlich auch die anderen Planeten «beseelt».»<sup>8</sup> Hinter dieser «Seelenkraft», Tatsache für eine künftige Wissenschaft, werde dann nach ihm der «stille Beweger» von allem wieder geehrt werden: ««Gott», der universale geistige Magnet.»<sup>8</sup>

Den Menschen einer grossen Zukunft sah er in einem «enthüllten Wunder» seines Planeten wandern – so dass im 20. Jahrhundert alle verspotteten Märchen der alten Äpler und Fahrenen ihre volle Anerkennung durch eine von materialistischen Dogmen befreite Forschung finden würden. In diesem Sinn dichtete er voller Zuversicht: «Wellen sprechen!/ Schranken brechen!/ Hirne leuchten, wie in feuchten/ Matten Nebellichter –/ Und zum weisen Manne wird/ Nun der Fabeldichter./ Blitze zucken, und erhellen/ Viele rätselhafte Stellen/ In der Schöpfungssage ...»<sup>9</sup>

## Zweiter Teil

### Die Lehre der Kraft

## Heimat des Sternenvolkes

In den sechziger Jahren drohte der kalte Krieg zwischen den Grossmächten heiss zu werden. Umstürze in amerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Ländern, so unbedeutend und an der Tagesordnung sie an sich sein mochten, führten durch dauernde ausländische Einmischungen fast bis an die Grenzen des allgemeinen Abschusses von Atomraketen und damit apokalyptischer Zustände.

Die Hoffnung auf den Weltfrieden, die allein für Millionen von Menschen die erste Hälfte des Jahrhunderts der Massengesellschaft erträglich werden liess, schien sich endgültig aufzulösen. Um einigermassen aus dem Alpdruck der Gegenwart der Bedrohung und politischen Erpressung herauszukommen, handelten viele Leute genauso, wie ihre Vorfahren während vergleichbar düsteren Vorgängen in der Vergangenheit getan hatten: Sie wandten ihre Augen zum Himmel und erwarteten die Rettung aus göttlichen Reichen.

Durch das ganze Jahrzehnt hindurch nahm die Zahl der Zeitgenossen zu, die, genau wie ihre Ahnen während der Reformation, den Einbrüchen der Türken oder dem Dreissigjährigen Krieg, nächtliche Lichtzeichen erblickten: Bald wurde es, vor allem in Berggegenden, zu einem festen Brauch, «in klaren Sternennächten»

zu freien Gipfeln zu wandern – und nach oben zu blicken. Es mehrte sich die Zahl der kleinen Zeitschriften, die von «Tatsachenberichten» nahezu überquollen.

Sich die ganze seltsame Erscheinung einigermaßen sachlich zu betrachten war aber bald nicht weniger schwierig wie in den vergangenen Jahrhunderten. Für die Gläubigen «an die baldige Ankunft der friedensbringenden Götter von den Sternen» war jeder, der sich mit den neuen Märchen einigermaßen kritisch herumschlagen wollte, von vorneherein verdächtig – ein Zweifler und Spötter, der ihre Träume und verzweifelten Hoffnungen lächerlich machen wollte. Für die «Ungläubigen», die das ganze mehr oder weniger als Hysterien und Halluzinationen erklärten, war dagegen jeder moderne Mensch, der sich auch nur kurz mit dem «ganzen Unsinn» abzugeben wagte, nicht ernst zu nehmen ... Mit andern Worten: Obwohl die entsprechenden Geschichten immer mehr in dem durch Kriegsdrohungen geängstigten Volk umgingen, war mit der Beschäftigung mit solchen Dingen kaum Lob und Lorbeeren zu gewinnen.

Ein Bergbauer, der wie mancher Bewohner der abgelegenen Gegenden viel religiösen Fragen nachsann, erzählte mir eine heutige Sage von der berühmten Alp Seefeld: «Viele Einheimische und Fremde haben in diesem Gebiet schon seit mehr als einem Jahrhundert aus der Ferne, sogar von dem darunterliegenden Thunersee oder dem benachbarten Harderberg aus, in der Nacht ein Aufleuchten gesehen. Man hat früher allerlei darüber gerätselt und ist oft zum Schluss gekommen, dass hier ein Tanzplatz der Hexen oder Erdleute sei.»

Ich bat den Bauern, an einem vielversprechenden Abend das mit mir verrufene Gebiet zu besuchen. Der Bergler war ein neugieriger Anhänger einer abenteuerlichen Naturkunde: «Ob es sich nun bei diesen Berglichtern um in den Alpen gelandete Sternenschiffe handelt oder um etwas ganz anderes», versicherte er mir, «alte Leute haben mir bezeugt, dass die Kräuter und Pilze, die an solchen Orten und in solchen Zeiten wachsen, besonders wirksam sind.»

Also wanderten wir an einem Tag, den er «so dem Gefühl nach» für den «wohl richtigen» hielt, zusammen in die Höhe. Die mir an sich gut bekannte Alp ist so beschaffen, dass man sofort versteht, warum sie offenbar schon seit alten Zeiten das Ausstrahlungsfeld

von mannigfaltigem Volksglauben ist: Je nach Wetterlage erscheinen und verschwinden hier unzählige Bäche, kleine Seen und Sümpfe. Das Gestein am Boden ist so beschaffen, dass es eigenartige Landschafts-Kunst entstehen lässt, die wohl die Phantasie von sämtlichen Bildhauern übertrifft. Wie die meisten von Sagen umgebenen Alpen, die über den menschlichen Ansiedlungen liegen, wird auch diese von den Hirten meistens nur wenige Wochen während des Sommers für ihre Kühe genutzt.

Ob nun tatsächlich wegen dem richtigen Gefühl des Berglers für die «richtige» magische Zeit oder auch wegen einem günstigen Zufall, schon beim Eindunkeln erlebten wir beim Emporsteigen ein zunehmendes Wetterleuchten: Zwischen den Wolken und dem steil aufragenden Gestein, die in der einbrechenden Dämmerung geradezu miteinander verschmolzen, blitzte es dauernd auf.

Als wir auf der Alp angelangt waren, entdeckten wir über einer mächtigen Burg von verwittertem Gestein einen hellen Schein, der nicht etwa aufleuchtete und erlosch, sondern Beständigkeit zu haben schien. «Das kann natürlich eine Lagerstätte des Heidenvolks, der Zigeuner sein», meinte mein Begleiter, der seltsame Geschichten zwar ausserordentlich liebte, aber im übrigen gern alle Möglichkeiten erwog und prüfte.

Doch als wir in der unmittelbaren Nähe der Steine waren, begann der Heiligenschein über ihnen langsam zu verblassen, und als wir den Ort selber erreichten, verschwand der Glanz vollends. Mit einer Taschenlampe prüften wir sorgfältig den Platz um und hinter den Felsen: Wie erwartet, fanden wir keine Spur von Asche oder auch nur Fussabdrücke oder auch Spuren der kürzlichen Anwesenheit von Menschen.

Der Bergler legte die flache Hand auf den Boden: «Schau mal», sagte er, «er ist ganz warm und man spürt ein Prickeln im Gras, wie wenn er elektrisch wäre.» Ich versuchte es selbstverständlich auch, und es schien mir, dass ich die Beobachtung einigermaßen bestätigen konnte: Selbstverständlich war es mir als jungem und nicht besonders naturverbundenem Städter nicht möglich, festzustellen, ob wir nicht etwa von einer einfachen, uns aber nicht bekannten Naturerscheinung getäuscht wurden oder ob ganz einfach in einer ungewohnten Umgebung und in der Einsamkeit der Seefeld-Alp die Einbildung mit mir durchging.

«Solche Erlebnisse», sagte beim Abstieg ins Tal der kluge Bauer, «liessen früher die Geschichten um den Tanz der Bergkobelde entstehen. Heute ziehen Zeitschriftenschreiber umher und suchen an den gleichen Orten die Landungsplätze der Raumschiffe von den anderen Sternen. Die Menschen suchten also früher wie heute die gleichen Erscheinungen, von denen ihnen schon ihre Grosseltern erzählt hatten.»

Leider war es mir damals unmöglich, die Gegend der Lichterscheinung in den nächsten Tagen nochmals zu besuchen. Ich konnte also nicht überprüfen, ob dort, wo wir «das Sternenlicht über dem Boden» gesehen hatten, tatsächlich, wie es die alte Ahnung behauptet, Pilze und Kräuter «ganz besonders» wuchsen: also jene Wunderpflanzen, denen der Volksglaube noch immer die Möglichkeit zuschreibt, ihren Kennern und Besitzern die allgemeine Lebenskraft, «die Eigenschaft zur Wahrnehmung geheimer Dinge», sogar die Dauer des irdischen Daseins zu steigern.



Die «Mosesbücher» und ähnliche Volksschriften sind voll von Sinnbildern der Kräfte, die nur der Kenner für sein Lebensglück gebrauchen könne.

## Das nächtliche Lichtreich

Um das Jahr 500, so berichtet die Legende, also zu Anfang des eigentlichen Mittelalters, sei an dem Ort der heutigen Stadt Luzern ein seltsames Licht gesehen worden. Von diesem Licht habe man die Anregung genommen, an dessen Stelle ein Gotteshaus zu errichten, und um dieses sei dann der für den Alpenraum so wichtige Ort entstanden – dessen Name vom lateinischen Wort für Licht stamme. Der alte Spruch dazu lautete geradezu: «Luzern, die edle Stadt/Von Licht und Schein den Namen hat.»<sup>1</sup>

Das geheimnisvolle Leuchten kann auch auf die Plätze von früheren heiligen Stätten hindeuten. Als im Balkan und in Klein-Asien gegen das Ende des Mittelalters die Kulturen der Ost-Christen durch die islamischen Türken verdrängt wurden, sollen an den Plätzen ihrer Entfaltung noch immer eigenartige Erscheinungen beobachtet worden sein: «Man liest in den Historien, dass die Schiffer, so in Griechenland und in der Türkei schiffen, in dieser Gegend Lichter sehen. Wenn sie aber darzu schiffen, so sollen dieselben verschwinden. Das ist sehr verwunderlich.»<sup>2</sup>

Selbstverständlich konnten solche Lichterscheinungen nicht als Ausserungen heiliger Kräfte, des göttlichen Segens angesehen werden. In der Schlucht unmittelbar beim Schloss Wolfsberg in der Nähe des Bodensees soll um die Jahrhundertwende ein geheimnisvolles nächtliches «Glänzen» beobachtet worden sein: Es ist wohl kein Zufall, dass gerade dieser Waldplatz den dort weilenden Musiker Carl Maria von Weber zur Beschwörung des dämonischen «Samiel» durch die Magie der Jäger in seinem «Freischütz» anregte. Die Szene in der «Wolfsschlucht» verdankt ihre Entstehung wohl nicht weniger der lebendigen Volkssage wie die allermeisten Werke der Romantik.<sup>3</sup>

Den gelehrten Sagensammlern wurden in abgelegenen Gegenden die Geschichten über den Tanz des «Nachtvolks», ob man dieses nun als Berg- oder Erdleute, Feen usw. bezeichnete, als Tatsachen berichtet.<sup>4</sup> Aus dem 18. Jahrhundert erzählt man uns von den Elfen, dass sie «viele dieser guten Leute bei ihrem nächtlichen Wachen unter freiem Himmel selbst wollen gesehen haben»:<sup>5</sup> «... halten zur Zeit der Mitternacht, in der gewöhnlichen Geisterstunde, die Elfen

einen feierlichen Ringeltanz im Mondlichte zur Musik der Sphären. Diese guten Wesen scheuen sich ebensowenig, vor den Augen der Rhönbewohner ihre nächtlichen Spiele zu feiern, als diese sich fürchten, in der Nähe von Geistern zu sein: sie sehen ihnen ruhig zu, und freuen sich des schönen nächtlichen Schauspiels. Sie wähnen, dass Bande der Verwandtschaft diese sonst unsichtbaren Wesen gerade zu dieser Zeit an sie herauf oder herab auf die Oberfläche der Erde ziehen, um Teil an ihren Freuden zu nehmen ...»<sup>5</sup>

Wo die Erd-, Berg- oder Nachtleute im Mondglanz ihre geheimen Feste abhielten, soll alles besonders gut wachsen und «für Mensch und Vieh» von allergrösster Heilwirkung sein. Der grosse Dichter und Sagensammler Jeremias Gotthelf schildert diese im Volk berühmten Orte: «Wo die Blumen am süssesten duften, die Quelle am reinsten rieselt, der Wiesengrund am lieblichsten und zärtlichsten sich lehnt an den dunklen Waldessaum.»<sup>6</sup> Jede Gemeinde in der gegen die Alpen ansteigenden hügeligen Landschaft des Emmentals wollte einen «solchen Platz» haben: Wurde er «frevelhaft» entweiht oder gar durch Strassenbau und ähnliches zerstört, so glaubte man Glück und Gesundheit des Dorfes beendet.<sup>7</sup>

In dem vielgelesenen Buch *Des durch seine Zauber-Kunst bekannten Christoph Wagners Leben und Taten* (Berlin 1714) vernehmen wir von den «Feuergeistern»: «Die wohnen im Feuer hoch in der Luft, und wenn ihnen vergönnt wird, so richten sie grosse Wetter an, und werfen Feuer vom Himmel. Sie erscheinen den Leuten oft als brennende Fackeln des Nachts, auch bisweilen in kleinen Lichtlein, welche man pflegt Irrlichter zu nennen ...» Besonders häufig gesehen würden sie «um Kirchhöfe und Galgen, wo tote Menschen begraben liegen».<sup>8</sup> Übrigens: An vielen Orten des Alpenlandes hat sich, was die zuletzt erwähnten «geheimnisvollen» Plätze angeht, das Gefühl erhalten, dass sie im Mittelalter gerade dort begründet wurden, wo man seit jeher das Gefühl hatte, «an ihnen sei etwas besonderes los».<sup>9</sup>

Über das Wirken dieser geheimnisvollen «Elementargeister», durch die besonders Paracelsus von Hohenheim sonst unerklärliche Naturerscheinungen deutete, schrieb noch einer der wichtigsten Anreger der späteren Dichter und Wissenschaftler der Romantik, Abbé de Montfaucon de Villars, geboren 1635 in Toulouse, ermordet 1673 auf der Reise nach Lyon: Sein mit viel Humor geschriebe-



Natürliche oder künstlich errichtete Steinmale werden als Hinweise auf die besondere Bedeutung von «heilbringenden» Gärten angesehen.

nes Buch *Gespräche des Grafen Gabalis* (1670) stützte sich ebenso auf keltische und auf andere Volkssagen wie wiederum auf Paracelsus und die Mystik der Rosenkreuzer: «Dieses Werk wurde nachgehend beschlagnahmt.»<sup>10</sup> Sogar seinen rätselhaften Tod erklärte man sich mit dem Hass mächtiger Feinde, weil er «Heimlichkeiten entdeckt»...<sup>11</sup>

In den fünfziger und sechziger Jahren fiel mir auf, wie sehr die Lehren der Rosenkreuzer über diese Naturgeister, von denen man sogar die Geheimnisse der Sterne erlernen konnte, mit modernen Alpensagen übereinstimmten:<sup>12</sup> In den Berner Alpen vernahm ich z.B. von den Sternenleuten, die zuoberst auf den Bergen tanzen.<sup>13</sup> Im Süd-Tirol wird das eigenartige Aussehen von Dolomiten-Landschaften durch die Arbeit von Wilden Leuten erklärt, die einer vom Mond stammenden Feen-Prinzessin eine irdische Umwelt erschaffen wollten, die ihrer himmlischen Heimat ähnelte.<sup>14</sup>

Hier findet sich schon ganz «die spätere Theorie der prähistorischen Astronauten»:<sup>15</sup> Also die Lehre des Schweizer Erich von Däniken und seiner Mitstreiter, die besonders seit 1968 so viel Aufsehen erregen sollte. Höhere Wesen von andern Sternen sollen dem-



nach besonders auf Bergen, deren Bedingungen für sie günstig waren, gelandet sein und der Menschheit der Erde so ziemlich ihre ganze Kultur gebracht haben.<sup>16</sup>

Dieser wiedergeborene Volksglaube hat freilich auch in der Forschung Anregungen ausgelöst, die man nach meiner Auffassung unvoreingenommen überprüfen sollte: An Stellen, wo Zeugen die Landung der Wesen von anderen Gestirnen erlebt haben wollen, sollen sogar in verschiedenen Fällen Experten der Physik sehr starke «Strahlenwirkungen» gemessen haben ...<sup>17</sup>

### Gnomen-Wissenschaft

Nicht nur Irrlichter, die um bestimmte Orte kreisen, auch die Meteore werden vom Volksglauben in den Alpen als Erscheinungen von geheimnisvollen Erdkräften angesehen – die uns verraten können, dass an Orten, «da in bestimmten Nächten ein solches Leuchten geschaut wird, etwas besonderes los ist.»<sup>1</sup> Vom «blitzartig» über dem Waadtländer Gebirge erscheinenden Meteor nahm man nach Savi-Lopez, der italienischen Sammlerin romantischer Alpensagen, an, dass dies die Erscheinung von Erdgeistern (Gnomen) sei, die in der Tiefe der Felsen besondere Schätze behüten. «In jener Gestalt» sollen sie «ihre Behausung wechseln», vielleicht ihre Gefährten besuchen ...<sup>2</sup> Der bernische Chronist Hans Rudolf Grimm (1665–1749) erwähnt ebenfalls mannigfaltige Feuererscheinungen über dem Boden – er erklärt sie ähnlich wie noch immer das Landvolk, mit dem ich reden konnte, «von den Erd-Dünsten», welche am Tag aufsteigen und «sich dann des Nachts wieder auf die Erde, also nach ihrem Ursprung» niedersinken und als Flammen sichtbar werden: «Dann kommen sie den Menschen vor als fliegende Drachen, Feuer-Männlein oder brennende Männer (brönnig Mannen), schießende Sterne und Wetterleuchten. Denn so kommen sie den Menschen auch vor als brennende Lichter und Fackeln, bald kommen sie den Menschen vor, als wenn die Feuer-Männlein oder brennende Mannen einander schlagen täten.»<sup>3</sup>

Grimm, ein grosser Erzähler von Geschichten der Barockzeit, weiss auch über seine feurigen Dünste, die fliegenden und wandernden Flammen allerlei zeitgenössische Berichte: «Auf eine Zeit ging ein Bauersmann in der Nacht hin, seine Matten zu wässern. Nachdem er nach Hause zurückkehren wollte, begegnete ihm ein brennendes Licht. Der Mann fing vor Furcht an zu beten. Und je mehr und stärker er betete, je näher das Feuer sich näherte. Welches sich zuletzt auf seine Schaufel, so auf der Achsel getragen, setzen tat ... Da er aber die Schaufel wegstellen wollte, da war dieses Licht oder Fackel selbst auf der Schaufel. Der Mann erschrak und fing an zu fluchen ... Über dieses ist gleich der Gast fortgewandert und hat sich nicht mehr sehen lassen.»<sup>4</sup> Für die Beobachter solcher Erscheinungen, die sie nicht gerade im Sinn des puritanischen Aberglaubens einfach mit Teufeln und Dämonen gleichsetzen, und die, die sie erblickten, als Hexenvolk verdächtigen wollten, war dies noch im 17.–18. Jahrhundert ein Hinweis auf das eigentliche Wesen dieser «Erd-Dünste»: «Dieses subtile Feuer hat die Eigenschaft, dass, wenn der Mensch von dem Gebet den Atem an sich zieht, er gleichfalls auch das Feuer an sich zieht. Aber so der Mensch etwa ein starkes oder harte Wort von sich gibt, so dass er den Atem von sich treibt, so soll er auch dieses subtile Feuer von sich treiben.»<sup>5</sup>

Grimm hatte auch beobachtet, dass die feurigen Erd-Dünste besonders häufig an oder über bestimmten Gegenden schweben oder scheinbar tanzende oder gar nach Kämpfen von Feuerheeren oder Drachen aussehende Bewegungen ausführen: «Denn so ist es bekannt, dass man am meisten an den Orten solche brennenden Lichter antrifft, wo etwa sumpfige oder moosige Matten und Felder sind. Und so sagt man auch, dass am meisten solche gesehen werden, wo etwa das Wasser still ist und faulet und wo etwa grosse Schlachten geschehen sind.»<sup>6</sup>

Grimm fand diese Berichte für das Alpengebiet so bezeichnend, dass er sogar seine vielgelesene Geschichte der Schweiz mit einem Hinweis auf sie beendete. «Weilen in dem Schweizerland vor Zeiten viel Schlachten geschehen sind, deswegen viel schwefeliger Materie in der Erden anzutreffen ...»<sup>7</sup>

Für das alchimistisch-astrologische Weltbild unserer volkstümlichen Wissenschaft sind die Alpen Wundergeräte der Werkstätte Gottes, in denen die Naturkräfte dauernd verwandelt werden und



Nach einer verbreiteten Okkultistensage begegnete der Alpenarzt Theophrastus von Hohenheim (Paracelsus) in seinen Traumgesichten den Kobolden aller Elemente.

ihre Eigenschaften erhalten: «Auch sind die Berge zu vergleichen einem Brenn-Hafen, worunter ein Feuer ist, welches die Wasser in die Höhe ziehen tut, hernach (es) oben zu den Bergen heraus schwitzet und zur Ursache des Herausfließens der Quellen der Flüsse wird.»<sup>8</sup>

Die herniederströmenden Quellen werden dann von den Gebirgsgewittern beeinflusst, deren Grund man freilich damals ebenfalls in den «feurigen» Eigenschaften des Erdbodens der Alpenländer suchte:<sup>9</sup> «Was das Wetter anbelangt, besonders die Donnerwetter, so ziehen dieselben gern den Bergen nach, so dass es deswegen sehr viel donnert. Die da auf den grossen Bergen wohnen, die sagen, dass öfters so ein Wetter zwischen den Bergen hervorkomme, da doch gerade auf den Bergen oben die Sonne scheine – und dass sie von oben in die Donnerwetter hineinsehen können. Darum sieht man öfters, dass die Wolken in der Mitte der Berge fahren, wie ein grosses Heer.»<sup>10</sup>

Aus den elementaren Vorgängen, denen die Wasser ihr Hervorkommen verdanken, erhalten auch die zahllosen Heilbäder der Gebirge ihre einzigartigen Eigenschaften: «So weilen diese Bäder, die im Schweizerland anzutreffen, gut sind, so muss man die Folgeung ziehen, dass das Land voller Mineral und Metalle sein müsse, davon die Bäder nächst Gottes Regierung ihre Wirkung haben, und so ist dieses die Güte Gottes, dass er ebenso Brunnenquellen in den Erden und aus den Bergen hervor hat kommen lassen.»<sup>11</sup>

Für die Schriftsteller der Alpenkultur bildet ein Gebiet sozusagen ein gewaltiges Lebewesen, in dem das Dasein von jedem seiner Kreaturen durch die gegenseitigen Wirkungen aller Kräfte seiner Umgebung bestimmt wird. Nachdem wir über «fliegende Drachen, schiessende Kugeln und Sterne» über dem Boden der Schweiz vernommen haben, hören wir, dass diese Erscheinung mit der von häufigen Gewittern im Bergland sehr eng verbunden ist – sie sind, «einander sehr nahe verwandt, und wo das eine vorhanden, bleibt das andere nicht aus»: «Und so weilen die Bergen und Erden des Schweizerlandes voller schwefeliger Materie, also ziehen diese Dinge auch die Donnerwetter zu sich den Bergen nach ... Und weilen das Schweizerland mit hohen Bergen und tiefen Tälern versehen, also tut der Donner in solchen oftmals fürchterlich knallen.»<sup>12</sup>

Durch diese «schweflichen Erd-Dämpfe», von denen man über-

zeugt war, dass sie gerade über bestimmten Plätzen des Gebirgslandes «schweben und herum-schweifen», erklärte man seit jeher auch viele der spukhaften Erscheinungen, «wie sie wohl noch heute jedermann, der viel ausserhalb der Städte lebt, nicht nur vom Hörensagen bekannt sind». <sup>13</sup> So vor allem das seltsame Aufleuchten, z. B.: «... kleine Sternchen, die sich an die Kleider hängen, wie denn dieses vielen Leuten auf den Seen des Schweizerlandes widerfahren ist ...» <sup>14</sup>

## Heilige Orte durch Jahrtausende

Die Nacht mit ihren Wundern und ihrer Magie, die ganze Naturmystik umgab bis ins 18. Jahrhundert auch in Mitteleuropa den Menschen von allen Seiten. Wie wir aus den Lebensgeschichten der gebildeten Vertreter jener Zeit lernen können, war sogar die berühmte «kritische Aufklärung» meistens nur eine verspielte Pose, um sich ein wenig von den phantastischen Geschichten und Abenteuern ihres Alltags zu erholen. Mögen sich die naturwissenschaftlichen Schriften der damaligen Philosophen sogar fast auf jeder Seite gegen den «Aberglauben der rohen Bergler» wehren, überall zwischen den Zeilen guckt bei ihnen noch das Märchenhafte hervor.

Nachträglich einseitige Industrialisierung, materialistische Ideologien in entwurzelte Schüler von dogmatischen, halbgebildeten Lehrern hineingeprügelt, mögen dann im 19. Jahrhundert diese Wunderwelt scheinbar endgültig vertrieben haben – doch zumindest in den Städten mit Überlieferung entstand sie mit jeder Generation neu. Als während meiner Kindheit die von Sagen erfüllten Wälder um die Heimatstadt Bern noch von keinerlei Autobahnen zerstückelt waren, erlebten wir in ihnen alle Geschichten aus dem Mittelalter und noch früheren Zeiten.

Mochten die Nachkommen von alten Fahrenden und auch der Hirten und Bauern der Umgebung durch die letzten wirtschaftlichen Umwälzungen in die rasch wachsende Stadt gezwängt worden sein, auch sie lebten noch in ihren Erinnerungen. Ihre alten Leute, in ihren Träumen und Gedanken noch ganz in der Welt der Vorfahren, gingen in den Wäldern ihren alten Gewohnheiten nach, sie sammelten Pilze für das Festmahl oder Kräuter für tausenderlei Leiden, selbstverständlich auch Brennholz.

Der scheinbar schon kurz vorher alleingültige «Fortschritts-glaube» an die Konservennahrung, Zentralheizungen oder die einseitig chemische Medizin erfuhr freilich während dem Zweiten Weltkrieg im Volk eine erste Erschütterung: Da dies alles auf einmal unerschwinglich wurde, war es plötzlich vorteilhaft, sich an Pilze, Kräuter und Holz im nahen Wald zu erinnern ...

Von solchen alten Menschen im Gehölz vor der Stadt vernahm ich Reste alter Mythen, die einst das ganze Leben stark beeinflussten: Im Bremgartenwald sah ich den berühmten Glasbrunnen, an dem seit Jahrhunderten sich die Liebespaare ewige Treue zusicherten. Die schöne Tochter des Ritters Nägeli, von den einheimischen Bürgern der Stadt fast wie eine heilige Stammesmutter angesehen, sollte dabei in Vollmondnächten, gelegentlich sogar sichtbar, manchmal freilich in der Gestalt einer weissen Schlange, ihren Nachkommen zuschauen und über das Einhalten der Eide wachen.

Bis in die Gegenwart kamen zum Brunnen und der Waldfee Frauen, sie um eine gute Ehe oder auch um Kindersegen zu bitten: «Dies soll sich, zumindest früher, stets erfüllt haben», wurde mir mehrfach versichert, «eigenartigerweise aber nie, wenn ein Weib um das Gegenteil davon bat, das heisst, dass sie von einer unerwünschten Schwangerschaft befreit werde.»

In der Schule, in die ich damals ging, durch einen Friedhof und den Güterbahnhof vom Wald mit dem Zauberbrunnen getrennt, höhnte man recht häufig gegen den ganzen Aberglauben, «mit dem die Flüchtlinge aus dem Osten, aber auch einheimische alte Narren noch immer die Kinder anstecken». Doch ungefähr gleichzeitig hatte ich ein wichtiges Erlebnis, das mich für etliche Jahre fest überzeugte, dass an dem ganzen Gerede um die heiligen Orte doch etwas dran sei.

In der Nähe der Hinterhöfe, in denen ich aufwuchs, lebte ein



Jede Quelle erschien unseren Vorfahren als Schauplatz der Wunder, von Eiten oder himmlischen Engeln bewacht.

frommer Geistlicher aus dem Tessin, den ich recht häufig besuchte. Wie damals etliche seines Standes, schätzte er die alte Kunst des Pendelns, von der er sich freilich stets folgerichtig verbat, «sie mit irgendwelcher Heiden-Magie» zu vergleichen.

Von ihm vernahm ich erstmals das «Naturgesetz», das ich dann später immer wieder von allerlei Pendlern, Wünschelrutengängern, «Quellenriechern» (Wasserschmöckern) und Strahlenspürern hören sollte: «Die Nerven des Menschen nehmen in jedem Augenblick unseres Daseins Millionen von ganz verschiedenen Einflüssen auf. Gott hat aber unserem Geist die Freiheit gegeben, dass er von diesen Ozeanen von Strahlungen immer nur die aufnehmen kann, die er gerade wünscht. Wenn er an Gold im Boden denkt, schwingt sein Pendel, wenn er ihn an einem Faden in der rechten Hand hält, nur in der Richtung, wo sich das Edelmetall in der Erde befindet. Denkt er aber an Wasser, so können sich die am stärksten strahlenden Stoffe in der Umgebung befinden, sein Hilfsmittel wird nur die Einflüsse von Wasseradern, mögen sie noch so verborgen sein, aufnehmen.»

Neugierig befragte ich dann in dieser Richtung die Pilzsammler und Kräutersucher, die ich in den folgenden Monaten im geheimnisvollen Gebiet antraf. Mehrere versicherten mir auch ausdrücklich, dass sie «es» selber wüssten und dass man, wenn man Erfahrung im Umgang mit der Natur habe, «Zeichen in dieser Richtung auch ohne Pendel und Wünschelrute verspüre». Sogar wenn man nie entsprechende «Gefühle» habe, merke man es mit einiger Erfahrung an den Gewächsen gerade dieser Gegend um den Glasbrunnen, «dass mit ihnen etwas ganz besonderes los sei». Sogar das Holz am Boden, auch dies hörte ich einmal von der Mutter eines Mitschülers, «sei wirksamer als das an andern Orten, gebe besonders warm, dass man sich den ganzen Winter hindurch nicht erkälte und dass die darauf gekochten Speisen besonders gut seien».

Menschen, «die gegenüber diesen Kräften offen seien», also sie bewusst aufnehmen wollen, die wüssten durch ihr gesteigertes Empfinden über gute und schlechte Eigenschaften von Erde und Wasser endlos mehr als die, die das alles als Blödsinn ansehen: «Dies ist das Geheimnis, warum Jahrhunderte hindurch in einem Land sesshafte Menschen oft Fahrende um Rat fragen, die erst vor kurzem einwanderten.»

Solche Menschen kennen zwar die Wünschelruten aus den Ästen des ihnen heiligen Haselstrauches, vielleicht auch einen Goldring oder Bergkristall als Pendel – dies oft an einem langen Frauenhaar: «Aber eigentlich können jene vielfach mehr als wir», meinte gerade der erwähnte Geistliche, «sie spüren das, was sie wollen, mit allen Nerven ihres Körpers.»

### Geheime Naturkunde

In den dunklen und ungenauen Angaben der alten Schriften über die Erd-Schätze sehen wir wichtige Hinweise auf Kultstätten der Vergangenheit: «Es ist auch wahrscheinlich, dass zu den Zeiten der Reformation des seligen Vaters Lutheri manche Schätze von den römisch-katholischen Mönchen und Pfaffen entweder unter die



Die gesundmachende Kraft der Waldquellen und -brunnen wurde früher von den Stämmen als ein göttliches Werk des Welterschöpfers verehrt.

Erde, oder die Mauern vergraben worden aus Neid, damit sie nicht in die Hände der Evangelisch-Lutherischen kommen mögen, da sie zugleich nicht die Zeit und Gelegenheit gehabt, sie an andere katholische Orte zu transportieren.»<sup>1</sup> Gelten hier die Schätze vor allem als Überreste der heiligen Orte der mittelalterlichen Klöster, so geht die Volkssage oft so weit, sie mit Heiligtümern der «alten Heiden», mit vorgeschichtlichen Kulturkreisen in Verbindung zu bringen.

Von einer modernen schweizerischen Wahrsagerin, die freilich treu aus der Überlieferung ihrer Vorfahren aus dem Fahrenden Volk schöpft, vernehmen wir: «Sie hätte dann noch weitere Geistererscheinungen gehabt ... (aber) immer an katholischen Orten seien die Geister gekommen, an reformierten nie.»<sup>2</sup> Hier ist wiederum die feste Überzeugung der Alpennomaden: Je mehr die Leute bestimmter Gegenden noch an den Überlieferungen ihrer Ahnen aus Altertum und Mittelalter hängen, desto besser sind ihre Wahrnehmungen der «geheimen» Naturkräfte.

Nach der berühmten *Sammlung der ausserordentlichen Geheimnisse ausserordentlicher Menschen alter Zeit*, zuerst (angeblich) in Köln 1725 erschienen, findet man die Schätze an Orten, wo sich «Gespenster sehen lassen». Dies ist auch nach dieser besonders in den Alpenländern bis in die Gegenwart verbreiteten Quelle «ein Zeichen, dass er (der Schatz) von Erdgeistern, Sylphen und Bergmännchen bewahrt werde».<sup>3</sup> Das Wesen des seltsamen, auf Reichtümer im Boden hinweisenden Spuks sind (nach der Anleitung zum Schatzgraben von einem gewissen J. J. Schick) schwer beschreibbare Lichterscheinungen im Dunkeln und ähnliches: «Wenn sich Feuer, ein Haufen glühender Kohlen, eine Menge schimmlichtes Brot, ja auch manchmal ein Genist Frösch und andere seltsame



In der frommen Anrufung der Kräfte in Erde, Elementen und Bäumen durch weise Nomadenfrauen vermuteten schon Gelehrte und Dichter des 19. Jahrhunderts überlebende Reste der («vedischen») Urrreligion.

Dinge sehen lassen, so ist es höchst wahrscheinlich, ja aus der Erfahrung gewiss, dass daselbst ein Schatz vergraben sei.»<sup>3</sup>

Was die Frösche angeht, so müssen wir an die Stellen in den alten naturwissenschaftlichen Büchern denken, in denen wir die Lehre finden, wonach dieses Getier sozusagen von selber, durch eine Art «Ur-Zeugung» in Erde und Wasser, entstehen könne: Genau wie geheimnisvolles «Leuchten und Glühen» schien unseren Ahnen das Gewühl von Kleintieren an fruchtbaren Stellen des Bodens dessen Reichtum an geheimnisvollen Lebenskräften zu verraten. Wir müssen uns nochmals vergegenwärtigen, dass uns all die alten Geheimnis- und Mosesbücher des Volkes dauernd lehren, dass wir bei ihren Rezepten zwischen den Zeilen zu lesen haben: «Ich glaube, die weisen Alten haben in der Tat einen grossen Teil ihrer Kenntnisse dadurch verhehlt, dass sie sich angestellt, als wenn sie Alles sehr aufrichtig entdeckt hätten. Sie haben nichts gesagt, wo oder wie die Kräfte zu finden sind, die sie hoch anrühmten, sondern sie haben nur die Gegenstände genannt, wo sie sich befinden sollten.»<sup>4</sup>

Die Heiligen des Mittelalters gelten dem Volk immer noch als Menschen, die mit ihrem ganzen Wesen «die Kraft», «die Gnade», den «Segen» bestimmter Orte erkannten, die noch heute für riesige Gebiete Pilgerstätten sind. Vom heiligen Meinrad – der Platz von dessen Einsiedelei und Verehrung der Gottesmutter Maria gilt noch immer als einer der Wunderorte des Alpengebiets – wird etwa erzählt: «Unter den weitausholenden Ästen einer Tanne ruhte er für einige Stunden, als die Sterne über ihm ihre Bahn zogen. Als er die Augen öffnete, sah er das wunderbare Himmelsgewölbe in der Morgendämmerung wie einen riesigen Dom über sich. Er kniete nieder, überwältigt von der Güte Gottes pries er den Herrn.»<sup>5</sup>

Zwei Raben sind seine besten Freunde. «Waldtiere aller Art nahen sich der Hütte. Keines tat dem Mönch etwas zuleide. Er stand, wie später Franziskus und früher Vater Benediktus, in einer geheimnisvollen, uns ganz fremd gewordenen Beziehung zum Tier. Wir haben diese verloren, sie wird uns wohl erst dann verständlich und wieder geschenkt, wenn «die neue Erde und der neue Himmel» entstanden sind. An der Quelle nahe seiner Hütte sah er, wie sich Hirsche labten. Er lebte, was die Psalmenworte ausdrückten: «Wie der Hirsch lechzet nach der Quelle, so sehnt sich meine Seele nach Dir!» Vom Erwachen in der Morgenfrühe bis zum Einbrechen der Nacht



war er im Gotteslob vereint mit jeder Kreatur, mit den Tieren, den Pflanzen, dem sanften Säuseln des Windes, dem brausenden Sturm.»<sup>6</sup>

Die Fahrenden der Alpen gehen noch immer nach Einsiedeln, dem heiligen Ort des heiligen Meinrad, um «guten Kindersegen» zu bekommen: Die Heilkundigen unter ihnen betrachten es als «keinen Zufall», dass in dieser «gesegneten Gegend» vor Jahrhunderten «auch der grösste Arzt des Gebirgslandes», der vielerwähnte Paracelsus von Hohenheim geboren wurde ...<sup>7</sup>

Die Wilden Leute, «Heiden», das Bergvolk der Alpensagen sollen die entsprechenden Stellen in «Berg und Tal» besonders gut herausgeföhlt und gekannt, sich gern in ihrer Nähe aufgehalten und sie auch gelegentlich den Hirten und Bauern «verraten» haben: Die Sage versucht uns offensichtlich zu zeigen, dass es sich bei all diesen Geschichten nicht um närrische Kindermärchen handelt, sondern um weitergegebene Nachrichten um die gesteigerte Wahrnehmung von einheimischen Stämmen.

Ihre übermenschlichen Fähigkeiten, den gewöhnlichen Menschen in den Dörfern mit ihren Wunderkräften zu helfen, sollen die «Wilden» nach diesen alten Berichten verlieren, «wenn Unwetter einfallt»: Darunter verstanden sie nicht etwa das gleiche wie wir heute. «Der Regen sei nicht das Unwetter», lehrten die Erdleutlein (Härdlütli) im Berner Oberland. «sondern der Wind».<sup>8</sup> Darunter verstanden sie den Föhn, die warme Luft, deren verwirrende Wirkung auf das empfindliche menschliche Nervensystem heute tatsächlich wieder zum Gegenstand der Forschung wurde. Sie müssten sich, so berichtet die Alpensage über die geheimnisvollen «Wilden» der Berge, wenn solche Strömungen zu wirken beginnen, in den Schutz der Felsen, der Erdhöhlen, zumindest in einen Heustock zurückziehen und sich dann mit Heu zudecken. Sonst würden ihnen alle Kräfte und Säfte im Leib schwinden und sie kämen einem bitteren Tod nahe.<sup>8</sup>

## Stärke aus Tiefe und Quelle

Die Erdleute, das «unterirdische Volk», gibt den Bauern und Hirten hin und wieder von ihrem Backwerk, das es in seinen Küchen unter dem Boden zubereitet. Von solchen Geschenken kann man essen soviel man will – das Verspiesene ergänzt sich durch die wunderbare Magie der Erdleute, und das mit den Unterirdischen befreundete Landvolk muss von da an nie mehr Mangel leiden. Wer von den Kuchen der «Heidenweibchen» genossen hatte, heisst es, «durfte sagen, er habe das Beste auf der Welt gegessen».<sup>1</sup> Solche Speisen sollten den Freunden «des heidnischen Bergvolks» gute Gesundheit geben: So soll man von einem Hirten bei Burgdorf, «der in der guten alten Zeit noch mit 100 Jahren geheiratet und Kinder gezeugt haben soll», erzählt haben. «er habe einmal in den Gysnauflihen (bewaldete Felsen am Emmefluss bei der kleinen Stadt) mit den unterirdischen Leuten eine gute Mahlzeit einnehmen dürfen».<sup>2</sup>

Sehr wichtig ist die Überlieferung, dass man über der Erdoberfläche, an Orten wo die Erdleute hausen, zu bestimmten Festzeiten einen guten Geruch spüren kann, als wenn man Eierkuchen backen würde. Der bedeutende Sagenforscher Rochholz, der in unseren Gebieten viele Geschichten für die Nachwelt retten konnte, erklärt die Sage von den wunderbaren Heidenkuchen durch eine Stelle in der Naturgeschichte von Plinius (XVII, cap. 2), die von den Wohlgerüchen handelt: Diejenigen Salben seien die edelsten, dies war offenbar im Altertum eine verbreitete Überzeugung, welche statt nach Gewürzen nach Erde duften. «Und so verhält es sich in der Tat, das beste Erdreich hat einen Salbengeruch. Es entsteht aus dem ausgeruhten Boden, der nach anhaltender Trocknis von einem Regen durchnässt wird, wenn eben die Sonne untergehen will und ein Regenbogen noch seine Schenkel niederlässt ... Alsdann haucht die Erde jenen göttlichen Dunst wieder von sich, den ihr die Sonne mitgeteilt hatte, und dieser riecht so lieblich, dass nichts ihm verglichen werden kann. Diesen Geruch muss ein Landstück eigentlich haben, wenn es umgegraben oder gepflügt wird, und wo er vorkommt, ist man von des Landes Güte gewiss überzeugt.»<sup>3</sup>

Diese Wärme im Boden stammt nun nach unseren Sagen vom «unterirdischen Feuer» der Unterirdischen, die damit sozusagen für

die Kraft der Fruchtbarkeit im Boden verantwortlich sind.<sup>3</sup> Die Überlieferung über die jeden Hunger stillenden Speisen, die aus den «Küchen» unter dem Boden stammen, sind damit nach Rochholz eine Erinnerung an den Dampf, den man aus dem Untergrund aufsteigen fühlte und an dessen wohltätige Wirkung auf alle Wesen, die ihn geniessen und in sich aufnehmen konnten, man fest glaubte: «Es ist dies (der Sagensammler erklärt hier den Ursprung all dieser im Volke noch verbreiteten Geschichten, S. G.) die Lieblichkeit des aus frischgepflügter und von Gewitterregen erfrischter Ackerkrume aufsteigenden Erdgeruchs.»<sup>3</sup>

Nach der Sage aus dem Fricktaler Dorf Zuzgen soll der Kuchen der Erdmännchen, den die Bauern am Morgen auf dem Felde fanden, ganz besondere Kraft besessen haben: «Nach einem solchen Frühstücke ging das Tagwerk doppelt so gut vonstatten und der Segen ruhte sichtbarlich auf dem Acker.»<sup>4</sup> Auch hier hat man die «Heiden» schlecht behandelt, und traurig wird darum festgestellt: «Die schöne Zeit der Kuchen war dahin.»<sup>4</sup>

Gebirgswasser voll wunderbarer Energie gibt es im Alpenland beinahe überall. Hier nur ein Beispiel aus Lütolds Sagensammlung aus der gebirgigen Innerschweiz: «Heilige Brunnen, deren Entstehung und Kraft auf heilige Personen und Wunder zurückgeführt werden, gibt es mehrere, und wir zählen sie nur einfach auf. Die Quelle im Lutherbad, zu Werthenstein, auf St. Jost, zu Einsiedeln der «Vierzehn-Röhren-Brunnen», am Etzel der St. Meinradsbrunnen, das Kaltbrünlein beim Kloster Engelberg. Die Quelle im Sakramentswald bei Giswil, das Bruder-Klausen-Brünnele bei Sachseln; der St. Columbansbrunnen zu Tuggen.»<sup>5</sup>

Mögen diese heiligen Wasser im Mittelalter besonders nach heiligen Männern oder Frauen genannt worden sein, so scheinen um etliche von ihnen die Überlieferungen in vorgeschichtliche Zeiten zu weisen. Der Luzerner Chronist Cysat, dessen Aufzeichnungen eine wahre Fundgrube für die Volkskunde sind, erwähnt z. B. den «Dreischwesternbrunnen auf der Rigi»: «Bei der Kapelle fliesst ein schöner klarer Brunnen unter dem Felsen heraus. Der wurde geleitet in einen hölzernen Trog oder Kasten neben der Kapelle. Dieser Brunnen dient zu dem Gebrauch der Einsiedler ...»<sup>6</sup> Wurde er also offensichtlich von den Frommen dazu gebraucht, um bei der Andacht gewaschen, also rein zu sein, so galt dieser «Unser lieber Frauen



Nach dem Volksglauben sollten die Erdleute aus den Höhlen im Boden den Bauern Speise und Trank voll geheimer Kraft schenken.

Brunnen» als voll von endloser, aus dem Berg strömender Gesundheitskraft: «Der Mensch muss sich nackend in diesen Brunnenkasten werfen und dreimal darin mit Leib, Haupt und allem «umbwerffen» und sich tunken mit etwas Ceremonien, wie es die Einsiedler angeben. Der Glaube ist so gross, dass die guten Leute vermeinen, sie seien schon genesen.» Den Brunnen führte man auf geheimnisvolle drei Schwestern aus Küsnacht zurück, die das Volk noch immer für heilig ansehe. Man war nach Cysat überzeugt, dass sie «noch unsichtbarer Weise in diesem Berg leiblich wohnen»: «Sie sollen unsterblich da wohnen und sich bisweilen den Menschen und besonders ihres Geschlechts Nachkommen sehen lassen ...» Hier scheint sich also ein richtiger Stammes- und Ahnenkult bewahrt zu haben, und Cysat erwähnt sogar im Zusammenhang «verbotene (aber offenbar trotzdem treu eingehaltene, S. G.) Wallfahrten zu solchen Höhlen und Bergklüften von Weibern durchgeführt». <sup>6</sup>

Viele der heiligen und in jeder Beziehung heilkräftigen Brunnen und Quellen werden sogar bis in die Gegenwart von den Menschen der Alpen folgerichtig auf Wanderstämme zurückgeführt, die bald mit vorchristlichen Völkern, dann wieder mit Nomaden der neueren Zeiten in Verbindung gebracht werden: «Heidenbad nannte man früher das Bad zu Ibenmoos bei Hohenrain, weil Zigeuner die Heilkraft der Quelle entdeckt haben sollen.» <sup>7</sup>

Oder wir vernehmen: «In der Nähe der Alp Fontanen bei Giswil befindet sich der Heidenbrunnen, so geheissen, weil die ehemals auf Fontanen wohnenden Heiden da ihr Wasser geholt haben. Bei diesem Brunnen liegt unter einer steinernen Platte eine übergrosse und dicke goldene Kette verborgen, welche von diesen Heiden herrührt.» <sup>8</sup>

Letztere Geschichte mag entstanden sein, um den gewaltigen Reichtum auszudrücken, den man mit dem wunderbaren Bergwasser in Verbindung brachte – im übrigen erklärt der Volksglaube noch immer die gesteigerte Kraft bestimmter Wasser auf «alchemistische» Weise: In der Tiefe der Felsen fliessen sie über Mineralien, über Edelmetalle und Edelsteine und sie nehmen dadurch viel von deren Eigenschaften an ... <sup>8</sup> Gerade der Sagenkreis um die Alp Fontanen setzt im übrigen diese «Heiden» ausdrücklich den Zigeunern gleich und dann wieder den «alten Heiden», den Wilden Leuten «gehüllt in rauhe Tierfelle». <sup>9</sup>

Von der Alpenwelt erzählte noch eine Berglerin aus dem Wallis von heute: «Man fühlt hier eine stärkende Energie, bekommt eine Art unbekannte Nahrung, die Kraft gibt, ohne dass man sie einzunehmen braucht. Kräfte des Glücks gegen alle Widerwärtigkeiten; eine stille Macht, die von keinen äusseren Umständen beeinflusst ist ...» <sup>10</sup>

## Bräuche am Bergstrom

In den winzigen noch überschaubaren Städten des Alpenlandes fand man bis in die Gegenwart nicht nur gut erhaltene Bauten bis in die Ritterzeiten zurück, auch Nachrichten über eine vergessene Geschichte lebten noch in den Zeugnissen – zumindest in der Erinnerung von einigen Zeitgenossen.

In der Stadt Burgdorf, in der ich 1957–1968 lebte, erzählte man mir über die Entstehung der Gegenwart. Für viele Bürger und auch Bauern der Umgebung war hier die Vergangenheit nicht etwas, was sozusagen zum Heil der Menschheit vom technologischen Fortschritt überwunden worden war. Ich vernahm noch nirgends veröffentlichte Sagen über den alle Traditionen liebenden Pfarrer und gleichzeitig grossen Dichter Jeremias Gotthelf, der im nahen Lützelflüh, aber auch sehr viel in Burgdorf gewirkt hatte.

Als in Folge der Schlagworte der Französischen Revolution gerade diese Stadt im Sturz überlieferter Sitten eine bedeutende Rolle gespielt hatte, soll er zwar vieles Alte als tatsächlich überlebt – aber dessen gesamte und rücksichtslose Zerstörung als ein grosses Unglück angesehen haben. In vielen der sich selber feiernden «Fortschrittshelden» sah er entwurzelte Unglückliche, die nur von der

Zukunft redeten, weil sie nicht an die Vergangenheit zurückzudenken wagten, und wegen ihren eigenen üblen Taten ein schlechtes Gewissen hatten. Mutig habe Gotthelf auch darauf verwiesen, dass diese «Neuerer» die Sagen des Volkes blind hassten und sich vor der Natur fürchteten, weil sie hier überall die Drohung wegen ihren lieblosen Sünden gegenüber den ihnen nächsten Menschen und auch allen andern Geschöpfen Gottes herauszuhören glaubten.

Besonders beschäftigten ihn dabei auch die Erzählungen von den «Erd- oder Bergleutlein», deren Kräfte einst dem Volk ein in jeder Beziehung «seliges» Dasein ermöglichten, bis sie – nach den Bauern der Landschaft um Burgdorf angeblich erst im 18. oder 19. Jahrhundert – «wegen der einreissenden Gottlosigkeit in die Ferne zogen oder sich tief im Erdinnern in ihren Kristallhöhlen versteckten».

Gegenüber der Stadt Burgdorf, an der anderen Seite der Emme, liegen die Gysnauflühe, die zu meiner Zeit in ihrer unmittelbaren Nähe noch keinerlei städtische Vororte sahen. Sie galten damals recht häufig als «zumindest in bestimmten Stunden unheimlich»: Dies erklärte man daraus, dass man einst die unheilbar Kranken ins sogenannte «Siechenhaus» brachte. Sie hätten sich etwa in der Nähe der malerisch überwaldeten Felsen gezeigt und die Bürger erschreckt ...

In bestimmten Nächten habe man dazu noch in den Gysnaufflühen rätselhaft Funken aufglühen sehen, was die Abergläubischen gern mit «in den Höhlen hausenden Geistervölkern», die Sachlicheren aber mit sich dort früher tatsächlich häufig versteckenden «Heiden, Kesselflickern, Bettlergesindel» zusammenbrachten. Aber auch in den Morgenstunden des Mittsommers, also im Juni und Juli, sollten an ihren schwerzugänglichen Stellen Lichter aufglänzen: Man nahm an, dass an bestimmten Tagen eben «der Teufel» etwas von seinen unterirdischen Schätzen an die Oberfläche bringe. «Er müsse sie jährlich dem Tagesglanz aussetzen («sonnen»), damit sie ihre Kraft nicht verlören.»

Die bewaldeten Flühe seien, zumindest im Frühling und gegen die Sommermitte zu, der meist recht verschwiegene Schauplatz von sehr ursprünglichen Bräuchen gewesen: Nackt habe man sich am Morgen der Sonne oder «dem ersten Gewitter» ausgesetzt. Dies sollte «bis in den Frühling hinein» alle Kräfte wiederherstellen, wobei man

glaubte, dass die Erneuerung gleichermassen von Himmel, Erde und Felsen, den Blumen und Kräutern ausgehe.

In der damals so volkstümlichen Wirtschaft «Bären» redete man gern über solche Geschichten, und ich lernte aus ihnen mehr als aus allen Urkunden und Büchern. Ein abenteuerlicher Gast, der bezeichnenderweise in der Hütte mit Namen «Gygerhüsli» (also Häuschen des Geigers) wohnte, wollte zusammen mit einer Freundin «einen solchen Morgen» erleben: Er glaubte fest, dass, «wie man früher sagte», dadurch die Liebesverbindung für alle Zeiten fest werde. «Wer die Kräfte der Erde im Frühling als Zeugen anruft und ihr Wirken zusammen mit jemand anderem erlebt, der hat bei all seinen Unternehmungen die allertreuesten Verbündeten.»



Keine Frühlingszeit war einst den Bergvölkern denkbar ohne die Badelust im Umkreis der erwachenden Natur.

## Tanz der Morgenröte

Die uralten Stämme, die in den heiligen Veden geschildert werden, kannten eine Morgen- und Frühlingsgöttin Ushas, die schon dem Namen nach mit der griechischen Eos, der germanischen Ostara (Eostra, Austro) verwandt ist. Die Ushas wird in den alten Liedern mit einer Tänzerin verglichen, und es wird auch ausdrücklich von ihrem Tanz gesprochen. Die Griechen wiederum kannten ihre «Tanzplätze der Eos», und L. v. Schröder verglich mit diesen Mythen der alten Stämme den Volksglauben der germanischen und slawischen Völker, nach denen am Morgen des Ostertags die Sonne selber einen Freudentanz beginnt – den die lebenslustigen Frühaufsteher sogar selber mitmachen können.<sup>1</sup>

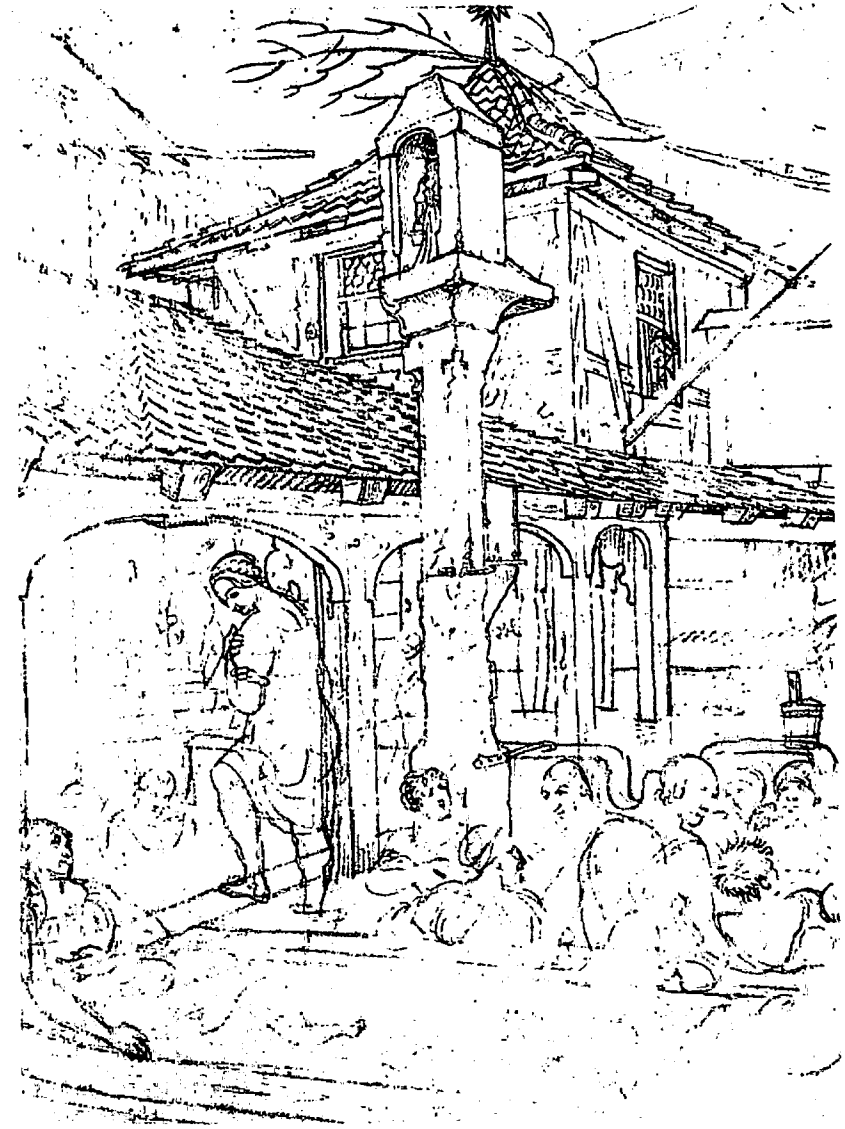
Gerade vom fahrenden Volk des Alpengebiets wissen wir, dass solche dichterischen Bilder für sie keine Phantasien waren sondern ekstatische Erlebnisse. Angewiesen auf einigermaßen schützende Höhlen, abgelegene «Heidenhütten» oder gastfreundliche Bauern, denen sie mit ihren «Künsten» aushalfen, war der Winter für sie schwer und lastend genug. Die ersten warmen und hellen Tage lockten sie auf die Anhöhen und liessen sie «den neuen Tag Gottes», wie sie gelegentlich die warme Jahreszeit genannt haben, mit einem Freudentanz begehen: «Man tanzte so lange, bis man das Gefühl hatte, die Sonne und die ganze Welt um ums herum tanze mit.»<sup>2</sup>

Diese Sage erinnert uns an die Hinweise des erwähnten Gelehrten L. v. Schröder, der auf der Grundlage vieler Stellen der heiligen indischen Veden, aber auch der slawischen und lettisch-litauischen Überlieferungen zu einem wichtigen Schluss gelangte: Viele dort geschilderte Abenteuer der alten Götter werden uns nur dann verständlich, wenn wir davon ausgehen, dass sie einst von Menschen erlebt, in Schauspielen verkörpert, gesungen, getanzt wurden.<sup>3</sup> Dass die Ushas bei den vedischen Stämmen von Asien oder bei den Völkern der europäischen Völkerwanderung eine solche Wichtigkeit besessen haben muss, wird uns ebenfalls verständlich. Deren Selbstbehauptung, sei es gegen schwere klimatische Bedingungen auf ihren Wanderungen oder gegen ihnen an äusserer Machtentfaltung überlegene Stadtzivilisationen, beruhte auf ihrem ungebrochenen, bei allen ihren religiösen Naturfesten erneuerten Lebenswillen.

Bei den zigeunerischen Stämmen von Europa finden wir für das Osterfest sehr häufig den Ausdruck «Jarengero diwes», wobei diwes den Tag als eine Offenbarung des hellen Lichts (diwes wird auch für Sonne verwendet) bedeutet und jarengero von jaro kommt, was meistens Ei, gelegentlich auch Hode, bedeutet.<sup>4</sup> Russische Zigeuner, die ich um 1950 in Paris traf, sahen in ihrem Wort «jaro», der Bezeichnung für Ostern und Frühlingsfest, das slawische «Jar», das heute etwa den Sinn von hell, klar, funkelnd oder scheinend besitzt (jarkij). Ursprünglich wird im übrigen die Bedeutung dieses Wortes tatsächlich mit «frühlingshaft, warm, leidenschaftlich-hitzig» erklärt, und sie soll in verschiedenen indogermanischen Sprachen den Namen für die erste Jahreszeit, den Frühling (angelsächsisch: gear) und dadurch für das ganze Jahr selber (gotisch: jer) gegeben haben.<sup>5</sup>

Der Tag der Helligkeit, des Erwachens des neuen Jahres war damit für das Gefühl dieser noch in der Zivilisation einer Riesenstadt naturverbundenen Menschen der Augenblick, an dem sich die Kräfte der Erneuerung, der Fruchtbarkeit, des Lebens auf die Welt ergießen «und von all denen, die dazu bereit sind, aufgenommen werden können». Das Wort Ei, im Sinn für Osterei, leiteten sie von diesem urtümlichen «jar» ihrer zigeunerisch-slawischen Mischsprache ab und wussten dies mit dichterischen Bildern von grosser Kraft nachzuweisen: «Die Welt ist wie ein Ei, in dem das Leben eingeschlossen ist. Im Frühling zerspringt die Schale, das Eis, durch die Wärme von Gottes Sonne, und das neue Leben wird geboren. Darum malt man das Ei möglichst schreiend farbig, wobei die schreiendste, grellste Farbe die rote ist, die Farbe der Morgenröte, des Blutes, der Leidenschaft im Frühling.»

Grellrote Eier (jarkie jaiza), am «heiligen Ostertag» gegessen, sollten besonders stürmische Kraft und damit Fruchtbarkeit in das ganze Wesen des Menschen bringen. «Wer zu faul ist, am ersten Frühlingstag auf die wichtigste Erhöhung in seiner Umgebung zu steigen und dort zu sehen, wie die ganze Welt um ihn vor Freude tanzt, der kann sich begraben lassen, der wäre am besten schon im Herbst in sein Grab gegangen statt nun im neuen Jahr seine Verwandten mit seinem trüben Gesicht zu belasten.» Das hörte ich um 1958 in Burgdorf als eine Lehre, «wie sie noch im 19. Jahrhundert von den einheimischen Fahrenden allgemein geglaubt wurde».<sup>6</sup>



Bei zahlreichen Gesundheitsbädern bewiesen stets Heiligenbilder, wie sehr man die Naturelemente mit Wunderkräften erfüllt glaubte.



Als Hinweis auf die das Leben erhaltenden und verlängernden Bräuche des Frühlings, in der Regel an «frischem» (reinem!) Wasser ausgeführt, erklären die Fahrenden etwa den Tarottrumpf «Der Stern» (fast immer als Morgenstern Venus gedeutet): Eine schöne nackte Frau lässt auf diesem Bild aus einem goldenen und silbernen Gefäss endlos eine Flüssigkeit, das Sinnbild der ewigen Lebenskräfte, in einen See oder Quell und gleichzeitig auf den nun grünen Erdboden ergiessen.<sup>7</sup>

Hinter der Fee, die auch als die gütige Erdgöttin verstanden wird, sehen wir etwa einen Schmetterling auf einer Blume, ein Zeichen, das schon de Gébelin im 18. Jahrhundert als Sinnbild der «Wiedergeburt und Auferstehung» verstand:<sup>8</sup> Manchmal sehen wir auch einen Baum mit einem Vogel im Nest – ebenfalls Darstellungen des neuen Lebens in der warmen Jahreszeit, das aus der allgemeinen Erneuerung und Verjüngung der Natur im Frühling hervorgeht.<sup>9</sup>

Unter den nach Paris geflüchteten osteuropäischen Zigeunern erklärte man mir den slawischen Namen der «Kaiserin Morgenröte», Zorja-Zariza, «zu deren Frühlingsfest man früher auf sämtlichen Bergen tanzte», eigenwillig-phantastisch vom Zigeunerischen «zor», (in Wörterbüchern etwa auch zohr, soor geschrieben), dem Wort für Kraft, Stärke, Macht, Gewalt: Bei den süddeutschen und schweizerischen «jenischen» Fahrenden kann dieser Ausdruck noch heute für das Herz, das männliche Glied, die Liebe, sogar Gott verwendet werden.<sup>10</sup> Für den Kenner oder Beherrscher der «Kraft» gibt es davon noch die Zigeunerausdrücke wie Zoriengero oder Zorialo.<sup>11</sup>

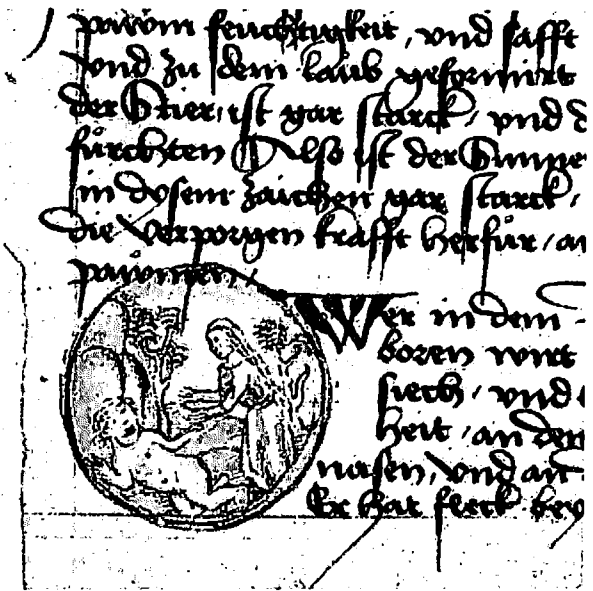
Wohl im Sinn dieser ursprünglichen Überlieferung erinnert sich noch ein im Alpengebiet herumziehender Nomade schriftlich: «Wir hatten früher im Land eine grosse Aufgabe, die von den alten Bauern gern bezeugt wird. Auf allen Bergen wurde in alter Zeit getanzt, und es waren immer die Zigeuner, die zu den Bergtänzen aufspielten. Die Leute kamen zu uns von allen Seiten her, weil sie glaubten, so blieben sie das ganze Jahr hindurch jung.»<sup>12</sup> Auch dieser Zeuge der Traditionen der einheimischen Volksmedizin erinnert sich an dieses allgemeine Gefühl der Erneuerung der ganzen Natur in der Zeit der Frühlings- und Maifeste: Wenn sich der Mensch ihr völlig hingibt, können die Wellen der Erdkraft, die das ganze Wachsen und Blühen hervorrufen, auch ihn verjüngen.

## Urzeitliche Frühlings-Kosmetik

«Die Hindus verehren bis heute zahllose «tirthas», heilige Stätten, wörtlich «Furten», die den Frommen über den Strom der Leiden zum jenseitigen Ufer der Erlösung gelangen liessen ... An solchen «tirthas» wurden öfters Tempel errichtet.»<sup>1</sup> Von solchen von heiligen Sippen durchgeführten Pilgerfahrten von Ort zu Ort, jedesmal gekrönt durch Gewinn des göttlichen Segens, Glücks und von entscheidenden Erkenntnissen, wird in den indischen Schriften schon seit der Zeit Krishnas erzählt – die von diesen Quellen in ein über 5.000 Jahre zurückliegendes Zeitalter versetzt wird: «Die Helden des Mahabharata, die Pandavas, vollführen eine Wanderung zu solchen «tirthas», an denen ihnen jeweils unter erbaulichen Gesprächen von kundigen Brahmanen die örtliche Legende erzählt wurde.»<sup>1</sup> Sie vollführen damit einen für ihr späteres Dasein entscheidenden heilbringenden Kreis durch die Reiche der sagenhaften damaligen Urkultur: Zum Schluss kommen sie über den heiligen Fluss Krishna, den Yamuna, in das von Götterkraft erfüllte Himalayagebirge.

Solche Erinnerungen an heiligen Berge und Wasser, an denen der Mensch zu bestimmten Zeiten die Welt als Paradies erleben kann, findet man sehr häufig bei den europäischen Nomaden. Übereinstimmend mit den angeführten indischen Sagen sehen sie den Sinn der ganzen Weltgeschichte als einen Zug der menschlichen Sippen von einem heiligen Ort der Erde zum andern: Der Mensch wird zu solchem Tun zuerst von einem Instinkt, einem ihm angeborenen, von den ältesten Ahnen vererbten Trieb bewegt, «ähnlich wie die Zugvögel von Erdteil zu Erdteil fliegen». Wenn er nur oberflächlich «intelligent» wird, die Geheimnisse der Erde vergisst und nur äusserlichen Reichtümern nachjagt, verliert er Antrieb und Kraft und verfällt jedem geistigen und körperlichen Unglück. Hat er aber die Bedeutung der Traditionen erkannt und ist weise geworden, so vollführt er sie sogar bewusst und betrachtet sein Dasein als den Ausdruck eines göttlichen Gesetzes, die Wanderung von Wunder zu Wunder.<sup>2</sup>

Wahrsager erklären in diesem Sinne die Bedeutung des Kreises oder «Rades» beim Legen ihrer Karten. Die 22 Tarot-Trümpfe sind für sie dann wie eine Darstellung der «Stationen», der Rastplätze



Die Menschen glaubten jede enge Beziehung zur grünenden Natur als Ursprung einer neuen Gesundheit erkennen zu können.

des Zugs der Stämme, der ewigen Völkerwanderung von den indischen Bergen; über die mächtigen Flüsse Asiens, zu den grossen Magiern im Raum Iran, Kaukasus und Libanon; den Fürstentümern rings um das Schwarze Meer, nach dem Abendland. Die Gestalten auf den uralten Bildern, die an heiligen Wassern oder auf Anhöhen stehen, wären demnach Hinweise, das Heilige in der jeweiligen Umwelt zu erkennen und damit jedesmal wieder Kraft für die Zukunft zu finden.<sup>3</sup>

Nach einer Zigeunersage zieht so eine Sippe in 2000 Jahren einmal um die ganze Welt.<sup>4</sup> Jedesmal, wenn sie auf ihren Zügen einen neuen Platz als Heimat findet, sucht sie in seinem Umkreis seine heiligsten Orte und erkennt dann, während der Festzeiten, die göttlichen Eigenschaften ihrer fast wie ein irdisches Paradies geschilderten Urheimat: Von der Camargue in Südfrankreich, wohin die Zigeuner zwischen der alpinen Provence und den Pyrenäen jährlich im Mai pilgern, erzählen sie etwa, dass sie hier in der Landschaft ein treues Abbild ihres geheimnisvollen Ursprungslandes erkennen.<sup>5</sup>

Ganz ähnliche Vorstellungen über die Macht der Erinnerungen scheinen auch die Aelpler des Mittelalters besessen zu haben. In der Handschrift *Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, die aus dem 15. Jahrhundert stammt, steht über die Einwanderung ihrer Vorfahren in ihr heutiges Gebiet «in dem Herzogtum Österreich» (das bekanntlich einst weit in das westliche Gebiet der späteren Schweiz reichte): «Und (sie) waren da in Berg und Tal, in Alpen, Flühen, Wassern und in allen Enden des Lands. Sie suchten Wohnungen und Stätten, da sie bleiben möchten. Es erschien ihnen, die Gegend und die Wohnung desselben Lands wäre ihrem Land gleich, aus dem sie vormals ausgegangen waren. Hatten sie doch früher (also vor Beginn ihrer Wanderung, S. G.) ihre Wohnung in den Bergen gehabt.»<sup>6</sup>

Die Nomaden «wanderten so weit, bis sie eine Gegend fanden, die sie als besonders gesund, glückbringend, heilig empfanden»: «Man empfand dies mit dem ganzen Körper und erkannte es auch in den Träumen, wenn man sich der Gegend näherte. Die Rosse, die den Wagen zogen und auch die anderen Haustiere, die man mitbrachte, zeigten es mit ihrem ganzen Verhalten. Man fragte dann gewöhnlich noch im Wirtshaus bei den Einheimischen nach und vernahm meistens noch von den Alten von ihnen, in der Nähe sei ein Pilgerplatz, oder mindestens vor Jahrhunderten habe es da noch einen solchen gegeben.»<sup>7</sup>

Die Bräuche, die den Menschen erlauben, diese Kräfte in Wasser, Wald und Berg gesteigert für ihr wachsendes Wohlbefinden zu nutzen, werden auch in vielen Sagensammlungen ausführlich geschildert: Wer diese Stellen zusammenfasst, wird zweifellos den Eindruck gewinnen, dass es sich hier kaum jedesmal um «Aberglauben» handeln kann, sondern um Erfahrungen aus Jahrhunderten.

Wolff, der die Sagen der deutschsprachigen und ladinischen Dolomiten-Bewohner sammelte, schildert eine Tochter aus dem Herrengeschlecht des Fessatales, die in ihrer Jugend in jeder Beziehung kränklich, erschreckend bleich und traurig war. Eine «Wilde Frau» aus dem Bergland, also eine aus jenen Sippen, denen man die Kenntnis der guten Naturkräfte zutraute, weiss trefflichen Rat: Für das Schlossfräulein wird am richtigen Platz, an der Abendseite eines Sees ein schönes Holzhaus errichtet. An jedem hellen Tag muss nun die arme Prinzessin mit dem Wilden Weib ins Freie treten und die

Morgenröte anschauen. «Dabei konnte sie hier die Morgenröte doppelt sehen: einmal oben am Himmel und dann unten auf dem See-  
spiegel.»

Die Kranke musste jedesmal folgenden Spruch wiederholen: «Hell wie das Edelweiss / Feurig wie die Alpenrosen / Morgenröte, Morgenröte / Komm in meine Augen!»<sup>8</sup>

Es ging eben in der Heilwissenschaft der «Wilden» darum, «die Morgenröte herabzuziehen und ihre Lichter und Farben in die Kranke einströmen zu lassen»: «Als das Edelfräulein jeden Morgen diesen Lichtspruch aufsagte, begann die Genesung erstaunliche Fortschritte zu machen; die Rosenfarbe der Morgenröte drang in das Antlitz des Mädchens, und sie wurde so schön, dass ihre eigenen Angehörigen sie kaum mehr wiedererkennen konnten.» Mit der Zeit war sie sogar so voller Lebenskraft, «dass ihr Antlitz von selbst einen leuchtenden Glanz ausstrahlte. Darum nannte man sie «Albolina» – Morgenrötchen.»<sup>8</sup> Von diesem alten Namen für das aufglänzende Licht erklärte man übrigens früher gern den Bergnamen Alpen.

Solcher Glaube scheint überhaupt im ganzen Gebirgsraum erhalten: In Kärnten gingen Mädchen, «die gern schön bleiben wollten», am Pfingstmontag vor Sonnenaufgang ins Freie und wuschen ihr Gesicht und die Augen mit dem Tau von den grünen, aufgesprossenen Saaten.<sup>9</sup> Ein alter Mann erzählte mir noch Sagen über die berühmten «Bäder» in den Tälern des Emmentals, die im Frühling als Mittel «der Erneuerung aller Kräfte durch das Quellwasser» überlaufen waren. «Das Waschen im Morgentau» sei hier noch lange das bewährte und einfache Mittel gewesen.

«Kosmetik im Sinn von Verschönerung», deutete die Berichte dieser Zeuge der Volksmedizin, «das war an diesen Glücksplätzen ein Leben im Gleichgewicht der Ordnung des «Kosmos», des Weltalls.»<sup>10</sup>

## Hilfe durch Liebeskraft

Vom Ritter Nägeli, von dem wir schon einige Geschichten vernahmen, gibt es eine alte Familiensage: In der Junkerngasse der Stadt Bern lebte einst ein Mann aus einem Rittergeschlecht. Seine Liebste sollte vom fernen Venedig über die damals noch recht gefährlichen Alpenpässe zurückkommen, und der Mann war voller verständlicher Sorgen und Ängste.

Der Sturm rüttelte an den Fenstern und erinnerte ihn beim Einschlafen an die Mären des Volkes, nach denen gerade in solchen Zeiten die alten Ritter durch Wind und Wetter ritten, um das Land zu bewachen: Dem Edelmann war, als wenn er träume und gleichzeitig wache: Er trat vor sein Haus und bestieg ein riesiges Ross von nachtschwarzer Farbe.

Er ritt nun tatsächlich wie die Geisterritter selber. In wenigen Augenblicken tauchten die Seen des Alpenlandes mit ihren malerischen Schlössern und Gotteshäusern auf, und dann ging es schon durch die wilden Schluchten und Felspfade der Alpen: In schwindelerregenden Höhen klebten die Holzhütten der Hirten, Jäger, Strahler (Kristallsucher). Noch näher dem Sternenhimmel sah er die Höhlenbehauungen der frommen Einsiedler und der todesmutigen Jünger der Zauberkraft.

Wie ein Pfeil flog das Ross von den Geisterweiden, tausendfach Abkürzungen kennend, sogar durch Felspforten, die vor ihm von unsichtbaren Händen geöffnet wurden: Stunden schien der Sturmritt zu dauern, bis die Hufe auf einmal wieder auf den Steinen eines richtigen Weges klapperten. Nach einer Biegung der Strasse hielt das Tier an und häumte sich mit donnerndem Wiehern.

Der so lebendig träumende Edelmann sah vor sich eine umgestürzte Kutsche im Strassenschmutz liegen. Man vernahm nun das Knirschen von Stahl auf Stahl. Degen und Messer blinkten im Mondschein auf, wurden mit massloser Wut und Verzweiflung gegeneinandergeschlagen.

Durch das Anhalten des Rosses verlor der Edelmann jeden Halt. Es war ihm, als stürze er in die bodenlosen Traumtiefen. Und plötzlich lag er hellwach in seinem Bett, in seinem Haus an der Berner Junkerngasse. Der Sturm hatte sich hinter die Berge verzogen, es donnerte nur aus ganz weiten Fernen.

Nach vielen hängen Tagen kam auch glücklich die sehnlichst erwartete Frau von Venedig her zurück: sie wusste nun tatsächlich eine abenteuerliche Geschichte zu berichten!

Um nicht in den unruhigen Zeiten auf ihrem Weg über die Alpen belästigt zu werden, hatte sie in der italienischen Republik eine Kutsche genommen, die wichtige Staatspost zu befördern hatte und darum von einem verantwortlichen Offizier mit einigen zuverlässigen Söldnern begleitet wurde: Sogar in den letzten Nachtstunden sollten sie fahren, um ihr Ziel möglichst rasch zu erreichen. Doch gemietete Briganten überfielen das Gefährt in einer engen Passstrasse. Der Offizier fiel als einer der ersten durch eine wohlgezielte Kugel, nach kurzer Gegenwehr seien die Soldaten daran gewesen, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Da sei auf einmal unerwartete Rettung genaht. Ein Mann auf schwarzem Rosse sei herangebraust, man hätte wahrhaftig glauben können, es sei der Herr des Hexensabbats selber, der in der Walpurgisnacht zu seinem Volk eile! Und hinter ihm hörte man das Lärmen wie von einem ganzen wilden Reiterheer.

Die Banditen waren nun überzeugt, selber in einen Hinterhalt geraten zu sein. Einige von ihnen fielen unter den Hieben der Soldaten, die ob der nahenden Hilfe ihren Mut wiedergewannen – die restlichen verschwanden in den Büschen um die Passabhänge.

Über den Resten der Schlacht dämmerte der Morgen, und die überlebenden Reisenden begannen zu überlegen, wie sie zur nächsten Gaststätte kämen, um für eine Weiterfahrt eine unbeschädigte Kutsche zu finden ... Dies erzählte, geschmückt mit vielerlei Einzelheiten, die gerettete Dame, und sie staunte nicht wenig, als ihr Geliebter den Ort des Kampfes fast bis in jede Einzelheit schilderte.

Diese Geschichte hörte ich als Kind von einem Onkel, der sie für echt hielt. Selbstverständlich wusste ich später nicht recht, ob es sich um einen echten Bericht oder ein dichterisches Märchen für Kinder handelte.

Ich fragte dann später bei Kennern der Sagen der Stadt Bern und ihres alpinen Hinterlandes, ob sie schon die Geschichte in einer ähnlichen Fassung vernommen hätten: «Allgemein verbreitet war der Glaube, dass Liebespaare in einer dauernden geistigen Verbindung zueinander stehen und über grosse Gebiete hinweg die guten oder schlechten Stimmungen des andern verspüren. Ist der oder die Geliebte in Not, so fühlt es der Gefährte, und wenn er sich auf sie



Liebesfreude und Mai werden in den alten Heilbüchern, genau wie in den Frühlingsliedern, stets in einem Atemzug genannt.

oder ihn konzentriert, fühlt es der andere, und es ist ihm, als würde seine Kraft vervielfacht. Manchmal ist in solchen Fällen einem Geliebten in Not, als erscheine ihm seine ferne Gattin plötzlich einen Augenblick leibhaftig und flüstere ihm zu, er müsse jetzt durchhalten, es komme sowieso gut ...»

### Geschlechter-«Magnetismus»

In dem mittelalterlichen Zauberbuch des Albertus Magnus findet sich eine wichtige Anleitung, Liebe zu erwecken: Man solle sechs Tage keusch leben, was Enthaltbarkeit sowohl im Geschlechtlichen wie auch in der Speise bedeutet. Am siebenten Tag, der ein Freitag, der Tag der Liebesgöttin Venus sein müsse, solle man «hitze» Nahrungsmittel essen und trinken und dadurch seine Liebesleidenschaft möglichst steigern. Dann solle man den begehrten Menschen zu einem stillen Gespräch gewinnen und es so einrichten, dass man sich während der Dauer eines Ave-Maria-Gebets unverwandt in die Augen schaut: «Weil die Strahlen der Blicke, die sich gegenseitig begegnen, so mächtige Träger der Liebe sein werden, dass sie bis zum Herzen eindringen und der allergrösste Stolz, die grösste Gefühllosigkeit werden ihnen nicht widerstehen können.»<sup>1</sup> Selbstverständlich wird vorsichtig beigelegt, dass z. B. ein junges Mädchen kaum sofort bereit sein wird, einem Jüngling ohne weiteres in die Augen zu blicken: In diesem Fall wird geraten, die Jungfrau neugierig zu machen + ihr etwa zu raten, dass man gerade die Kunst des Wahrsagens aus den Augen gelernt habe und ihr u. a. die Dauer ihres Daseins oder die Art ihres Eheglücks verkünden könne.<sup>1</sup>

Die Erwartung, das Vertrauen beim andern waren also notwendig, damit der Zauber gelinge. Dazu war man überzeugt, dass man durch eine Woche des Sammelns seines Geistes auf das Ziel seiner Wünsche, die gleichzeitige Enthaltbarkeit und die darauffolgende «hitze» Ernährung seine Lebenskräfte vermehren könne: Diese Flut der Strahlen sollte den andern sozusagen überschwemmen, sein Wesen durchdringen, auf ihn die eigene Leidenschaft übertragen.

In unseren volkstümlichen Zauberbüchern gilt die Liebe als Austausch der Kräfte und darum als eines der höchsten Heilmittel: «Aber nicht bloß die Hand, sondern der ganze Körper dunstet magnetische Kraft aus, der Hauch, der Urin selbst enthält dieselbe.

Schon im gesunden natürlichen Zustand hat die unmittelbare Berührung eines andern, die Anlehnung des Gesichtes an die Brust, die Umarmung, der Kuss einen körperlich wohltuenden Einfluss, der wirklich stattfindet und nicht bloß Phantasie ist. Je kräftiger, jugendlicher jemand ist, namentlich in der ersten Zeit der eingetretenen Reife, desto mehr entwickelt er diese tierische magnetische Heilkraft. Daher ist auch die Zeit der Liebe die Zeit, in welcher die magnetische Kraft ausgetauscht wird, welche mit dem zunehmenden Alter immer mehr verschwindet. Es ist eine bekannte Sache, dass, wenn ein siecher Mensch häufig bei einem recht gesunden, kräftigen schläft, die heilende magnetische Ausdünstung des Gesunden auf den Kranken stärkend und kräftigend übergeht ...»<sup>2</sup>

Man war überzeugt, dass dies für den Kräftigeren nicht ungefährlich sei, da er sozusagen im wörtlichen Sinne an den andern, den er verjünge, seine Energie abgebe: Aus diesem Grunde finden wir in den alten Magiebüchern oft missverständliche Anleitungen, wie man seine Kräfte auch aus der Natur zu erneuern vermöge. In unserer Umgebung sehen diese Lehren Energien, die wir für uns benutzen können: «Namentlich, wenn wir sie durch festen Glauben daran, die Bereitschaft, sie in uns aufzunehmen, noch steigern.»<sup>3</sup>

Gegen den Verlust der Männlichkeit ist noch heute ein Mittel bekannt, das sich schon im Werk des Arztes Kräutermann vorfindet: «Schneide den Impotenti überall an den Orten, wo er am ganzen Leib Haare hat, etwas davon ab, ingleichen beschneide ihm alle Nägel an Händen und Füßen, tue alles zusammen in ein Tüchlein. Bohre alsdann ein Loch in einen Holunder-Baum und tue das Büschlein drein, vermache das Loch mit einem Zapfen oder Pflöcke von Hagedorn. Merke aber, dass dieses drei Tage vor dem Neuen Monde geschehen müsse. Und soll der Patient nicht gar lang mit der Kur warten; mit dieser ist vielen geholfen worden.»<sup>4</sup>

Tanz in den Waldbergen galt für die Karpaten-Hirten der Huzulei, namentlich wenn er «beim Erwachen der Natur» im Frühling stattfand, als ein Brauch, der allen dabei Beteiligten ihre «Stärke» erneuerte.<sup>5</sup> Auf ähnliche Bräuche führen noch immer verschiedene



Sehr häufig ist in den Märcen im Jura- und Alpenraum die Schlange ein Symbol von heilbringenden Kräften.

unter den Nomaden des Alpengebiets die angeblich fast unzerstörbare Gesundheit ihrer Ahnen zurück. Dass die «Wilden Leute», also die vielgenannten, oft auch an Möbeln sehr häufig mit Bäumen, Waldtieren usw. dargestellt werden, erklärt man noch heute damit, dass sie aus ihren Kenntnissen der Gegebenheiten der Natur ihre in jeder Beziehung aussergewöhnliche Stärke besaßen.<sup>6</sup>

Die Liebesbräuche auf den Bergen sollen von diesem Volk kommen: Wie Erzählungen der Fahrenden zu beweisen scheinen, handelt es sich hier kaum nur um Märcen sondern um Erinnerungen an Glauben und Geschehen, die einst tatsächlich das Dasein von Sippen in abgelegenen Gegenden bestimmten. Ein Freund war bei einem Besuch des französischen Zigeunerkenner nicht wenig erfreut und bestätigt, als er von ihm sehr ähnliche Nachrichten «über die angewandte Wissenschaft der Erdkraft» vernahm.<sup>7</sup>

Um während der Liebesvereinigung von Mann und Frau von allen Seiten die Strahlen aller Dinge zu spüren, durften sie weder Kleidungsstück noch Schminke an Mund oder Nägeln besitzen. Es soll-

ten Orte sein, die sich schon durch ihr bezauberndes Aussehen als Plätze der Kraft auswiesen: Die gesuchte Stelle «... sollte einem Feenkreis ähnlich sein. Das ist eine Waldlichtung, wie man sie gelegentlich antreffen kann und die kreisförmig und mit wilden Gräsern bewachsen ist.»<sup>8</sup> Dass an solchen Stellen angeblich alles besonders gut und heilkräftig wächst, lässt die Leute in den Bergen verschiedene Vermutungen anstellen: Die einen glauben, dass man sie darum aufsucht, «weil sie Gott schon bei der Schöpfung mit besonderen Kräften begabt hat». Die anderen nehmen an, dass umgekehrt, weil man an diesen Plätzen «seit jeher» geheime Bräuche begehrt, «sie durch die Menschen nach und nach ihre Wunderkräfte erhielten».<sup>9</sup>

Die Fahrenden glauben auf alle Fälle, im Erdboden hause «die Schlange des Lebens», die wohl Pierre Derlon und andere französische Magnetiseure als eine Auffassung der europäischen Nomaden begreifen, unter der diese seit jeher das gleiche verstehen wie sie selber unter den «Erdströmungen», also den Strahlungen des Bodens.<sup>10</sup> Dieser noch immer lebendige Glaube scheint uns die Tiroler Sage zu erklären, nach welcher der grosse Arzt Paracelsus, noch immer das Vorbild der Heiler in den Alpenländern, darum die Natur so gut kannte, weil er den «Hasel-Wurm» gefunden hatte.<sup>11</sup> Der Haselstrauch war nun einmal, genau wie der Wurm, (ein Wort, das mundartlich geradezu Schlange oder sogar Drache bedeutet) ein wichtiges Sinnbild der «alles erneuernden» Erdkraft: Schon wegen seiner schönen grünen Farbe, seinem Wachsen an «Plätzen, von denen starke Wirkungen ausgehen», und dem Glauben, dass seine Zweige sich in der Richtung von besonderen Strahlungen hingezogen fühlen – der Grund, warum man Haseläste noch immer gern für Wünschelruten verwendet.<sup>12</sup>



## Die Schlange der Macht

Der Vorgang der Liebe ist für die Fahrenden etwas, das vom Standpunkt der grobstofflichen Vorgänge des «Sex» nicht begriffen werden kann: «Wenn ein Volk glaubt, es gäbe nur das, was sie unter Geschlechtsverkehr begreifen, dann ist es dem Untergang geweiht.»

Wahrsager aus dieser Überlieferung deuten darum die Tarotkarten, «die besonders mit Liebe zu tun haben», von diesem Standpunkt aus: Über dem Bild «Die Liebenden» schwebt in einem Strahlenkranz der Liebesgott und schießt seinen Pfeil ab, um ihre Herzen zu verbinden. Auf dem Trumpf «Der Stern», meistens als eine Darstellung des Liebessterns Venus gedeutet, lässt eine schöne nackte Frau aus zwei Krügen ihren geheimen Segen auf Erdboden und in die Wasser des Bodens rinnen. Auf der Karte «Die Sonne» sehen wir ein sich umarmendes Paar vom gleichen Strahlenkranz umschlossen und zu einer Einheit verschmolzen.<sup>1</sup>

Sind zwei Menschen, dies glauben viele der Heiler und Wahrsager des Alpengebiets, für einander bestimmt, dann werden sie zusammenkommen, «auch wenn sie viele Wegstunden voneinander entfernt aufwachsen». Der Pfeil des strahlenden Liebesgottes sei eine Wirklichkeit, «auch wenn man sie nicht glaubt, weil man sie nicht messen kann: Die Lebenskräfte, die von jedem Menschen ausgehen, strömen auch in jede Entfernung und stellen mit denen eines ähnlichen Wesens eine Verbindung her.» Es entsteht nun etwas wie bei einem Magneten, eine wachsende Anziehung, und die beiden werden, wenn sie sich nur nicht voreilig und instinktlos an die erstbesten hängen, zueinander kommen und ihr Glück an einer bleibenden Verbindung finden.» Als die Menschen noch natürlicher lebten und darum die Kräfte besser fühlten, sei es sozusagen nie vorgekommen, dass die «Falschen» zusammenzuleben versuchten.<sup>2</sup>

Zwischen den nächsten Verwandten, namentlich zwischen Mann und Gattin, entsteht nach diesem Glauben eine dauernde, meistens unsichtbare Verbindung der Kräfte. Bei Menschen, die naturverbunden leben, namentlich in den Bergen «die alten Bräuche» begehen, sollen die Energien besonders stark und damit diese magischen, «magnetischen» Beziehungen besonders deutlich spürbar sein. Sie haben häufig die gleichen Träume und können, wenn sie in



Genau wie in den tantristischen Schriften Indiens ist eben auch in den alten europäischen Zauberbüchern die Schlange das Symbol der nur den «Eingeweihten und Erleuchteten» bekannten Naturenergien.

einer Notlage fest aneinander denken, vom Gefährten über jede Entfernung helfende Kraft bekommen.<sup>3</sup>

Wolff führte eine Dolomiten-Sage an, die uns in ein Zeitalter versetzt wo die Helden in die Berge zu den dort hausenden Waldfeen (Vivènal) um guten Rat gingen: «Von diesem Vorfall leiten die alten Fassaner einen merkwürdigen Brauch ab. Wenn ein Mann zum Heere ging, so pflegte man auf der Mauer seines Vaterhauses das Bild eines Kriegers zu malen, der ein kleines Mädchen auf dem Rück-

ken trug. Dieses Bild sollte den Eingerückten vor Unheil bewahren; es sollte gleichsam eine Schicksalsbeschwörung sein.»<sup>4</sup>

Besonders mächtig sollten die Gedanken einer Jungfrau sein, wenn sie an ihren Liebsten dachte und ihm alles Heil wünschte. Bekannt ist die mittelalterliche Geschichte vom «Jungfrauenhemd», wozu das Mädchen sämtliche dazugehörnde Arbeiten selber unternehmen musste: Sie sammelte die dazu benötigten Pflanzen, richtete sie entsprechend zu, spann, wob, nähte. Von einigen der notwendigen Tätigkeiten empfahl man sogar, sie im «klaren Sternenschein» nackt zu unternehmen, weil man überzeugt war, dass sich so die notwendige «Kraft» noch besser in den Stoff des Wunderhemds übertrug ...<sup>5</sup>

Ein solches Kleidungsstück, vom Geliebten auf dem blossen Körper getragen, sollte um ihn herum einen vom entsetzten Feind manchmal als sichtbaren Glanz erschaute Schutzschild bereiten, «viel sicherer als all die alten schweren Rüstungen aus Eisen». Die Pfeile und Speere, die man auf den geliebten Krieger warf, erwiesen sich als nutzlos, weil sie von der Kraft des Hemds jedesmal im letzten Augenblick «wie zufällig abgelenkt wurden».

Helden, «von der Jungfrau kraft geschirmt», sollten spielend gegen Feinde siegen, die von Kopf bis Fuss vom Panzer bedeckt waren. Es soll sogar vorgekommen sein, dass jedermann einem solchen Krieger unter dünnem Stoff, dem doch alle gewohnten Abwehrwaffen fehlten, auswich, weil er annahm, dass gegen die ihm aus der Entfernung zuströmenden Energien der Liebe alle gewöhnlichen Geschosse, Stiche und Schläge sowieso hoffnungslos seien.

Aus dem Kreis der Bräuche des südlichen Tirols heisst es, «dass Frauenseelen ihre Männer, besonders wenn sie in die Schlacht gehen, auf der Mähne ihres Streitrosses begleiten können».<sup>6</sup> Daraus mag wiederum eine Fülle von Spukgeschichten entstanden sein, die selbstverständlich während und nach der Zeit der Hexenverfolgungen des 15. – 18. Jahrhunderts mit Gruseln weiterberichtet wurden und so sehr entstellt zu uns kamen. In verbreiteten Volksliedern der alpinen Schweiz wird ein anscheinend den Hexenkünsten ergebene Mädchen von einem geheimnisvollen Ritter in ein Ross verwandelt und von ihm geritten.<sup>7</sup>

Durch diese meistens unsichtbare Verbindung zu ihrem Heim und den sie liebenden Angehörigen galten die Sippenmenschen als unbe-

siegbar. Mochten sie auch erschöpft sein, man war überzeugt, dass ihnen und sogar ihrem Reittier in der schweren Lage neue Kraft und neuer Lebenswille zuströmen werde. Von hier kam wohl auch der vom polnischen Dichter Mickiewicz erwähnte Aberglaube des Mittelalters, wonach die Ritter durch ihren geheimnisvollen Bund mit den zauberkundigen Feen übermenschliche Wesen seien.<sup>8</sup> Sonst wäre es unverständlich, dass sie trotz einer verfeinerten Lebensweise oft unvorstellbare Anstrengungen auszuhalten vermöchten – «es gehe hier kaum mit rechten Dingen zu».

Die unsichtbaren Kräfte zwischen den sich liebenden Lebensgefährten sollten nicht einmal durch den Tod eines von ihnen mit ihrem Kreislauf aufhören: «Es ist unter den Alpenbewohnern eine allgemeine Meinung, dass derjenige, der in den Alpen auf irgendeine Weise umkommt, seinen nächsten Verwandten im Schlaf erscheint, ihm die Stelle anzeigt, wo der Leichnam zu finden ist und ihm den Auftrag gibt, für die Beerdigung zu sorgen.»<sup>9</sup>

Die Liebe ist nach der Naturkunde des Volkes der Schlüssel zur Lebenskraft der Erde und der geheimnisvollen Welt all ihrer Wirkungen: Sie erzeugt die Bande der «Sympathie» zwischen zwei Menschen, aber auch zwischen ihnen und ihrer weiteren Gemeinschaft, Familie, Stamm, und der ganzen Natur ihres Umkreises: «Wenn dir je Kraft fehlt, so bekommst du sie von allen Wesen, mit denen du in Zuneigung lebst, entlehnt – und du denkst dann dafür an sie von Herzen gut und gibst ihnen diese Kraft zurück, wenn sie die Kraft ihrerseits brauchen.»<sup>10</sup>

Bezeichnenderweise zeigt übrigens ein Sinnbild der fahrenden Wahrsager, der Tarottrumpf 8, «Der Einsiedler», einen alten Mann.<sup>11</sup> Dieser «Weise» zeigt mit seinem blühend dargestellten Stab auf den Boden, auf eine sich dort aufrichtende Schlange: Es handelt sich wiederum um das vielbenutzte Symbol der «Lebensströme», dieser Grundlage «der Heilkunst der Eingeweihten».<sup>12</sup>

Es ist also nach den fahrenden Wahrsagern und Heilern vor allem das Wissen von der «Erdkraft», die den Inhalt der Erfahrungen und der geerbten Bücher der Alten darstellt: Hier befindet sich nach ihnen das Geheimnis eines glücklichen Daseins.

## Menschen im grossen Kreislauf

Gerade in den Alpen besitzen die ursprünglich recht niedlichen Städte eine Bedeutung, die man kaum überschätzen kann. In den Talschaften nachbarlich gelegen, konnten die Menschen nur über verwegene Pässe zueinander gelangen. Mochten sie also scheinbar ganz nahe beieinander hausen, so waren ihre Heimorte durch die Schranken der Natur fast unzugänglich getrennt.

Hätten sich all diese Menschen nicht wenigstens bei Fest- und Markttagen begegnen und ihre Gedanken austauschen können, sie hätten sich auseinandergelebt und wären sich fremd geworden.

Etwas von einem solchen Raum der Begegnung hatten noch vor wenigen Jahrzehnten im Zürcher Niederdorf das Gotteshaus und die Gaststätten in dessen unmittelbarer Umgebung: Angeblich sass hier einst sogar der Kaiser des Abendlandes, Karl der Grosse, unter der rauschenden alten Linde und empfing hier Kaufleute und Boten aus dem märchenhaften Morgenland, ebenso wie die Treueschwüre all der Häuptlinge der trotzigsten Urstämme aus dem Herzgebiet der Alpen ...

Hier traf ich auch einen viel älteren, aber in jeder Beziehung ungeborenen Mann aus dem Fahrenden Volk. Er war, wie alle

seine Geschwister, noch im Wohnwagen geboren. Von den Schwierigkeiten, die Sippen seiner Art während der Zeit des rücksichtslos vorangetriebenen Industrialismus drohten, wusste er viel zu berichten. Aber er war der festen Überzeugung, «dass er von seinen Vorfahren und aus seiner Kindheit an den Waldländern» genug «Lebenskraft» mitbekommen hatte – «um sich gegen alles verweichlichte Gesindel, das nicht einmal frei atmen könne», durchsetzen zu können.

«Bei uns sind die Alten noch jung», versicherte er, «bei den Sesshaften werden die Leute schon meistens ohne Unternehmungslust, ohne Neugier, alt und müde geboren.» Während viele der Nachkommen der Fahrenden, wie überhaupt der einheimischen Bergler, in die Umwelt der Grossstadt gezwängt, am Dasein verzweifelten, bildete sein Leben tatsächlich ein einziges «Sich-Durchsetzen». Sogar seine Vorderarme waren mit zwei Händen kaum zu umfassen, und die wildesten Schläger des Zürcher Niederdorfes wagten es kaum, mit ihm zu streiten, trotz seines vorgerückten Alters. Und als Trödler und Antiquar verstand er sein Geschäft wie kaum einer.

Der weise Antiquar, der seinen Beruf gewählt hatte, «um zeitgemäss fahrend zu bleiben», erzählte mir von einem Onkel, «der bis in die Gegenwart lebte wie vor einem Jahrtausend»: Auch im Winter lebte er in Waldbergen, im übrigen gar nicht weit von der Grossstadt Zürich. Er hatte sein altes Zelt und als Unterlage nur einen Militärmantel. «Doch wenn man etwas zu bieten hat, dann ist man nie allein.» Täglich seien zu ihm die Leidenden und Kranken gekommen, weil sie überzeugt waren, ein Mensch der so lebe, könne Kraft abgeben – «fast wie die Sonne selber».

Mit ihnen betete der Waldmann, berührte sie etwa: Schon seine Nähe genügte, dass viele der Gäste auf seinem Berg neuen Mut fassten, Stärke zu gewinnen glaubten, lebenslustig und gesund wurden. Bis auch den wunderbaren Onkel einmal seine Energien verliessen und man ihn eines Tages tot auf seinem Mantel fand: Im Sack unter seinem Kopf fand man ein ganzes Vermögen, einen Reichtum an Geldscheinen, die ihm seine dankbaren Besucher während Jahrzehnten zugesteckt hatten, die er aber nie für irgendwelchen Luxus verwendet hatte ...

Solche Menschen leben wie sie wollen, sie sterben auch, wenn sie finden, jetzt gehe es mit ihnen «bergab»: «Sie glaubten früher, dass



Nach dem Vorbild der Urzeit war auch der mittelalterliche Heiler der Erde, als der grossen Spenderin unendlicher Heilkräfte, dankbar.

das Leben als Geschenk Gottes gar kein Ende hat. Hat man es auf jede Art erfahren, dann gibt man die Kraft wieder an Berge, Wald und Wasser zurück. Dann kommt man schon bald wieder, jung, munter und neugierig, ewig gleich und doch völlig neu wie die Blumen im Frühling.»

## Kinder der Erdmutter

Für das deutschsprachige Gebiet stellte Rochholz fest: «Seit dem 15. Jahrhundert hat sich die Erinnerung an die Heidenbräuche in eine allenthalben erscheinende Volkssage über die Zigeuner verwandelt.»<sup>1</sup> Sie seien überzeugt gewesen, glaubten die Sesshaften, dass man das Dasein eines Menschen abkürzen müsse, wenn «die Welt» ihm «gram» sei – also seine Lebenskraft so abgenommen habe, dass sein Leben ihm kaum mehr Lust und Wonne bedeute.

Die freie Bewegung in schwierigem Gelände sei die Prüfung gewesen, ob ein bejahrter Stammesangehöriger noch weitermachen dürfe, oder ob man ihm behilflich sein müsse, seine Tage abzukürzen: So ist nach einer Bündner Sage eine alte Zigeunermutter in den Gletscherbach gestürzt worden, als sie den Berninapass nicht mehr gut emporsteigen konnte ...<sup>1</sup> In verschiedenen dieser Geschichten scheint sogar die Erinnerung vorhanden zu sein, wonach die Alten gewisser Wanderstämme ein solches Verhalten als ein Gesetz ansahen, dem sich zu entziehen sie nur als eine unnötige Erschwerung für sich und ihre Mitmenschen ansahen. Im Gedicht «Die Zigeuner» von A. Knapp, «wahrscheinlich auf einer schwäbischen Sage beruhend», spricht die in ihr Grab herabsteigende Alte: «Wo soll (sonst) die Urgrossmutter hin.»<sup>1</sup>

Aus einer Reihe von Alpensagen scheint aber sehr deutlich hervorzugehen, dass man unter den «Heiden» ursprünglich gar nicht die aus dem Osten neu einwandernden Sippen der «echten» Zigeuner verstand, sondern die Ureinwohner der Täler, also die eigenen vorgeschichtlichen Ahnen. «Denkt, als das ganze Land schon christlich war, hat es am Urmiberg noch Heiden gegeben, und was für Heiden! Wie haben es die doch ihren alten Leuten, wenn sie das achtzigste Jahr erreichten, so schlimm gemacht ...» Sie hätten ihre Greise lebendig in ein Loch in der Erde hineingestellt, «und liessen sie elend dahinsterven».<sup>2</sup> Viele der neueren Sagen vermischen solche Berichte mit allerlei Gruselgeschichten und peinlichen Übertreibungen; einige Geschichten enthalten den eigenartigen Zug, dass man den Tod der Alten in der Höhle oder im Loch im Waldboden nicht unbedingt zu beschleunigen versuchte: So wird im Aargau versichert, man habe um den Kopf einer solchen todgeweihten und von

ihrem Stamm in der Natur alleingelassenen Greisin eine Reihe von Broten hingelegt.<sup>2</sup>

Mit diesem Brauch der «heidnischen» Nomaden verbindet Rochholz verschiedene fröhliche «Maispiele», also Feste der Frühlingslust, die bis in die Gegenwart lebendig waren: «Sowohl in der Fasnacht wie ums Frühjahr tragen die Kinder in einzelnen Gegenden noch Stroh puppen umher (oft ist's nur ein toter Rabe), betteln sich irgendwas von kleinen Geschenken im Dorf herauf und verscharren dann die Puppe unter allerlei wechselnden Reimsprüchen.»<sup>3</sup>

«Ein alter Mann, der nicht mehr kann», das scheint der Gehalt ihres Gesangs zu sein, «er muss unter die Erde.»<sup>3</sup> Selbstverständlich sind solche tief ins Altertum reichende Bräuche nicht auf das eigentliche Alpengebiet beschränkt: «Bei Halle karren die zwölf Pflingstburschen um Pflingsten den alten Mann ins Loch. Auf einem Wagen muss der Pflingstbursche mit verbundenen Augen auf eine vorher gemachte Grube zufahren und erhält, wenn er sie richtig trifft, ein Preistuch; auf der andern Fuhre wird der Strohmann in die Grube gekarrt. Man schüttet sie zu, steckt einen Maibaum darauf, und das ganze Dorf tanzt darum.»<sup>3</sup>

In einem bernischen Kinderlied heisst es: «Alter Mann, wie lebst du lang!/Habe gemeint du seiest gestorben/Jetzt bist du noch Kinderfresser geworden.»<sup>4</sup> Wenn man seine Zeit «überlebt», sich selber und der ganzen Welt «gram» bereitet, also eine wachsende Last wird – dann ist man ein Kinderschreck: Man hat selber keine Lebenslust und hat auch immer weniger Möglichkeiten, seinen Mitmenschen Mut und Unterhaltung im Dasein zu bereiten.

«An eine Vernichtung des persönlichen Seins glaubte unser Heidentum ohnedies nicht.»<sup>5</sup> Es ist bezeichnend, dass in diesem ganzen tiefsinnigen Sagenkreis der freiwillige Abschluss des Daseins einerseits mit den «Heiden», also den eigenen Ahnen und mit den neueingewanderten Zigeunerstämmen in Verbindung gebracht wird.

Eine eigenartige Übereinstimmung zu diesen Sagen unserer Völker, unabhängig auf welche Stämme und Zeiten sie sich beziehen, bildet die Tradition der indischen Religionen, die von entsprechenden religiösen Bräuchen berichtet: Sie sollen nach den gleichen Quellen vor über 5000 Jahren im Besitz der als Vorbild aller Tugenden angesehenen Stämme von damals gewesen sein als deren Nachkommen sich noch immer ein Teil der Himalaya-Völker betrachten.



Die grosse Göttin der Natur (Maha-Maya) erschien den Stämmen des Himalaya-Raumes als die Mutter von sämtlichen Wesen: Erinnerungen daran vermutet man im Erdkult der europäischen Zigeuner.

Krishna selber, der göttliche Held des Yadu-Stammes und Stammvater von unzähligen Geschlechtern, geht, als ihm das Dasein verminderte Freude zu bieten scheint, in den Wald, richtet alle seine Gedanken auf die Ewigkeit und lässt sich freiwillig von einem «Jäger» töten, der wohl ein Sinnbild des Todes in der Natur ist, da sein Name eigentlich «das Alter» (Jara) bedeutet ...<sup>6</sup> Sehr ausführlich wird auch das verwandte Ende der Fürsten aus seiner Sippe geschildert, die fast gleichzeitig mit ihm, als sie einen Abstieg ihrer Kräfte verspüren, den Reichtum ihrer prächtigen Höfe verlassen und in die einsame und grossartige Welt der Gebirgswälder des Himalaya ziehen: Dort wollen sie alle, als würdigen Abschluss ihrer glorreichen Leben, ihre Körper der Natur zurückgeben.<sup>7</sup>

## Der unsterbliche Mensch

Der bayerische Chronist Aventin lehrte während dem ausgehenden Mittelalter: «Tuisco oder Tuitsch, der erste Vater und König der Teutschen, ist mit zwanzig Fürsten aus Armenia in Teutschland gezogen, nach der Sündflut ...» Seine vom Volk vergötterte Mutter sei Frau Erde (Erth) gewesen, so dass auch der unermüdliche Bayer die Verehrung der Kräfte des Bodens für eine Urreligion der vorgeschichtlichen Ahnen ansah.<sup>1</sup> Sie wurde von den Ahnen «eine Mutter aller Helden und Götter genannt»: «Meinten, sie wäre eine besondere Not-Helferin, die Vieh und Leute regiert auf dem Erdreich, wohnt stets bei den Menschen, als in ihrem Reich ...» Die Vorfahren «nannten darum nach ihr den Boden – das Unterste in der Welt, da Vieh und Leute sich aufhalten – das Erdreich.»<sup>2</sup>

Mögen Aventin und verwandte süddeutsche Chronisten alles getan haben, mit Stellen aus griechischen, römischen, chaldäischen und ägyptischen Quellen zu glänzen, etwas vom Geist der zeitlosen Völkerwanderungen lebt zweifellos in ihren Werken auf. Im Glauben des Ostens, also in den Räumen, durch die all die Stämme nach Mitteleuropa zogen, lebte noch immer die Auffassung, wie sie ein russisches Sprichwort ausdrückt: «Nähre wie die Erde nährt, lehre wie die Erde lehrt, liebe wie die Erde liebt.»<sup>3</sup> Der heilige Satz der Alchimisten, auf den weisen Hermes zurückgeführt und bis ins Barock und Rokoko als Inbegriff aller Weisheit angesehen, deckt sich eigentlich gleichzeitig mit den volkstümlichen Überlieferungen: «Die Erde ist die Mutter der Elemente, aus der Erde kommen sie und werden wieder darin verwandelt.»<sup>4</sup>

Urvorstellungen der Stämme durchdringen zweifellos auch die kirchlichen Bräuche. Beim Beten am Ahnengrab, dies vernahm ich von einer fahrenden Sippe bei Burgdorf, muss man auf dem Erdboden davor knien, ihn – «unauffällig und kurz» – mit beiden Handflächen berühren und dann die Hände mitten vor der Brust gegeneinanderschlagen: «Man spürt dann, wie die Kraft der Erde die guten Gedanken des Grossvaters zu einem hinaufsteigen lässt und den ganzen Körper erfüllt. Man kann sogar plötzlich einen guten Rat des Toten im eigenen Kopf spüren, als hätte er einem ins Ohr geflüstert.»<sup>5</sup>

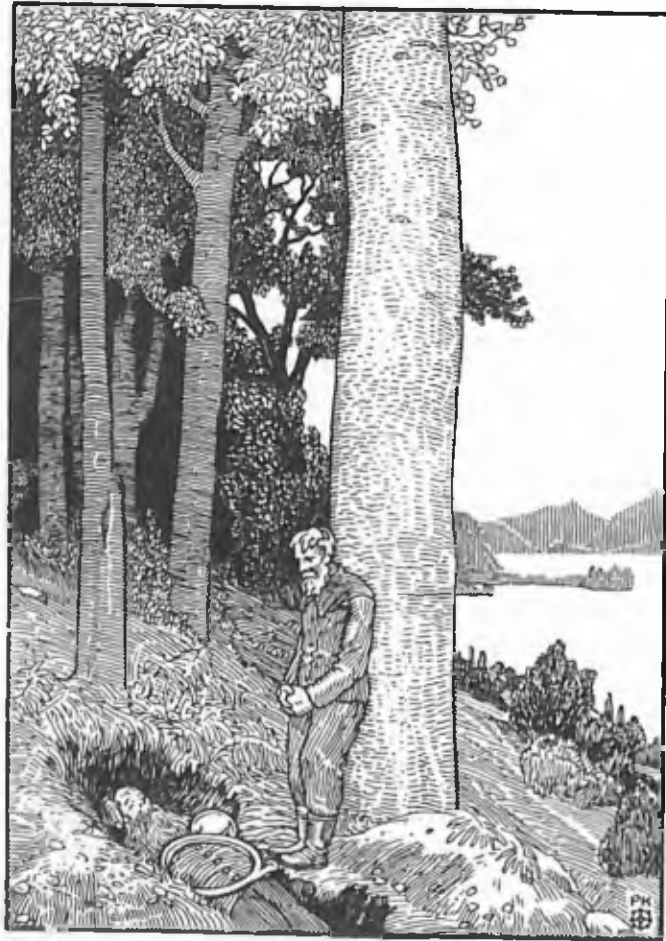
Beim Fest der «Schwarzen Sara» im unterirdischen Heiligtum von Saintes-Maries sah ich Fahrende sogar mit der Stirn den Boden berühren; ganz ähnlich taten es Bündner «Zigeuner» vor der Schwarzen Madonna in Einsiedeln. An beiden Orten war dies eine Verehrung des «von Gott auserwählten». Vom Platz der Sara in der Camargue heisst es, das Berühren der Erde mit dem Haupt «komme aus dem Osten, wo es die dortigen christlichen Kirchen ebenso kennen wie die Anhänger Mohammeds». Wenn man dies «am richtigen Ort tut, der sicher immer etwas besonderes war und dessen Kraft durch den Glauben der Millionen von Pilgern noch durch die Jahrhunderte zunahm»,<sup>6</sup> kann man die Steigerung seiner Energien «richtig fühlen»: «Es ist einem nachher, als sei man nicht mehr müde, als habe man frisch gebadet und einen tiefen gesunden Schlaf getan.»

Bei solchen Gebärden erkenne also der Mensch den grossen Kreislauf. Durch seine Verneigung anerkenne er seinen Weg aus der Erde in die Erde. Wenn er sich aber aufrichte, fühle er sich verjüngt, bereit für einen weiteren Abschnitt seines Lebens – bis er für dieses Leben endgültig müde sei und zur Rast in die Erde zurück müsse, bis er sich durch eine Vereinigung mit den Kräften erholt habe und wieder bei einer Mutter des Stamms geboren werde: «Darum hätten früher die Nomaden am liebsten auf dem Boden bei einem heiligen Ort, beim Stamm eines tiefverwurzelten Baums oder an einer Quelle geboren.»<sup>7</sup>

Walter Scott (1771–1832), der in seinen Ritterromanen sehr viel des keltischen Volksglaubens und auch des Wissens um die einheimischen Nomaden verwendete, lässt in einer Geschichte über das verendende Rittertum von Burgund einen Zigeuner erzählen: «Mein Hoffen, Vertrauen und meine Erwartung ist, dass der geheimnisvolle menschliche Leib in die allgemeine Masse der Natur verschmolzen wird, um in anderen Gestalten wieder aufzuerstehen, womit sie täglich diejenigen ersetzt, die täglich verschwinden, um in anderer Form wiederzukehren; die Wasserteilchen werden Ströme und Regen, die Erdteilchen bereichern ihre Mutter Erde, die Luftteile schwimmen im Winde, und die feurigen erhöhen den Glanz des Aldebaran und seiner Brüder – in diesem Glauben habe ich gelebt, und in ihm will ich sterben.»<sup>8</sup>

Angst vor dem Tod scheint solchen Menschen nicht bekannt gewesen zu sein ... Walter Scott deutet an, dass eine solche Welt-





Menschen, die ihr ganzes Dasein naturverbunden verbrachten, legen sich in den Bergüberlieferungen freiwillig selber in ein Waldgrab.

sicht der Menschen des ausgehenden Mittelalters, die einem verhärteten Monotheismus anhängen, als «Atheismus» missverstanden wurde.

Doch hier lebte zweifellos die ursprüngliche Auffassung, nach welcher die Elemente und ihr ewiger Kreislauf von göttlichen Kräften durchdrungen sind und der ganze Lebensvorgang das Glück einer dauernden Erneuerung aller Dinge in sich trägt.

Auch in der Gegenwart glauben die Okkultisten bei den Zigeunerstämmen den uralten Gedanken an die ewige Bewegung und Wandlung des Geistes und aller der aus ihm strömenden Geister zu finden – «sie nehmen eine ewig sich fortsetzende Erneuerung der Kräfte an, welche sich ... in stofflichen Leibern verkörpern».<sup>9</sup> Solche Lehren haben die Weltbilder moderner Jugendbewegungen beeinflusst: «Der Körper ist nicht das Grab der Seele, sondern das Abenteuer des Bewusstseins. Hier sahen die alten Mythen richtiger als die prophetischen Religionen. Für die Götter, die Geister sei es ein Glück, als Mensch wiedergeboren zu werden, da nur mittels des Leibes eine Wandlung der seelischen Anlage und des Potentials zu erreichen wäre.»<sup>10</sup>

Gott und seine Engel erschufen den Körper der ersten Menschen aus allen Dingen der Erde. Wenn er sich gelegentlich daran erinnert, so finde er immer in seinem Umkreis «gute Dinge», die er gegen etwaigen Schaden benötige: Wenn er an einem stillen Platz auf einer Erhebung niederkniet und den Boden berührt, «dann sehe er schon, wenn er nur genug Glauben und Übung habe, wenn er sich erhebe und mit frommem Gebet sich umschaue, genau das, was er für seine Gesundheit brauche, möge es nun das Wasser einer Quelle sein oder eine besonders gute Heilpflanze oder Wurzel.»<sup>11</sup>

Romantische Gelehrte veröffentlichten seinerzeit eine Hymne an die grosse Göttin der Kräfte der Welt, die hier sogar als Herrin der Morgenröte und des Frühlingsanfanges erscheint: «... Erdenmutter, lasse diesen Acker wachsen, grünen, blühen, Früchte tragen, gib den Frieden, dass die Erde sei gefriedet und geborgen, wie die Heiligen im Himmel.»<sup>12</sup> Die Natur und ihr Wachstum erscheint hier göttlich und ewig («wie die Heiligen»). Es ist bezeichnend, dass auch dieses Gebet von theosophischen Familien in den Tessiner Bergen – noch vor dem Ersten Weltkrieg – als Ausdruck ihres zeitgemässen Glaubens an den Wert der Überlieferung, neu gedichtet und jeden Morgen verwendet worden sein soll.<sup>13</sup>

Der Mensch besteht also nach solchen Überzeugungen aus der Weisheit der alten Stämme dank der sich jährlich «erneuernden» Erdkraft. Sie hilft ihm aus seinen sämtlichen Nöten, und sie nimmt ihn, nach einem reichen Dasein, als Abschluss seiner Lebens-Wandlung, liebevoll in sich auf. Er sinkt in den Boden, in den Schoss der Erdmutter, «um in erneuerter Gestalt wiederzukommen».<sup>14</sup>

Dritter Teil

Die Grosse Gesundheit

## Techniken der Seele

Nur für den oberflächlichen Betrachter verschwindet die Vergangenheit spurlos im gähnenden Abgrund des Vergessens. Mögen Reiche der früheren Jahrhunderte durch Hader und Eigennutz im Innern und durch Barbarenstürme von aussen von den geographischen Karten gefegt werden – falls ihrer Gründung ein grosser Gedanke voranging, besitzen sie unzählige Nachwirkungen in den Träumen der Menschen.

In den Volkssagen, aber auch in den Überlieferungen der okkulten Gemeinschaften, vernahm ich schon früh die Geschichten vom Königreich Burgund, dessen Errichtung den Beginn des Mittelalters bedeutete. Für die alten Chroniken dieses Kulturraums hängt schon der Name dieses Märchenlands mit den Burgen auf den Höhen zusammen, um deren Ruinen noch viele Geschichten kreisen.

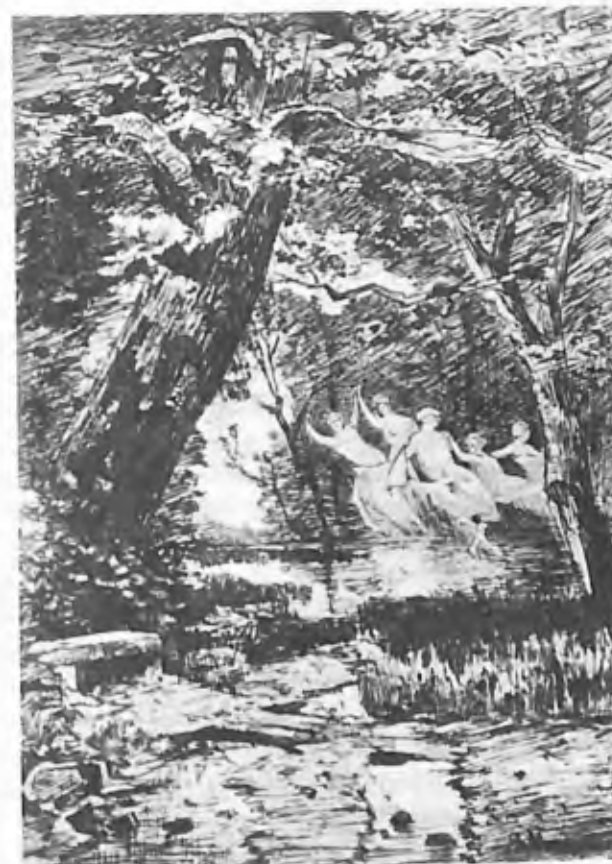
Als das Weltreich der Römer sich zu zersetzen begann, hätten kühne Sippen auf den Bergen, «wo die Luft reiner ist und die Gedanken freier fliessen», gehaust wie auf Inseln. In den grossen Städten, da habe am Ende des römischen Zeitalters, als die Macht bald grausamen Tyrannen zufiel und dann wieder dem masslos wankelmütigen Pöbel, sinnlose Vergötzung der Tagesgrössen geherrscht. Welt-

untergangsangst habe die Gemüter vergiftet, und aus der Verzweiflung und der Not der Massen seien immer neue Seuchen entstanden, die sogar der hochentwickelten Kunst der Ärzte widerstanden. Also hätten sich die klugen Menschen, «die an die Zukunft, das Weiterleben, an Gott glaubten», sich in das Hinterland zurückgezogen. Um sich besser gegen die Nöte eines Jahrhunderts des Übergangs schützen zu können, hätten die Burgsippn auf den Bergen untereinander Bünde geschlossen. untereinander geheiratet, zusammen die grossen Jahresfeste gefeiert – auf den Trümmern einer seelenlos gewordenen Zivilisation, zwischen Rhein und Provence, ist das erste Mittelalterliche Burgund entstanden.

Viel über solche Dinge sprach ich mit einem polnischen Flüchtling, einem Schriftsteller und Volkskundler. Er liebte die Menschen dieses Gebiets und fand zu ihren Traditionen Zugang, weil er überzeugt war, dass seine Familie ursprünglich von hier kam: «Wir sind alle Nomaden wie die Stammväter in der Bibel oder die Zigeuner», meinte er, «aber wir gehören nun einmal zu gewissen Landschaften, und wenn wir genug von unseren Vorfahren wissen, dann erkennen wir, dass sie innerhalb von bestimmten Grossräumen umherpendeln und immer wieder an die gleichen Orte zurückkehren ...»

«Es gibt die Sage vom Urwissen, auf dem einst alle Ordnung der damals glücklichen Welt beruhte», erzählte uns der provenzalische Pole, «die Leute lebten nach Lehren, die sie auf Gottes Rat und die Götter zurückführten. Doch als die Weisen merkten, dass das Ende des paradiesischen Zustandes nahte, weil nun einmal nach jeder Blütezeit der Verfall kommt, berieten sie untereinander, wie sie ihr hohes, uraltes Wissen für Würdige in künftigen Zeiten bewahren sollten.

Die einen Weisen der Urzeit waren fest davon überzeugt, man müsse unter den jungen Menschen mit vielerlei Prüfungen die Begabtesten auswählen, sie einen Geheimbund gründen lassen, der dann nach strengsten Vorschriften durch Jahrhunderte weiterbestehen müsse und der durch Generationen, stets unter dem Deckmantel der Verschwiegenheit, die göttlichen Lehren vor allen Entweihungen und Missbräuchen behüten solle. Doch die andern Weisen widersprachen dieser Auffassung: Die Erfahrung lehre, dass Geheimbünde leicht entarten können – ihre Mitglieder haben meist ailzumenschliche Mängel, und schon bald wählen sie für ihren Bund



In den Bergwäldern von Tirol, Bayern, Schwaben, Schweiz deutet man häufig seltsame Lichterscheinungen als den Tanz der Feen.

die Mitglieder weniger nach ihren hohen seelischen Werten aus – sondern nach deren wirtschaftlicher Nützlichkeit.

Man muss das hohe Wissen der Urzeit nicht wenigen anvertrauen. Sonst geht es noch verloren oder wird von einer Minderheit missbraucht, korrumpiert und nur entsprechend den Machtspielen ihrer Gruppe verwendet. Am besten gibt man das Wissen allen, damit es auf allen Märkten und in allen Gaststuben zu finden ist. Dann werden es zwar die meisten schon für alltägliche und sogar falsche Zwecke verwenden – aber wenn einmal ein wirklich Würdiger

kommt, braucht er die göttliche Urweisheit nicht lange zu suchen. Sie ist für alle da, aber nur jene mit den entsprechenden Anlagen erkennen den geheimen Sinn darin und können die Lehre der Ahnen für sich und die andern auferstehen lassen, wieder zum Leben erwecken.»

Wir redeten dann davon, dass nach der alten Sage die Weisen, um dieser Idee der Erhaltung des Urwissens nachzukommen, die ursprünglichen Spielkarten erfanden, die man eigentlich zu allem brauchen kann – zum Geldgewinn, zum Zeitvertreib, zum oberflächlichen Wahrsagen: Die aber laut Rosenkreuzern, Freimaurern und Theosophen in sprechenden Sinnbildern eine Unzahl von Hinweisen auf die wahre Geschichte der Welt und sämtliche Rätsel der menschlichen Seele enthalten ...

Was mir von den Erzählungen des Polen blieb, war ein wichtiger Hinweis: «Viele Jünger der Geheimwissenschaften sehen dieses Urreich der Weisen, aus dem die Karten und andere Lehrbücher der Symbole stammen sollen, in Indien, Ägypten oder gar in dem von Plato geschilderten, angeblich im westlichen Ozean versunkenen Erdteil Atlantis. Hier in Südfrankreich hörte ich die Fassung, es habe sich bei diesem Heimatland des Wissens um ein einheimisches Goldenes Zeitalter gehandelt, also um ein glückliches, zum Märchen gewordenes Fürstentum in den französischen, italienischen und deutschen Bergen, eben in den Alpen «in Richtung Abend».

### **Tarotbilder in der Provence und im Burgund**

Wir redeten damals bis in die Nacht hinein von der Auffassung des Fahrenden Volkes der Provence und der Gebiete des alten Königreichs von Burgund über Wahrsagekarten. Der polnische Gastgeber neigte zum Glauben, dass an der Sage etwas dran sein könnte, dass in den Bildkarten gerade all die astrologischen und alchimistischen Wissenschaften enthalten seien, die in den Schlössern dieser alten Reiche und dann auch in den späteren Fürstentümern zwischen Mittelmeer und Alpen gelehrt wurden.

Ich verwies auf die verbreitete Ansicht, die in Wohnwagen hausenden oder auch sesshaften Wahrsager zwischen Alpen, Camargue, Lyon und den Vororten von Paris hätten solche Geschichten entwickelt, um ihrer Tätigkeit einen romantischen Glanz zu verleihen: Die von gelehrten Okkultisten gern wiederholte Behauptung, die Bildkarten enthielten die religiösen Auffassungen, wie sie in Südfrankreich während der Zeit Katharer und Albigenser umgingen, sei kaum nachzuweisen – und die in der Provence noch immer vielgegläubte Kultur-Beziehung und Herkunft der einheimischen Zigeuner «von den geheimnisvollen Spielleuten des Mittelalters» sei wohl ein Märchen.

Doch der Pole verwies mich auf die Erzählung eines Freundes, der ihm von der Überzeugung des berühmten Marquis von Baroncelli erzählt hatte, nach welchem alte, handgezeichnete Bildkarten noch in unserem Jahrhundert im bergigen Hinterland der Provence und auch beim berühmten jährlichen Sara-Fest von Saintes-Maries aufgetaucht sein sollen ...

Deutlicher als gedruckte Bildkarten, wie sie damals in den entsprechenden «okkulten» Buchläden zu finden waren, hätten deren Darstellungen Auffassungen wiedergespiegelt, wie sie im letzten Jahrhundert kaum in abgelegenen Gebieten der Voralpen und erst noch bei halbanalphabetischen Nomaden entstanden sein könnten. «Heute», meinte der Pole, «redet man seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wegen der entfesselten Hölle der Atomenergien immer mehr davon, dass die Materie der sichtbaren Welt nur aus Energie wellen bestehe, dass alles strahle und alle Gegenstände aufeinander einwirken. Aber auf den alten Bildkarten sehen wir dies alles irgendwie dargestellt, als hätten die alten Dorfmagier ein sicheres Gefühl von all diesen Kräften gehabt, in deren Mysterien sich jetzt die Wissenschaft vorwärtstastet.»

Die Bildkarten hätten Menschen gezeigt, die Heiligenscheine um den Kopf trugen oder von denen Flammen oder Licht ausging. Feuer und Strahlen seien auch von Gegenständen, Bäumen oder Sternen in ihrer Umgebung geströmt. Der Pole hatte selber, bei einer seiner Wanderungen durch die Provence-Berge, noch bei einem der Fahrenden entsprechende «illuminierter», also leuchtende Karten gesehen – ganz ähnlich den billigen, selbstgemachten Heiligenbildern in den Elendshütten östlicher Flüchtlinge. Die Bilder



waren zwar nicht selbstgemalt wie in den offenbar auf de Baroncelli zurückgehenden Geschichten.

Aber der Mann, den er getroffen hatte, fand es offenbar zu oberflächlich, sie genauso zu verwenden, wie sie aus der Druckerei herausgekommen waren, und wie er sie gekauft hatte. Also versah er jene Stellen, «die leuchten und strahlen sollten», mit Glitzerstaub – wie man ihn damals noch allgemein verwendete, um selber Weihnachtsschmuck herzustellen. Goldkronen, Heiligenscheine, die Körperumrisse der Gestalten auf den Karten gaben den Bildern besonders im Kerzenlicht eine magische Wirkung.

Der Mann habe im übrigen von einer Wahrsageart erzählt, die er ebenfalls auf die «Zeit der grossen Könige, als das Land hier prächtig wie ein Edelstein war», zurückführte: «Der Kunde, der etwas über sich, seine Vergangenheit und Zukunft lernen will, wählt die Karte, die irgendwie seinem Wesen entspricht. Der eine, der im



Die kosmischen Energien, «die Sternenkraft» nach den einheimischen Heilern, sollen besonders im Wonnemonat Mai «Quellen und Wiesen» neu «verjüngen».

Dasein Erfolg haben will, nimmt etwa den Trumpf «Der Herrscher». Derjenige, der über den Ausgang einer Krankheit Auskunft sucht, wählt dagegen das Bild «La Mort». Bevor er schlafen geht, blickt er den Trumpf im Kerzenlicht an, bis er ob all dem Geglitzter in den Schlaf sinkt. Nun wird für ihn in den Träumen das magische Symbol lebendig und er erlebt mit diesem zusammen phantastische Abenteuer – so dass er beim Erwachen einige Hinweise auf seine Fragen zu erhalten glaubt.»

Doch der Erzähler des Volksglaubens beschäftigte sich nur am Rand mit den Möglichkeiten oder Unsinnigkeiten der verschiedenen urtümlichen Wege der Magie. Was ihm wichtig war und was mir damals sehr einleuchtete, war die hier lebende Überzeugung, dass auf den «echten magischen Karten» von den Gestalten «ein möglichst starkes Leuchten und Glänzen» ausgehen müsse. Im Zusammenhang damit stand (oder steht vielleicht unter den Anhängern der volkstümlichen Magie noch heute) der starke Wunsch, zumindest im Traum die Welt so glitzernd und strahlend zu sehen wie auf den entsprechend hergestellten Bildern.

«Ich weiss nicht, ob die Karten aus dem Orient mit dessen alten Wissenschaften herkommen, wie es etliche Gelehrte wollten, oder unter den Alchimisten und Astrologen des burgundischen, provenzalischen und norditalienischen Mittelalters entstanden sind», meinte der Erzähler unter dem Baum. «Ich glaube aber, dass hier das Gefühl der alten Heiler und Wahrsager etwas über die Strahlenwirkungen der Welt erkannte, die die Wissenschaft der Zukunft immer mehr beschäftigen werden.»

### Der Mensch als Flamme

Auf der schwankenden Grundlage der erhaltenen Sagen und Tarotbilder versuchte man nachzuweisen, dass die fahrenden Stämme von Europa in der Vergangenheit auch mit den Völkern der iranischen Kultur in Beziehung standen:!<sup>1</sup> «Für Beziehungen der Zigeuner zur Religion Zarathustras spricht überdies auch die Tatsache, dass die

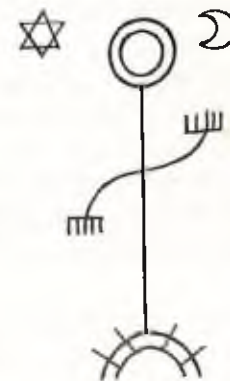
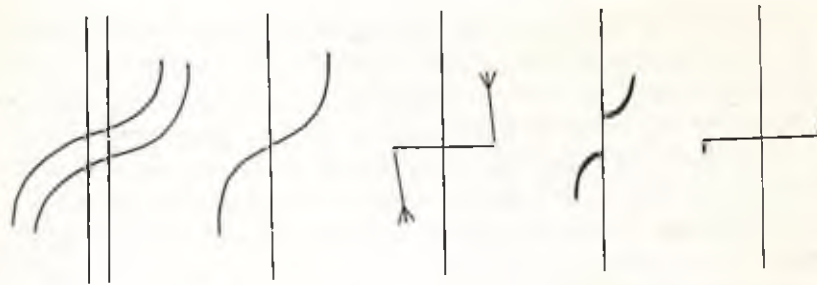


klassischen Abbilder den Propheten so darstellen, dass eine Hand zum Himmel, die andere zur Erde zeigt, was genau der Darstellung des Magiers auf der ersten Tarotkarte entspricht. In der Religion, deren Ziel die Überwindung des Dualismus ist, vermittelt der Prophet zwischen Himmel und Erde.»<sup>2</sup>

Unter den Zigeunern selbst, zumindest unter den Sippen, die sich mit den okkulten Wissenschaften abgeben, ist der Name des altpersischen Sehers Zarathustra tatsächlich recht bekannt, und er gilt als der Verfasser «von allerlei Traum- und Orakelbüchern».<sup>3</sup> Da es aber ziemlich leicht nachzuweisen ist, dass die nach Westen wandernden Stämme in Europa und auch schon in Asien oft recht enge Verbindungen mit gelehrten Wahrheitssuchern pflegten, mögen sie wohl dauernd von diesen den Namen des grossen iranischen Sehers vernommen haben. Wahrscheinlich kam ihnen aber dessen Gestalt wesensverwandt vor, weil sie ihn mit den Gestalten der eigenen Stammeszauberer vergleichen konnten, «die stets auf die Berge stiegen, um auf ihnen darüber nachzudenken, wie die Sterne oben und die irdischen Dinge auf unzählige Arten zusammenhängen».<sup>4</sup> Um mit dem ganzen Körper bei gewissen Wetterstimmungen deutlich den Strom der Kräfte zwischen Erde und Himmel zu spüren.

Der «Magier» oder «Jahrmarktsgaukler» auf dem ersten der Tarottrümpfe gilt bei unsern europäischen Nomaden sehr häufig als das Bild des Menschen, «der wie die Weisen der Urzeit um die Geheimnisse der Welt weiss und darum sein Leben und das seiner Angehörigen glücklich einrichten kann».<sup>5</sup> Ein osteuropäischer Schriftsteller, der die Lehren der fahrenden Wahrsager weiterzugeben versucht, lehrt uns, dass diese Karte die Möglichkeit der Entfaltung der in unserem Wesen verborgenen Energien bedeutet: «Die schöpferische Kraft, das Anzeichen, dass man die günstigen Gelegenheiten, die das Leben bereitstellt, ergreifen wird; dass man die Gefahren bestehen wird.»<sup>6</sup>

Gilt unseren Wahrsagern die Bilderwelt der Tarotkarten als eine Reihe der Schlüssel zum uralten Wissen, so betrachten sie diese Darstellung des Magiers auf Trumpf 1 geradezu als Schlüssel zu den andern Schlüsseln. «Der weise Mann auf dem Berg», wie man ihn bezeichnet, steht für die Erkenntnis der grossen Zusammenhänge zwischen den himmlischen und irdischen Kräften – «ohne die es gar kein echtes Wissen geben kann, sondern nur ein Chaos».<sup>7</sup>



Das Geheimzeichen für das Strömen der Kräfte zwischen Erde und Sternenhimmel sah man einst recht häufig: Gelegentlich glaubten Gebildete in diesem Symbol noch eine erhaltene keltisch-germanische Rune zu entdecken.

Der Hut des Magiers soll nach dem gleichen ungarischen Sammler der zigeunerischen Wahrsager-Weisheiten ein «Sternen-Hut der Zauberer» sein. Hut und Kleid sind darum «mit einem Mond, einem Planeten oder einem Fünfstern geschmückt». <sup>8</sup> Auf dem Boden unter den Füßen blühen Blumen; dies soll bedeuten, dass der wissende Mensch dank der ihm von den Sternen zukommenden göttlichen Weisheit alle Kräfte der Erde erkennen und richtig anwenden kann.

Dieses Bild bedeutet in der Regel nicht nur diese tiefsinnige religiöse Erkenntnis: Die Hand, die nach oben gerichtet ist, soll ihnen bezeugen, dass der Mensch die ewigen Gesetze in den Sternen erkennt. Die andere, «die zur Erde zeigt», erklären sie dadurch, dass wir nie und nimmer ohne die richtig verwendeten «irdischen Dinge» in unserem Dasein einigermassen wohl sein können – «und dass die göttlichen Kräfte immer zwischen Boden und Himmel kreisen». <sup>9</sup>

So hält der Magier in der Hand, die zum Himmel zeigt, nicht immer einen Zauberstab, sondern «eine kleine Flöte, um die Welt zu bezaubern». <sup>10</sup> In der andern Hand, die nach unten greift, hält er ein Gold- oder Geldstück. Dies bedeutet, dass der weise Mensch sein Wissen über die «untere», materielle Wirklichkeit aus einer zeitlosen Überlieferung über die göttliche Schöpfung besitzt.

Der Gedanke der Verbindung «zwischen Sternen-Himmel und der feuchten und fruchtbaren Erde» ging so weit, dass die Heiler und Heilerinnen ihren Angehörigen in seelischen und körperlichen Nöten empfahlen, in die Einsamkeit der Berge zu gehen, «um über ihren Zustand nachzudenken».

Das Sinnbild zeigt einen geraden Strich, den man als einen aufrechtstehenden Menschen deutet. Links und rechts von der Linie sehen wir je einen Bogen, von dem der eine nieder-, der andere aufwärts zeigt.

Die beiden Bogen wurden in der Regel mit einem Strich gezeichnet und darum etwa auch «als der liegende Buchstabe S» oder als «Blitz» oder «Schlange» angesehen. <sup>11</sup> Das sprechende Bild sollte in sich die Fähigkeiten haben, eine Art guten Zauber auszuüben: Es sollte für das ganze Haus, auf dem man es bei zunehmendem Mond gezeichnet hatte, «gute Kräfte anziehen und die schlechten abwehren». Zusätzlich, möglicherweise sehen wir hier sogar die ursprüng-

liche Bedeutung, zeigte es dem erfahrenen Vorübergehenden, dass hier eine Sippe hauste, «die eine alte Überlieferung besass».

Dass dieses so einfache Zeichen in Beziehung zu dem «Mann», «dem Magier» auf der Tarotkarte 1 steht, scheint mir keine blosse Vermutung. Vor zwanzig Jahren sah ich auf einer Fahrt zu den Nomaden der Camargue handgezeichnete Wahrsagekarten, die die gewöhnlichen Bilder zu einfachen, aber fast stets verständlichen Sinnbildern zusammengezogen zeigten. Der Mann auf dem wichtigsten der Trümpfe war wiederum als stehender Strich gezeichnet, links und rechts von seinem runden Kopf waren wiederum ein fünfzackiger Stern und der zunehmende Mond abgebildet. Der Magier stand auf einem Boden, den man leicht als einen Berg sehen konnte.

Mögen solche Symbole, wie man sie in den verschiedensten Stilisierungen auf den heute von neuem modern gewordenen Talismanen sehen kann, von Abergläubischen nur «als alte magische Glücksbringer» verstanden werden. 1958 hörte ich noch, «der Strich mit dem Blitz» enthalte eine entscheidend wichtige Lehre: «Wer die Kräfte der Sterne und der Erde zu erkennen und zu verbinden weiss, der ist in seinem Alltag unbesiegbar.» <sup>12</sup>

Der Nachkomme einer Familie von Zigeunern aus dem Alpenland bezeugt in einem Leserbrief zu den heute immer mehr besprochenen Überlieferungen der einheimischen Bergmedizin: «Das gab es auch bei uns! Meine Vorfahren, die zogen als Kesselflicker und Kräuterdoktoren viel zwischen Schweiz, Bayern und Tirol herum. Sie gingen immer auf die hohen Berge, um dort im Frühling zu tanzen oder einfach, um im Mai zu Gott in den Bergen zu beten. Sie waren fest überzeugt, dass sie dadurch viel der Kräfte aus den Alpen und aus den Heilkräutern, die besonders gut in den Bergen wuchsen, in ihren ganzen Körper bekamen. Sie waren dadurch ein ganzes Jahr gesund. Auch weil sie sich vorher in den gesunden Quellen der Berge wuschen.» <sup>13</sup>

## Verjüngung durch Freude

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es kaum ein Erarbeiten der geistigen Grundlagen für eine friedliche Zeit. Man flüchtete vor ungelösten Fragen in eine Hetze nach wirtschaftlicher Bereicherung. Menschen, die dies nicht als ganz richtig und als einen Raubbau an den Möglichkeiten der Zukunft ansahen, versuchten wenigstens ihre Kinder in einer friedlichen und unzerstörten Umgebung zu erziehen. Die Alpenländer erhielten als Land der Erziehung für die Jugend eine neue Bedeutung.

Ich hatte damals verschiedene Bekannte, die mit mehr oder weniger Verantwortungsgefühl bewusst in Gegenden, noch grün und voller volkstümlicher Überlieferung, Heime für Kinder aus allen zerstörten Ländern gründeten. Ich wurde häufig als Geschichtenerzähler eingeladen: «Die Kinder brauchen heute, wo alle Werte zu erlöschen scheinen, das Gefühl, dass es noch Traditionen gibt, sonst gleiten sie in das Grauen, der Weltuntergang habe schon stattgefunden – und sie werden dann künftig nicht einmal eine eigene Familie zu gründen vermögen», sagte mir einer dieser Erzieher.

Verschiedene dieser weitsichtigen Erzieher hatten noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ihre entscheidenden Anregungen

aus religiösen und mystischen Gemeinschaften wie Theosophen, Anthroposophen, den Orden orientalischer Templer usw. erhalten, die schon lange alle von einem entscheidenden Zeitalter der Krisen mit Götterdämmerung gewarnt hatten. Bald hatten sie sich, wie wir schon erwähnt haben, auf die Lehren des Nostradamus über die künftige Bedeutung der «Germanischen Gebirge» berufen – bald hatten sie, angewidert von den materialistischen Ideologien der Intellektuellen und einer nur noch zu Äusserlichkeiten verblassten Religion, versichert, ein Ende mit Schrecken sei besser als ein Schrecken ohne Ende.

Am längsten arbeitete ich Ende der fünfziger Jahre mit einem damals schon sechzigjährigen Mann zusammen, der im Schloss Val-lamand am sagemuwobenen Murtensee eine «Freie Schule» begründet hatte. In Tessiner Bergtälern hatte er noch erlebt, wie in deren einfachen Hütten die gesündesten und zähesten Menschen aufgewachsen waren. Ähnliche Geschichten über die körperliche und geistige Kraft bis ins höchste Alter hatte er auch aus andern Bergländern gesammelt, aus dem bulgarischen Anatolien, Kurdistan, Himalayaraum – ich konnte ihm mit den Erzählungen meines Vaters über die adeligen Bergbauern der Krim nur ein paar Ergänzungen liefern.

Der Schulgründer war ursprünglich Bildhauer: «Aber die gegenständliche Kunst, die schöne Menschen zu zeigen versucht, ist heute bei den Kunstpäpsten sowieso verfemt», pflegte er zu lehren, «auch hat sie gar keinen Sinn, wenn der lebendige Leib, den uns Gott erschuf, dermassen entartet. Wir müssen heute, dies ist unsere Hauptaufgabe, unser Geschlecht geistig und körperlich gesunder Menschen erhalten. Gelingt es uns in unserem Umkreis, sind wir die grossen Künstler, die nicht für den Staub der Museen sondern für die lebendige Zukunft arbeiten!»

Als Hauptquell dieser grossen Gesundheit sah er auch in seiner Lebensschule nach gewissen indischen Lehren die fleischlose Ernährung – war er doch überzeugt, dass all die erwähnten Völker sich vom Gewachsenen des heimatlichen Erdbodens ernährten und höchstens bei ihren Jahresfesten, also viermal im Jahre, Tierisches zu sich nahmen. Er war aber überzeugt, dass sie dies nicht etwa aus irgendwelchen Ernährungstheorien taten, sondern weil für sie alles Lebendige göttlich war, «Kräfte» ausstrahlte: «Ein Mensch, der





Die Tagungen der «Freien Schule» in Schloss Vallamand, vor allem 1956–1960, dienten der Besinnung auf einen naturverbundenen Lebensstil und erhaltene Heilbräuche: Viele Gäste fanden hier eine Fortsetzung von früheren «Kulturinseln», wie etwa der in den Waldbergen von Ascona.

seine Kräuter, Gemüse und Gewürze täglich liebevoll betreut, der bekommt auch von ihnen her Ströme der Liebe.»

Frühling-, Sommer-, Herbst- und Winterbeginn wurden damals im Schloss Vallamand wieder mit viel Lust und Vorbereitung begangen. Um ein Feuer am Seeufer, zwischen uralten Bäumen, wurde getanzt, und Kerzen brannten zwischen den Wurzeln. Der Gastgeber wusste zu erzählen, dass «die überall angezündeten Lichter in den heiligen Nächten» eigentlich nur ein Sinnbild dafür seien, dass die ganze Natur «von geheimnisvoller Kraft erfüllt sei».

Die Kinder, die wir im Schlossheim hatten, konnten aus der Umgebung stammen oder von Flüchtlingen aus fremden Ländern, sie alle wussten, wenn sie Feste dieser Art erlebten, von erstaunlich ähnlichen Sitten zu erzählen und auch gelegentlich vom Gefühl ihrer Eltern, dass das Vergessen dieser Bräuche den Menschen «nur Unglück» gebracht habe ...

Man müsse im Sternen- und Kerzenlicht seine Umgebung nicht

«direkt», sondern nur so nebenbei, sozusagen mit den Augenrändern anschauen. Man müsse um ein hell brennendes Feuer – und gleichzeitig um die eigene Achse herumwirbeln! Auf einmal sehe man dann auf der Steinmauer eines alten Brunnens, im Geäst des Baumes, in den Gartenblumen und der Wiese hübsche, buntschillernde, sich dauernd verwandelnde Lebewesen eigenartige, meist lustige Bewegungen ausüben. «Wir können die Kräfte in den Pflanzen und der Erde nur selten mit unseren sterblichen Augen sehen», lehrte gelegentlich eine einheimische Besucherin der Schule, «aber wir spüren etwas von ihnen, wenn wir von Festfreude überfüllt sind. Diese undeutlichen Gefühle werden dann, beim Tanz im Halbdunkeln oder in den anschliessenden Träumen, zu den schönen Bildern vom Elfenland ... Trauen wir aber der Natur zu, von wunderbaren Energien voll zu sein, erleben wir diese immer deutlicher, dann sind auch alle unsere Nerven für die gewöhnlich unsichtbaren Energien der Natur offen und wir widerstehen viel besser sämtlichen bösen Einflüssen.»

Ob das nun die fleischlose Küche war, die einigermaßen grüne Umgebung des Schlosses oder auch die ursprüngliche Festfreude – während den vier Jahren, die ich häufig im Kreise der Erzieher verlebte, wurde auf alle Fälle niemand unter den vielen Bewohnern und Gästen des Orts krank, was die Ärzte unter den Besuchern als ein seltsames Wunder, teilweise auch als einen unerklärlichen Zufall erklärten.

Sogar ein bejahrter Kenner der keltischen und indogermanischen Sprachforschung meinte, als er beim Tanz im Garten mitgemacht hatte: «Ich habe mich Jahrzehnte mit den Zeugnissen der alten Märchen und Mythologien beschäftigt, nun erst entdecke ich, wie sie in den Menschen entstanden. Überall Feen und Elfen zu ahnen ist keine Fähigkeit des Urmenschen, die wir durch die Zivilisation spurlos verloren haben. Sie schläft in uns und kann, wenn wir gemeinsam uns mit Freude anstecken, wieder geweckt werden. Sieht der Mensch aber die Natur regelmäßig als Zaubergarten, bekommt er sicher selber Eigenschaften, die wir in Schreibstuben und Fabriken fast ganz vergessen glaubten.»

## Glitzernder Feengarten

Als ich noch ein Kind war, erzählte man mir von «Nebellichtern» oder «glitzernden Dämpfen», wie sie «noch seit alters her besondere Menschen an besonderen Orten in heiligen Zeiten sehen»:<sup>1</sup> «Zur Weihnachtszeit sehen gewisse Personen, denen eine gute Fee eine besondere Sehergabe verliehen oder die unter einem aussergewöhnlichen Stern geboren wurden, sieben Lichtlein über die ruhig dahinfließenden Wasser der Aare tanzen.»<sup>2</sup>

Besonders in den Berggebieten Mitteleuropas gibt es unzählige Schilderungen über solche Wahrnehmungen – ich erinnere nur an die entsprechenden Sagen des Bayer- und Böhmerwaldes, der noch heute in jeder Beziehung als «das Land der Seher» gilt.<sup>3</sup>

Unbestritten ist der Anblick des «Glanzes aller Dinge» als Höhepunkt der gefährlichen Rauschkulte der eurasischen Nomadenstämme, vor allem der Völker Sibiriens: «... auch das Licht selber vergrößert und verstärkt sich (während des Zustands der gesteigerten Wahrnehmung seiner Umwelt durch den Schamanen, S. G.). Ganze Lichtmassen werden auf den Berauschten zugeschleudert ...»<sup>4</sup> Solche Verwandlungen der Natur in eine Glanzwelt sollen auch von unseren alten Kräuterkennern mit Hilfe gefährlicher Wirkstoffe erzeugt worden sein: «Wir kennen die Sagen und Geschichten, wo von Personen die Rede ist, die überall Gold sahen. Viele nun, die die Wurzel vom Schöllkraut assen, verfielen in ein einzigartiges Delirium, in dem sie alles, was sie sahen, für Gold hielten.»<sup>4</sup>

Dies erinnert genau an den Volksglauben vom «Goldkraut» der alten Alchimisten: «Es leuchtet in der Nacht und verwandelt alles was mit ihm in Berührung kommt in Gold.»<sup>5</sup>

Die Tochter des Botanikers Linné sah 1762 im Garten ihres Vaters in Uppsala in den Blumen von der Kapuzinerkresse ein blitzartiges Aufleuchten. Der Naturforscher selber zweifelte zuerst daran, als er die Geschichte vernahm, musste sich aber bald schon durch Augenschein überzeugen, dass es mit der wunderbaren Beobachtung seine Richtigkeit haben musste. Auch sein Sohn bezeugte, dass er in den gleichen Blumen ein nächtliches Flammen und Glänzen sah. Verschiedene Forscher versuchten diese Wahrnehmung nachträglich zu überprüfen, gelangten aber zu andern Ergebnissen:



Unzählig sind im Volk die Berichte von Feuerschein in Mondnächten, der sich um besondere Pflanzen zeigen soll: Moderne russische und amerikanische Forscher berichten von mannigfaltigen Bestätigungen dieser uralten Beobachtung. (Kirlian-Strahlen. Orgon-Leuchten usw.)

«Viele, wie Heller, fanden sie aber niemals leuchtend, und glaubten, dass die Erscheinung durch Widerstrahlen des Lichtes von den hellgelben Blumen im Halbdunkel erklärt werden könne. Die Scheidewände der Schötchen der Mondviole oder Judasschote glänzen ja auch in der Nacht silberig ...»<sup>5</sup>

Auch Goethe, ein unermüdlicher Naturforscher, ging den ent-



sprechenden Erzählungen fleissig nach und betrachtete darum öfters nachts die Blumen seines berühmten Gartens. Am 19. Juni 1799, also ungefähr um die Zeit des Mittsommers, bemerkte er an seinem orientalischen Mohn «etwas Flammenähnliches»: «Wenn er an den Stauden hin- und wiederging und seitwärts auf sie hinschielte, sah er die Erscheinung, während er, vor dieselbe sich hinstellend, keinen Schein wahrnahm.»<sup>5</sup> War also dieses «Blinken der Blüten» nur eine optische Täuschung?

«Andere Berichte folgten, und die Berichte über das Leuchten höherer Pflanzen verstummten nicht mehr. Als der Botaniker Fries auch an einem Juniabend im botanischen Garten in Uppsala spazierte und vor einer grösseren Gruppe des orientalischen Mohns vorbeigegangen war, zeigte sich plötzlich ein starker Lichtblitz, der von einer Blüte ausstrahlte, und als er sich erstaunt umwandte, bemerkte er dieselbe Erscheinung an drei bis vier Blüten. Er traute seinen Augen kaum, aber dreiviertel Stunden dauerte das Schauspiel.»<sup>5</sup>

Wunderbare Lichterscheinungen um eine gelbblühende Georgine oder Dahlie wollte in Moskau auch der Kunstgärtner Kapler festgestellt haben. Ballenstedt und andere sahen ein Blitzen an der «Brennenden Liebe», einer aus Kleinasien stammenden Nelkenart (*Lychnis chalcidonica*): «Wer weiss, ob nicht die Blume ihren schönen Namen gerade wegen dieser Leuchtfähigkeit vom Volke bekommen hat, das oft viel besser beobachtet als die Gelehrten?»<sup>5</sup> Hier wäre wiederum ein Auftauchen der magischen Vorstellung unserer Heiler und Weisen Frauen, die sogar in vielen der Wunder der Liebe auch ein Spiel der Kräfte zwischen den Geschlechtern zu erkennen glaubten, oft nur für die Verliebten sichtbar.

«Genannter Forscher (Ballenstedt) hält übrigens auch dafür, dass die Kapuzinerkresse in der Nacht leuchte und zwar besonders an den Hauptnerven der grossen schildförmigen Blätter.»<sup>5</sup> Selbstverständlich wurde diesen Forschungen, sehr häufig auch im 18. und 19. Jahrhundert, von Gelehrten wie Molisch lebhaft widersprochen: «Seine Ansicht geht dahin, dass es entweder kleine leuchtende Insekten sind, wie Blattläuse, Springschwänze und anderes Ungeziefer, dass sich gern in Blüten, wo es etwas zu naschen gibt, aufhält, oder dass es eine elektrische Erscheinung ist, vergleichbar dem St. Elmsfeuer.»<sup>5</sup>

Das Forschen nach der Leuchtkraft der Pflanzen soll damals zu einer Mode «in der guten Gesellschaft» geworden sein, ähnlich der «magnetischen Massage» oder dem «Tischrücken durch Od-Kraft»: In romantischen Schlossgärten benutzte man dazu verschwiegene Bänke in der Nähe von mit Bildern von Naturgöttern geschmückten Grotten und von besonders wuchernden Blumenbüschen, damit man das «Blitzen und Blinken» während den Sommerabenden besonders günstig beobachten konnte.<sup>6</sup>

Man brachte sich in den geeigneten Stunden der Dämmerung durch Musik und romantische Geschichten in die «richtige» Stimmung und schritt dann zu den entsprechenden «Forschungen»: Sie sollten bezeichnenderweise vor allem dann «gut gelingen», wenn die Stimmung der Beteiligten an den vorhergehenden Abenden gut war, sich unter der Gesellschaft der neugierigen und unterhaltungslustigen Naturforscher «glückliche Liebende» befanden: Hier haben wir möglicherweise nicht nur die verspielte Erinnerung an das Welt-



An einem Brunnen in der Nähe von Basel erzählte uns ein Zigeunermusiker von der «Kunst» seiner Vorfahren, der alten Spielleute zwischen Pyrenäen und Burgund, in den Menschen «all ihre Kräfte aufzuwecken und wie Flammen auflodern zu lassen».



bild der alten «Sympathie-Ärzte» sondern sogar eine Vorahnung der Auffassungen eines Wilhelm Reich, dessen umstrittene Versuche heute vor allem in Nordamerika und in der Sowjetunion nachvollzogen werden.<sup>7</sup>

Auch dieser Wissenschaftler glaubte, überall eine (unter gewissen Bedingungen) sichtbare Schöpfungskraft festgestellt zu haben, die er als «Orgon» bezeichnete. Gerade wenn der Mensch in harmonischem Zustand ist, soll sie seinen Körper durchströmen und ihn damit vor vielen vorzeitigen Schädigungen bewahren.<sup>8</sup>

Reigen, Tanz, Daseinslust, besonders an «heiligen Orten» oder an grünen, schönen Plätzen, «auf denen der Segen sichtbar zu ruhen scheint», erwecken nach dem Volksglauben das immer stärkere Strömen der «Lebenskraft» im menschlichen Leib. Diese Energien sollen sich so steigern können, dass sozusagen ein Kreislauf zwischen den Feiernden und ihrer Umgebung entsteht, «so dass im Kreis um die frohen Menschen alles viel besser, fruchtbarer emporschwächst und immer gesündere Früchte und Kräuter bringt.»<sup>9</sup>

### Zaubermittel Lust

Nach einer Sage aus Graubünden waren die Alpenhöhen einst viel «grüner» als jetzt, die dort wachsenden Bergkräuter waren von gesteigerter Wirkung, so dass man die weidenden Kühe dreimal am Tage melken konnte! Sehr bezeichnend ist in dieser Überlieferung die Schilderung des Treibens der damaligen Hirtinnen: «Auf diesen grünen Weiden lebten fröhliche Sennerinnen ... Sie zogen um Mitternacht auf den Hexenboden ... Hier versammelten sie sich und hielten ihre nächtlichen Tänze ...»<sup>1</sup>

Sprichwörtlich bekannt war auch die «Matte (Weide) bei Pratteln im Kanton Baselland»: «Die Hexen flogen in Vollmondnächten dahin, tanzten im Kreis und bekamen dadurch soviel Zauberkraft, dass man sie daran erkannte, dass sie bis ins höchste Alter nie krank wurden und sogar ihre Gesundheit auf alle, die ihnen freundlich gesinnt waren, übertragen konnten.»<sup>2</sup> Beim Schloss von Pratteln

bezeichnen tatsächlich alte Urkunden eine hohe Linde, unter der man zur Zeit der Pestseuchen von weither zusammenlief, um unter Tanz und Spiel die Todesfurcht und sogar den Tod selber zu vertreiben. Sinner versuchte diesen Geschichten um den Wunderplatz eine naturwissenschaftliche Deutung zu geben: «Wirklich waren gegen Verdickung des Bluts (also gegen die Vergiftung des ganzen Leibes und damit gegen dessen gesteigerte Anfälligkeit für mörderische Seuchen) Tanz und Spiel eine nicht übel ausgedachte Kur.»<sup>3</sup>

Im berühmten vierten Band der *Okkulten Philosophie* des Agrippa von Nettesheim, die auch in den Alpen und in der Provence von Heilern konsultiert wurde, wird ausführlich auf die Anleitung zur Beschwörung der Geister eingegangen: Der Magier durfte keine tierischen Speisen geniessen, trank nur klares Quellwasser und fastete überhaupt vor seinem Unternehmen. Morgens vor Sonnenaufgang tauchte er seinen ganzen Körper nackt in fließendes Wasser. Die eigentliche Anrufung der Mächte fand mit Räucherungen «an einem ausgewählten, reinen Ort» statt: «Dann stehe er auf und gehe von Osten nach Westen im Kreis herum, bis er vom Schwindel befallen in demselben niederstürzt und nach kurzer Pause in Ekstase übergeht.»<sup>4</sup>

Gelehrte, die sich mit Zaubergeschichten abgaben, wussten noch im 18. Jahrhundert das Rezept, womit man angeblich seine Umgebung für seine gesteigerte Wahrnehmung «lebendigmachen» könne, «dass alles was man siehet, lebendig zu sein scheint»:<sup>5</sup> Man müsse sich eben so lange an einem Ort «viel und geschwind herumdrehen», bis man auf den Boden hin falle. Wenn man darauf ruhe und die sonst unbeweglichen Gegenstände anschau, «scheint es nicht anders zu sein, als ob diese lebten und sich bewegten».<sup>5</sup>

Wir verstehen nun eine Tatsache unserer Geschichte in den Zeiten von Barock und Rokoko besser: Wenn wir die damaligen Erwähnungen von berühmten Ärzten durchschauen und dann die der «Häuptlinge» der im Lande umhernomadisierenden, jedermann belustigenden Schauspieler und Zirkusleute – bemerken wir, dass es sich vielfach um die gleichen Menschen handelt.<sup>6</sup> Wie man aus ihren noch erhaltenen Bildern feststellen kann, trugen sie mit Vorliebe balkanisch-orientalische, türkisch-tatarische Trachten – wohl um ihre eigene Herkunft, zumindest die ihrer Wissenschaften, anzuzeigen.<sup>7</sup>



Gerade die Nachkommen der fahrenden Stämme, die durch Jahrhunderte zwischen Österreich und der Slowakei umherzogen, wissen noch von der Heilwirkung von Geigenspiel, Zwiebeln aus der Erde, Akupressur.

Das Volk erinnert sich, wie alte Leute, denen der fahrende Heilkundige auf dem Markt vor allen Zuschauern seine «Wunderpille» gab, auf die Einladung der mitziehenden Musikanten und der schönen Begleiterin des Arztes öffentlich wild herumzutanzten begannen. Gelegentlich weiss man noch, dass es wohl weniger das geschluckte Heilmittel war, das dem Greis neue Lebensfreude schenkte, sondern umgekehrt: «Weil es dem durchtriebenen Gaukler gelingt, die Kranken glauben zu machen, sie könnten wieder herumhüpfen ..., sind sie auf einmal nicht nur auf der Jahrmarktbühne, sondern auch sonst oben und leben dann noch ein paar Jahrzehnte, als wären sie wieder Jünglinge in ihrer Kräfte Frühlingsblüte.»<sup>8</sup>

Die Spielleute der Heilkunde hatten Glück bei ihren Kuren nicht etwa trotz, sondern gerade wegen ihrer Zuschauer. Wie wiederum die alten Darstellungen beweisen, glaubten sie an den Kreislauf der Kräfte, den «Magnetismus», die «Sympathischen Beziehungen» zwischen den Menschen: Wenn sich der Heiler mit bannender Schau

und Musik zum Brennpunkt der festlichen Menge zu machen wusste, dann umwogte ihn eine Flut der Erwartungen, der Energien der ihn umgebenden Gemeinschaft: Diese Kräfte beeinflussten den Kranken, rissen ihn mit und steigerten seine Lebenskräfte, dass er sich plötzlich gesünder fühlte.

Die bekannte deutsche Zigeuner-Wahrsagerin Buchela fasst den Sinn der Überlieferungen dieser Art so zusammen: «Die Krankheit kommt von unserem Kopf, nicht vom Leib. Wer dauernd mit der Seele im Streit liegt, wird am Leib krank werden. Wer am Kopf leidet, wird sich immer bemühen, den andern seinen kranken Leib zu zeigen, damit sie ihn lieben und streicheln und ihm ihre Zuwendung und ihr Mitleid zeigen. Die Krankheit im Kopfe kann man nicht zeigen, um die Fürsorge anderer Menschen auf sich zu ziehen ...»<sup>9</sup>

Aus solchen urtümlichen Auffassungen stammt der feste Glaube, dass der Arzt vor allem Freude und Lebensmut zu verbreiten habe: «Er hat nichts anderes zu tun, als den grossen Heiler im Kranken zu wecken – der tut dann alles weiter Nötige.»<sup>10</sup>

Bezeichnenderweise war der wildfröhliche Fasnachtsumzug in meinem heimatlichen Bernbiet bis ins 19. Jahrhundert hinein offenbar gar nicht denkbar ohne die Gestalt eines köstlichen Medizinmannes, «des Meisters, um die Toten wieder lebendig werden zu lassen.»<sup>11</sup>

Ähnliche Gestalten des Frühlingsfests kennt man noch im ganzen Alpengebiet, und bei «tirolischem Mummenschanz und bei Faschingszügen» hat man diesen magischen Wunderarzt sogar mit dem in den Sagen fortlebenden Paracelsus gleichgesetzt.<sup>12</sup> Naturwesen wie etwa der Wilde Mann oder der Mieschmann (Moosmann) mit einer jungen Tanne zogen in Bern und Wallis als Sommerboten in diesen Umzügen mit:<sup>13</sup> Sie kamen im ersteren Fall in die Stadt am Morgen und von Osten her, aus der grünen Natur, gleichzeitig mit der aufgehenden Sonne. Wer also auch hier bei Freude, Spiel und Tanz des Frühlingsfests mitmachte, glaubte seine Kraft wie die der ganzen Natur erneuert.<sup>14</sup>

Reste dieses altererbten Glaubens leben heute noch (oder wieder) im Volke auf. Nach dem russischen Flüchtling Solschenizyn hat sie auch Lenin, der vor der Revolution von 1917 viel in der Schweiz weilte, studiert. Er kam zum Schluss: «Nein, mit diesen Leuten war

(politisch! S. G.) nichts anzufangen.»<sup>15</sup> Die Menschen ruhten noch zu fest in ihrer Kultur, waren viel zu eigenständig und damit in ihrer Gemeinschaft selbstzufrieden, als dass man sie als Masse in irgendwelchen Umstürzen oder internationalen Kriegshändeln hätte verwenden können. Ähnlich erklärte ein Psychologe über die Strassenveranstaltungen der unmittelbaren Gegenwart: «Glückliches Völklein. Laufen wie Hippies herum ... und werden so alle ihre Aggressionstribe los.» Am Abend hätten sie dann darum ein ausgeglichenes, gesundes, glückliches Familienleben.<sup>16</sup>

Zwischen den Berglern des ausgehenden Mittelalters, die während Seuchenzügen zu den Tanzplätzen der Höhe zogen, um dort, „blumenduftige Menschen auf blumenduftiger Trift“, die Angst vor dem Untergang zu überwinden<sup>17</sup> – und verschiedenerer von uns erwähnten Bräuchen der «Gesundheit durch Festfreude» mögen Jahrhunderte liegen: Überall ahnen wir hier die gemeinsame Grundlage einer grossen Volkskultur, die den Anfang aller Heilkunst darin sah, in den Menschen wieder die Lust am Dasein in ihrer Umwelt wiederzuerwecken.

Der bedeutende Zigeunermusiker José Reyes, dessen Familie seit Jahrhunderten in Katalanien, Provence und Burgund herumzog, erzählte uns 1978 in Riehen bei Basel: «Wir sind das Feuer, die Flamme, der Blitz ...» Die Ahnen der Europäer seien in alten Völkerwanderungen alle fahrende und naturverbundene Stämme gewesen: «Aber dann haben sie die «Blumen der Welt» vergessen. Sie wollten Geld verdienen. So sind sie sesshaft und schwerfällig geworden. Sie bekommen Magengeschwüre. Sie haben die Liebe verloren, die den Menschen in eine Flamme verwandelt und ihn jene Musik machen lässt, die Leben ausdrückt und Leben schenkt.»<sup>18</sup>

## Erwachte Erinnerung

In meiner Heimatstadt Bern gab es eine heimelige Wirtschaft, deren Hauptmerkmal mehr noch als der äussere Rahmen die Familie des Wirts selber war. Er war vorher Polizist gewesen, daneben und besonders später ein begeisterter Heiler: Stundenlang erzählte er mir vom uralten Wissen des Volkes, von den Lebenskräften in der Natur und in uns selber. «Bist du in der Umgebung von zufriedenen Menschen, dann wirst du von ihrer Gesundheit geradezu angesteckt, dann brauchst du zu keinem besonderen Magnetiseur.» Das war auch seine Lehre.

Auch im vorgerückten Alter verbrachte er am liebsten seine Zeit als Jäger im Bergwald. Diese Tätigkeit bedeutete für ihn und seine Freunde den Ausdruck der Liebe zur Umwelt, die sie mit Leidenschaft vor allen Zerstörungen zu bewahren versuchten: «Leute, die aus dem Wald kommen, die davon erzählen, die machen, wenn sie in die Gaststube treten, alle Anwesenden ein wenig glücklich. Sogar wenn sie nichts sagen, bringen sie den Waldgeist in die Stadtstube.»

«Gerade supermodernes Volk, das da während seiner Arbeit den ganzen Tag unter Neonröhren hockt, kommt dann anschliessend besonders gern auf eine Stunde zu mir.»

Der Wirt wurde fast zornig: «Ich arbeite aber noch, genau wie es Gott in seinen heiligen Büchern vorgeschrieben hat, nicht nur für den Götzen Mammon, sondern für meine Kunden. Ob sie nun arm oder reich sind, sie wollen nun einmal alle einen ruhigen Platz haben, wo sie es gemütlich und entspannt haben. Sie wollen einmal am Tage, vielleicht auch einmal in der Woche, an einem Ort sein, in dem sie die Umgebung ihrer Väter und Grossväter wiederfinden!»

«Die alten Heiler wussten allerlei über seltsame Worte und Kräuter, die unsere Lebenskraft, den Magnetismus so steigern können, dass sogar die übelste Krankheit verschwindet. Aber sie haben alle gewusst, dass sich unser Leib von selber erholt, wenn wir uns richtig zu entspannen lernen.»

Besonders gut blieb mir eine Lehre des Mannes im Gedächtnis: «Von den meisten unserer Heiler in Stadt und Land, die wirklich noch etwas konnten, wusste das Volk, dass sie so richtig alle Last ihres Daseins abschütteln konnten. Sie lachten mit den Kindern, tollten noch im höchsten Alter im grünen Bergwald, hatten die allerbeste Laune im Wirtshaus. Immer wurden sie dann von einem Kreis ihrer Bewunderer umgeben. Sogar ein gelehrter Arzt gab mir einmal zu, dass er gern mit einem solchen Dorfdoktor ohne jedes Diplom unter der Linde zusammengesessen und getrunken habe. «Konkurrenz hin oder her», hat er mir lachend gesagt, «der Heiler hat sich so lustig seiner Lebensfreude hingegeben, dass man neben ihm fast das Gefühl hatte, als strahle seine Kraft auch auf alle seine Nachbarn über, so dass man nach dem Zusammensitzen mit ihm sich wie neugeboren vorkam ...»

Während eines Fluges von Los Angeles nach New York sass ich neben einem japanischen Geschäftsmann und redete mit ihm über den scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg der Wirtschaft seines Landes, obwohl doch dieses noch nicht lange her einen Krieg gegen die USA verloren hatte.

«Der amerikanische Geschäftsmann rast häufig auch in der Freizeit dem übelsten Rummel nach», lachte der Japaner, «betrachtet sich die halbe Nacht blöde Horrorfilme, hängt bis nach Mitternacht im verrauchtesten, lärmigsten Barbetrieb herum. Die meisten meiner Kollegen ziehen aber nach Feierabend zu Hause ihre alte Tracht an. Sie räuchern voll Ehrfurcht vor den buddhistischen Göttern und dem shintoistischen Ahnenschrein, trinken nach zeitlosen Zeremo-



Die Musik galt dem Mittelalter als ein Hauptmittel gegen den Trübsinn (Melancholie), den man auch als Grundursache von unzähligen körperlichen Leiden ansah.

nien Tee im Kreis ihrer Familie. Sie meiden die Gespräche über Weltkrise und drohende Arbeitslosigkeit und plaudern über hohe Fragen von Religion und Dichtung.

Man kann nicht Hochleistungen am laufenden Band vollbringen, wenn man nicht fähig ist, gelegentlich aus dem Rummel der Gegenwart ins Zeitlose auszusteigen. Es gibt kein Land mit konstantem Fortschritt, wenn dessen Volk ganz vergisst, in der Umgebung seiner grossen Vorfahren in aller Ruhe seine Wurzeln und damit seine ewige Kraft zu finden.»

Hier musste ich wiederum an die Worte unseres wackeren Wirts denken, der mitten in der Stadt den Menschen etwas vom Geist des Bergwalds zu bringen wusste: «Die Völker werden überleben, die immer wieder zu den Bräuchen zurückfinden, die nur einen Inhalt

haben – wie man in Frieden, guter Verbindung, «Sympathie» wie die klugen Heiler sagen, mit seiner gotterschaffenen Umwelt leben kann.»

### Die Umwelt als Strahlenmeer

In einem der auf Moses zurückgeführten «Zauberbücher» des 19. Jahrhunderts finden wir u. a. folgende Lehre – die noch heute, als «Rat weiser Frauen» oder als «echte Zigeuner-Kunst» ihre zahlreichen Anhänger und Anhängerinnen besitzt. Mit Verweis auf die magischen Lehren von Gerstenberg wird hier geschrieben: «Sie (die Frau, die wissen will, wann sie heiratet) reisse sich ein Kopfhair aus, binde an das Wurzelende desselben einen Trauring und halte mit aufgestütztem Arm am andern Haarende den Ring in die Öffnung eines leeren Glases, so wird er anfangen zu schwingen, und so oft er an das Glas aufschlägt, nach so vielen Jahren wird das Frauenzimmer heiraten. Schwingt er, ohne aufzuschlagen, so heiratet das Frauenzimmer entweder in demselben Jahr oder nie. Eine Person männlichen Geschlechts kann auf gleiche Weise erfahren, wann sie heiratet, und hat sich dieses Experiment schon oft bewährt.»<sup>1</sup>

Im bekannten auf Albertus Magnus zurückgeführten Zauberbuch findet sich in der Ausgabe von 1744 der «magnetische» Zauber einer alten Wahrsagerin von Lille – der ganz an moderne Pendelversuche erinnert:<sup>2</sup> Sie hatte in einem halbdunklen Raum eine für ihre magische Erdkraft berühmte Mandragora-(Alraunen)Wurzel auf einem Dreifuss plaziert. An dem linken Arm der menschenähnlichen Pflanze hing nun eine Fliege aus poliertem Eisen an einer seidenen Schnur. Auf die Frage des Kunden begann das kleine Metallgewicht zu schwanken und schlug an ein Glas – woraus nun die Wahrsagerin bejahende oder verneinende Antworten heraushörte.<sup>3</sup>

In den magischen Albert-Büchern finden wir sogar als Geheimnis der alten Magier den «sympathetischen Kompass» geschildert, den auch der französische Priester Vallemont in seiner *Okkulten Physik* (Amsterdam 1691) empfahl: Man machte aus dem gleichen Stück

eines magnetischen Steins zwei völlig übereinstimmende Nadeln, die man in Behälter tat. Um sie herum wurden in beiden Fällen die gleichen Zeichen, z. B. die Buchstaben des Alphabets geschrieben. Nun konnten zwei Menschen, von denen jeder eine dieser Kompass-Schachteln besass, angeblich auf beliebige Entfernung miteinander reden. Sie mussten nur die richtige Zeit miteinander vereinbaren, in der der Verkehr stattfinden sollte, sich an ruhige Orte zurückziehen und mit guter Sammlung von Geist und Willen die Bewegungen der Nadeln betrachten. Wenn nun einer der beiden den leichten Magnetzeiger auf ein bestimmtes Zeichen verschob – dann sollte sich auch in der Ferne der Zwillings-Zeiger auf genau den gleichen Buchstaben drehen.<sup>4</sup>

Die Bücher der Magie waren überzeugt, dass der Mensch durch geheimnisvolle Strahlungen Nachrichten auf jede Entfernung, zumindest auf einen ihm «sympathischen», also wesensverwandten Gefährten übertragen konnte. Ebenso finden wir hier schon das Wissen (vielleicht wird das physikalische Märchen nur darum als Gleichnis und Hinweis erzählt), dass diese wunderbaren Kräfte in uns mit dem Magnetismus in der Natur verwandt seien, mit dessen Hilfe endlos verstärkt werden könnten: Für die alte Naturwissenschaft war damit unsere Welt ein Meer für uns meist nicht wahrnehmbarer Kräfte – die Hexen und Heiler, die dies als Urwissen ansahen, taten alles, die Menschen davon zu überzeugen.

Die Anhänger der magnetisch-sympathischen Heilkunst des 18.–19. Jahrhunderts waren sicher, die Fortführer einer heiligen Urkunst der Menschheit zu sein: «Wenn wir die Geschichte der alten Völker durchgehen, so finden wir, dass die Brahmanen in Indien und die Magier in Persien durch Berühren und Anhauchen zahlreiche Heilungen vollbrachten.»<sup>5</sup> Besonders hätten die Druiden und Druidinnen der alten Kelten, der grossen Vorläufer der europäischen Kulturen, «durch den Magnetismus der Berührung» geheilt: «Wie viele Geschichtsschreiber bezeugen, war ihre Heilkunde so berühmt geworden, dass Leute aus allen Weltteilen herbeikamen, um sie zu Rate zu ziehen.» Wir hätten schliesslich genug Bestätigungen, dass gerade eine Grundlage der altkeltischen Wissenschaft eine «Heilung durch Reibungen» gewesen sei.<sup>6</sup>

Diese Wissenschaft sei im Grunde genommen nie ausgestorben, so «dass im Mittelalter die sogenannten Zauberer, Betaster und Hei-



ler ausserordentliche Kuren durch den Hauch und die Berührung verrichteten.»<sup>7</sup> Die ganze Welt ist nach dieser Überlieferung strahlend, lebendig, «magnetisch»<sup>8</sup>: Von allen Wesen und Gegenständen der Erde gehen Dämpfe, Dünste aus, und darum glaubt man auch, dass «die weisen Männer und Frauen von früher» sich so viel in den Wäldern aufhielten.<sup>9</sup>

Der noch immer einflussreiche Paracelsus-Anhänger Maxwell war überzeugt, dass die Ausscheidungen des Körpers durch ihre «magnetischen» Strahlungen noch einige Zeit mit dem Leib in Verbindung blieben. Als Beweis führte dieser Gelehrte des 17. Jahrhunderts an, dass die Städter durchschnittlich schwächer und kränker seien als das Landvolk. Sie liessen eben ihren Kot in künstlichen Gefässen faulen oder warfen ihn an «ungesunde Orte». Die andern aber – die «übergeben ihn der Erde und heilsamen Kräutern», also guten und auf sie zurückströmenden Einflüssen ...<sup>10</sup>

Die Wahrsagerin Buchela von Bonn, die in dieser Hauptstadt der deutschen Bundesrepublik einen bedeutenden Einfluss auf viele wichtige Politiker der Gegenwart gewinnen konnte, erzählt, wie der Wohnwagen ihrer Sippe in den heiligen Schutz der Bäume fuhr, als sie geboren werden sollte: «Er (der Vater) erreichte eine geschützte Stelle, hiess meine Geschwister, sich weitab in den Wald zu begeben und legte meine Mutter unter einer Buche nieder. Es dauerte nur wenige Minuten, dann kam ich zur Welt. Mein Vater nabelte mich ab und wusch mich das erstemal. Mutter sah dabei zu ... «Buchela soll sie heissen», sagte er und wies am Stamm empor, unter dem meine Mutter lag. Es war eine Buche, dick und stark, die auch schon ein paar hundert Jahre auf dem Buckel hatte ... Für die Sippe, für die ganze Familie der Meersteins und für alle des fahrenden Volkes blieb ich bis zum heutigen Tag die Buchela.»<sup>11</sup>

Verständlich aus dieser Herkunft und der ganzen überlieferten Grundhaltung ihrer Eltern blieb für diese Wahrsagerin die Welt der Bäume die ewige Kraftquelle, das Heiligtum, wo der Mensch am besten sich in der Nähe der Gottheit fühlen kann: «Wenn ihr Kummer habt und wenn ihr traurig seid, wenn ihr Entscheidungen fällen müsst, die euer Leben verändern werden – dann geht in den Wald. Allein, und nicht auf den vielen Wegen, betrachtet Fichten, Buchen und Tannen, labt euch am Anblick des heranwachsenden Grüns. Der Wald ist die mächtigste Kirche Gottes, deren Besuch euch Klar-



Die einheimischen Heiler des 18.–19. Jahrhunderts waren glücklich um die Forschungen von Franz Anton Mesmer (1734–1815) und Karl von Reichenbach (1788–1869), die ihnen zu bestätigen schienen, dass «alle Dinge der Welt» sich gegenseitig durch «Strahlen» beeinflussen.



heit über das geben wird, was ihr tun wollt und was ihr tun sollt. Achtet diese Kirche nicht nur, sondern pflegt und erhaltet sie, wie die von Menschen geschaffenen steinernen Dome. Diese Kirche wird in Zukunft eure Zuflucht vor der Hast sein und eure Seelen retten.»<sup>12</sup>

In den vedischen Schriften des alten Indien finden wir eine Anrufung der Feenwesen der Waldbäume (Gandharva und Apsaras), wie sie bei den Hochzeitsfesten stattfand.<sup>13</sup> Der Volksglaube europäischer Zigeuner gibt uns eine gute Erklärung solcher Vorstellungen: «Man muss die Belebtheit der Natur nicht etwa so denken, dass in jedem Baum, jedem Stein eine Fee haust, sondern diese Feen können jederzeit alle Dinge der Natur durchdringen.»<sup>14</sup> Der Mensch sah sich damit stets umflutet, beeinflusst von einem Meer der von seiner ganzen Umgebung ausgehenden Lebenskräfte.

In einer bayerischen Prophezeiung aus dem 19. Jahrhundert wird eine Linde, die schon Kaiser Karl den Grossen gesehen habe, wie ein weises Wesen angeredet. «Ehrfurchtsvoll betast ich deinen Stamm» sagt der fromme Volksdichter: «Alte Linde, die du alles weisst / Teil uns gütig mit von deinem Geist ...»<sup>15</sup>

### Bäume als Jungbrunnen

Die «Kraft der Erde» wird nach der alten Volksmedizin besonders durch Wunderpflanzen wie die Alraune, dann aber auch durch Bäume aus dem Boden «geholt»: Es gab offensichtlich eine endlose Reihe von Mitteln, das ererbte Wissen darüber für das Gedeihen des Menschen zu verwenden. Wurde ein Kind geboren, pflanzte man im Bernbiet bei dessen Anwesenheit in den Armen seiner Eltern einen Baum. Das neue Mitglied einer Sippe sollte so stark wachsen und sich entfalten wie die nun sorgfältig gehegte Pflanze.

Man wählte für diesen Brauch besonders langlebige Bäume, und es wird behauptet, dass die Menschen, die man früher kurz nach ihrer Geburt «richtig» mit ihnen in Verbindung gebracht hatte, «so viel Kraft hatten, dass sie durch kein Siechtum umzubringen waren und oft so alt wurden wie der biblische Altvater Abraham». <sup>1</sup> Der

Nachkomme einer fahrenden Sippe erzählte, dass Vorstellungen ähnlicher Art auch bei den «Zigeunern der Alpen, zumindest bei seinen Ahnen» bestanden. Da dieses Volk nicht ein bestimmtes Stück Erde wie die sesshaften Bauern oder auch einen Stammsitz wie die Ritter besass, wählte es für seine Kinder einen Lebensbaum in abgelegenen Berggebieten, «wo niemand hinkam, die aber das Fahrende Volk auf der Suche nach besonders wirksamen Kräutern in bestimmten Zeiten aufsuchte». «Hier war man sicherer, dass der Baum von niemandem abgeholzt wurde, sogar wie wenn er unten im Tal von einer hohen Mauer oder wilden Hunden bewacht worden wäre. Besonders sicher waren die Bäume in Bannwäldern, die die alten weisen Bergler als Schutz gegen Schneelawinen und hernieder-rutschende Gesteinsmassen sorgfältig behüteten.»<sup>2</sup>

Sesshafte und Fahrende der Alpen besaßen gleichermassen die Sage, dass solche Bäume ohne sichtbaren Grund zu verdorren und welken begannen, wenn der Mensch, «mit dem man sie in Verbindung gebracht hatte», seinen Tod fand – sogar wenn es in weiter Ferne geschah.<sup>3</sup>

In den mit den Überlieferungen des Volkes ihrer Hinterländer einst so verbundenen Städten der Schweiz erzählt man die rührenden Geschichten über Mädchen, die «in der Zeit, da die Bergler in der Jugend in fremde Kriegsdienste gingen», täglich zum Baumbestand in ihren Gärten eilten: Sie taten alles, damit die Lebensbäume ihrer Liebsten, die als Söldner «bei fremden Herrschern in der Fremde» waren, in jeder Beziehung ihre ganze Zuneigung spürten und gute Pflege bekamen. Man war sogar überzeugt, dass wenn man die Pflanze mit der Hand berührte «und dabei mit ganzer Kraft seiner Gedanken an den Abwesenden dachte» oder den Stamm gar leidenschaftlich mit den Armen umfasste, der Krieger in der Ferne dies spürte und dadurch «auch in der grössten Not Lebensfreude und Kraft bekam».<sup>4</sup> Man versuchte «die Verbindung über den Baum» vor allem in den Zeiten der «blauen Stunden», der abendlichen und morgendlichen Dämmerung, am besten wenn der «Stern der Liebe», also die Venus, am Himmel sichtbar wurde.<sup>5</sup>

Nach dem Tod eines Menschen gab es für «seinen» Baum wiederum eine Reihe von verschiedenen Möglichkeiten der Verwendung, die auch nach der Überzeugung aller Kenner dieses Brauchs noch Reste von magischen Vorstellungen darstellen: Der soeben



Noch heute sucht man bei glückbringenden Zeichen an felsigen Strassenrändern Heilmittel gegen Zivilisationskrankheiten: Hier Ernte des «Rauchkrauts» Hufblattich.

erwähnte Nachkomme der Fahrenden berichtete, dass nach einem Todesfall die «Berg-Zigüner» den betreffenden Baum auf feierliche Art fällten. Er wurde dann im Kreis der ganzen Sippe verbrannt, die auf ihm eine festliche Mahlzeit und auch Glühwein mit dem Zusatz von allerlei Gewürzen kochte. Man erzählte nun vom Toten nur Gutes «und sang auch in früheren Zeiten gewisse Lieder, die man

freilich schon im letzten Jahrhundert fast vergessen hat, weil man ihre alten, fremden Worte gar nicht mehr richtig verstehen konnte».<sup>6</sup>

Wichtig bei diesem Brauch war die Überzeugung, dass genau wie der gefällte Lebensbaum «weiterlebte», dem ganzen Kreis der Sippe, der das magische Lagerfeuer umgab, «Wärme und Kraft gab, um die kalte Bergnacht zu bestehen» und auch ihre Speisen für das gemeinsame Wohl bereitete – auch der Tote «irgendwie» weiterwirkte: Seine Kraft bestehe in der ganzen Familie seiner Angehörigen, und wenn man nun später, «in einem Notfall» an ihn zurückdenke, werde man etwas von seiner Anwesenheit verspüren. «jedesmal komme dann zu einem von ihnen eine Welle von Wärme und Kraft, genau wie vom Feuer aus seinem Holze».

Aber auch die «sesshaften» Städter durften das Holz eines solchen Baums, der einem ihrer Verwandten bei dessen Lebzeiten «heilig» gewesen war, nur für ganz bestimmte Zwecke verwenden: Man soll aus ihm etwa die Wiege gezimmert haben oder auch andere Gegenstände, die einem neugeborenen Kind der gleichen Familie in dessen ersten Jahren dienten. Genau aus diesem Grunde soll man solchen Hausrat sehr gern mit den Zeichen für Lebenskraft und Wachstum, also wiederum mit Bäumen, Blumen und Sternen geschmückt haben. Als ihre Maler schätzte man darum früher vor allem echte Nomaden und andere naturverbundene Menschen.<sup>7</sup>

Zum Abschluss ein Rezept, das anscheinend aus dem Raum «vom Wienerwald bis zum Schwabenwald» und «von den Alpenländern bis zum Böhmerwald» zu stammen scheint.<sup>8</sup> Die Anleitung lautet: «Suche eine starke, gesunde Eiche, lege im Herbst die Wurzeln frei, bohre sie an und stecke in die Bohrlöcher Röhrchen. Darunter stelle Krüge und decke sie gut zu und tue wieder die Erde darauf. Im Frühling grabe auf und es werden die Krüge voll Eichensaft sein. Davon nimm täglich nüchtern einen Esslöffel voll und du wirst stark, gesund und langlebig sein. Der Baum aber stirbt ab.»<sup>9</sup>

Wenn wir nun diese Niederschrift von 1975 mit Rezepten der alten Volksmedizin in der Zeit ihrer Hochblüte vergleichen, finden wir einige für die einstige Kultur ausserordentlich wichtige Abweichungen. Nach einer Ausgabe des von den ländlichen Heilern gerade auch in der deutschen Schweiz, Bayern und Tirol benutzten 6. und 7. *Buch Mosis*, das angeblich «nach einer alten Handschrift» stam-

men soll, darf man nicht irgendeinen «erstbesten» Eichenbaum nehmen und seine Lebensspanne rücksichtslos verkürzen: «Man muss im Herbst einen alten, grossen, dabei aber noch kräftigen und frischen Eichbaum suchen.»<sup>10</sup> Man soll nach dieser alten Überlieferung sich nicht etwa einfach «im Herbst» mit der Erd- und Wurzelkraft in Verbindung setzen, sondern «zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche»:<sup>11</sup> In diesen Tagen ziehen sich «die Kräfte des Wachstums» in den Boden zurück, um sich für den neuen Frühling zu sammeln.

Bei der Verbindung zwischen Wurzeln und Erdkrügen muss man mit Sorgfalt Zapfen verwenden, auf «dass nichts Unreines von aussen in sie (die Gefässe) kommen kann. Auch muss der Saft dann im Frühling destilliert werden. Erst dann wird dank diesem so gewonnenen «Lebenssaft» – «die Gesundheit und Stärke eines Mannes ausserordentlich vermehrt und erhalten» werden.<sup>12</sup>

## Lebensstil aus der Waldschule

Ein Weltreisender und Abenteurer aus einer alten Basler Familie, der die letzten Jahre seines irdischen Daseins in den Gaststuben der Berner Altstadt durchsoff, hatte es gut beobachtet: «Eigentlich findet hier die Kultur immer noch im Kern der Häuser aus den vergangenen Jahrhunderten statt, in einem Kreis, den einst die Stadtmauer umschloss. Die Stadtteile im weiteren Umkreis sind meistens langweilig grau, und die meisten Menschen, die sie bewohnen, würden sie auch sofort verlassen, wenn sie könnten. Nur in den vernachlässigten Wohnblöcken, verfallenen Villen und Überresten von ländlichen Bauten dieser Neustadt geht es originell zu. Dort hausen seltsame Nachkommen von Fahrenden, die noch ihre Eigenart besitzen und in der Hauptstadt leben, als wären sie immer noch am Waldrand.»

Von der Stadt Bern aus sieht man nicht nur den Kreis der Schneeberge, sondern auch die näheren waldigen Höhen: Wie in andern Gebirgsgebieten nennen die Kinder den leichten Nebelrauch, der über den Bäumen dieser Erhebungen aufsteigt, den Rauch von den Küchen der Erd- oder Bergleute oder auch der Hexen. Gelegentlich sagte man aber dazu auch, «die Zigeuner rauchen», so dass die



ersten Ausdrücke mir niemals als die Hinweise auf Märchenwesen erschienen, sondern nur als eine andere Bezeichnung für abenteuerliches Volk.

In einem Fall konnte ich schon als Kind feststellen, dass mit diesen geheimen Bräuchen der Stadt-Wilden einiges los war: Ganz nahe von den Hinterhöfen, die ich im Mattenhof, einem der erwähnten Aussenquartiere, bewohnte, lebte in einem Estrich ein wohl vierzigjähriger Mann. Stillecht wie alle seiner Art ging er, «um keinerlei Ärger mit den Steuern zu haben», verschiedenen Gelegenheitsarbeiten nach und verdiente sonst noch eine Kleinigkeit mit Pendeln, heilendem Handauflegen und sonstigen «klugen Ratschlägen».

Ihm begegnete ich bei einem Ausflug im Frühling im malerischen Aaretal. An einem kleinen Feuer sitzend und rauchend wie die Sagengestalten der Waldhügel, vernahm ich von ihm, dass man gerade in der ersten Zeit des Jahres Tabak aus getrocknetem Huflattich in die Pfeife stossen solle, «selbstverständlich solchen, der möglichst hoch auf dem Berg gewachsen ist». Der Huflattich wächst an unwirtlichen Böschungen der Strassen und soll darum besonders gut gegen alle Übel sein, die von unserer einseitig entwickelten Zivilisation herkommen ...

Niemand könne gesund und glücklich sein, das war ungefähr seine Lehre, der die Erde, auf der er wandere und wirke, nicht gut erfühle. Sie bringe auch alles hervor, was ihre Menschen, die ihre Kinder seien, zu ihrem Heil gebrauchen: «Es gibt keine schlechten Strahlen im Boden», meinte der eigenwillige Naturforscher, «höchstens Kräfte, die für jemand, der an sie nicht gewöhnt ist, üble Wirkungen besitzen. Hat man aber einen Bergkristall bei sich, der aus den reinsten Strahlen der Alpen gebildet ist, kann man schlimme Wirkungen der Gegend in deren Gegenteil verwandeln. Auch ist manches Unkraut, das gerade an solchen verdächtigen Stellen wächst, gut dazu, uns wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Menschen, die an einen neuen Platz reisen, täten gut, an ihm die häufigsten Kräuter gut zu beobachten und dann zu benützen. Ich habe auch, nach einer Regel der Grossmutter, den Leuten, die üble Strahlen im Boden fürchteten, Salat und Saft aus den gewöhnlichsten Brennesseln empfohlen — sie sind alle gesund geblieben.»

Eigentlich sei die Welt um den Menschen so gut eingerichtet, dass man sich richtig Mühe geben müsse, um vorzeitig krank zu werden.



Sehr häufig erscheinen Schausteller, Marktfahrer und Strassenmusiker nicht nur als Volksunterhalter, sondern als Bewahrer der Heilbräuche.

«Weisst du, warum die Fahrenden immer an den Rändern der Laubwälder lagern?» fragte er mich, und er erklärte, dass dies so wenig mit ihrem Aberglauben zu tun habe wie die Sage von den «wunderbaren» Zusammenkünften und dem Kochen der «Erd-Leute» an den gleichen Orten: «Fast alles Übel des Menschen kommt aus dem Magen, er ist nun einmal, was er isst. Entweder hat er vergiftete, verdorbene Nahrung zu sich genommen, oder er hat beim Essen, wie er es doch nach den alten Regeln sollte, keinerlei gute Laune und verdirbt damit die Säfte in seinem Körper. Asche aus dem Laubholz, wenn man damit das eigene Essen bereitet, ist das billigste und gesundeste Gewürz. Streut man bei jedem Speisen so mit drei Fingern ein Häufchen davon über seine Mahlzeit, so klappt alles bei der Verdauung, und es gibt keine der boshaften Magengeschwüre, unter denen so viele Städter leiden.»

Die «allerbeste» Asche sei freilich diejenige, die man selber «oder ein naher Angehöriger» herstelle: «Man muss das Holz an einem guten Platz einsammeln, also an einem Ort, der einen besonders günstig anspricht oder von dem man besonders Gutes gehört hat. Dann muss man es für den eigenen Gebrauch, für die Wärme in der Nacht oder eine Mahlzeit verbrennen und den Rest davon am Morgen für den Gebrauch als Gewürz einsammeln.»

Jedesmal soll man gerade an einem solchen «gesunden» Feuer, an dem aber «nur uns gutgesinnte Leute sitzen dürfen und das an einem guten Platz, wo alles stark wächst», die Frühlingspeisen, die Kräutersuppen und Kräutersalate der weisen Vorfahren geniessen, «die durch deren neue Kraft selber so neu wurden wie Bäume oder Blumen». Diesen Pflanzen sage das kluge Volk in Stadt und Land noch immer «Zigeunerkräuter»: Der Mann im Wald erzählte mir als erster vom unvergleichlichen Blauen Steinklee (*Trigonella coerulea*), diesem Geheimnis bei der Zubereitung des angeblich stark anregenden grünen Zigerkäses in Schweiz, Elsass, Bayern und Tirol – darum auch «Ziger-Chrutt» genannt! Man braucht dieses Sieben-Kraut, das im Tag siebenfach Geruch und Geschmack ändern soll, als köstliche Brotwürze, und früher sogar für das Geheimmittel der fahrenden Ärzte, den Teufelsdreck (mundartliche Verdrehung des Fremdworts Theriak). Besonders dieses «Zigeunerkraut» vertreibe alle düsteren Zauber des alle Krankheiten gebärenden Trübsinns ... (Auch die andern «Zigeunerkräuter» für die Frühlingsuppen und

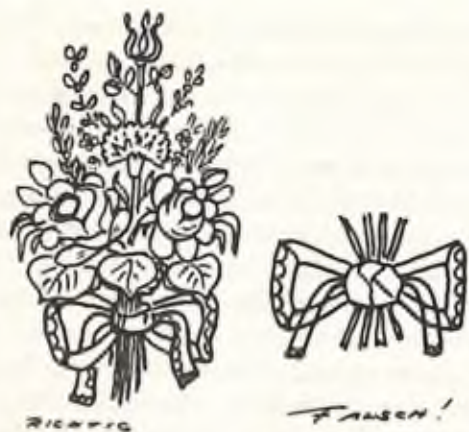
Waldfest-Salate, die er erwähnte, habe ich anschliessend in alten Büchern wiedergefunden: Den als «Zigeunersalat» hochgepriesenen Löwenzahn, den «Zigeuner- oder Hexenlauch» Bärlauch, Waldknoblauch, Ramser [*Allium ursinum*]; selbstverständlich wiederum die «unübertrefflichen» Spitzen der Brennessel.)

Der Mann in der Waldgrube wusste noch: «Die besten Bücher von Moses, Albertus Magnus, Doktor Faust oder Paracelsus nützen dir nichts, wenn du nicht lernst, wie die dort erwähnten Dinge in Wirklichkeit aussehen und wirken. Die Alten, die wussten zum Beispiel auch, dass die Fussohlen, regelmässig durch jemand, mit dem man in «Sympathie» verbunden ist, geknetet und durchmassiert, viel der Kräfte der Umgebung aufnehmen, wie Augen oder Hände. Niemand wird leicht krank, dies meinten die Alten, der dann täglich in der Frühe und am Abend mit den nackten Sohlen die lebendige Erde berührt, auf ihr an einem guten Platz herumwandert.»

### Die Grünkraft der heiligen Hildegard

Beachtenswert bei den Erdleuten, Toggeli oder «guten Leutlein» des Volksglaubens im bernischen Alpengebiet ist die Tatsache, dass man ihnen neben ihrem «roten Käppchen» auch «ein weites grünes Mäntelchen» zuschrieb und sie darum auch «Grüne Männlein» nannte. Wohlverstanden, dies galt noch im 19. Jahrhundert nicht etwa als eine Erfindung phantastischer Kindermärchen: «Noch in diesem Augenblick sind alte Leute vorhanden, die sich ihrer und der Zeit, in welcher der Verkehr mit ihnen zu den Alltäglichkeiten des Lebens gehörte, noch ganz gut zu erinnern wissen ...»<sup>1</sup>

Der Verfasser, der solches bezeugt, führt auch zur Bedeutung der grünen Farbe in unserem Volksglauben die Hinweise des romantischen Gelehrten Mone an, der hier Überreste der Auffassungen aus den Religionen der frühgeschichtlichen Völkerwanderungen zu finden glaubte: «Die grüne Farbe war im Hexenwesen beliebt... bei den Tänzen (trugen die Hexen) grüne Masken ... Von der Haselstaude wurden Zauberstäbe geschnitten.»<sup>1</sup>



Nach einer tiefsinnigen Lehre der fahrenden Handwerker darf man sogar, wenn man etwa auf Bauerntruhen, Kleiderschränke, hölzerne Hüttenwände Blumensträuße malt – diese nicht eng gebunden darstellen: Sonst kann die «Energie nicht zirkulieren».

Ein neueres «Traumbuch» versichert angeblich aus überliefertem Wissen der Zigeuner: «Grün ... ist das Symbol des Lebens, der Vegetation. Alles was unsere Empfindungen uns über ein sinnvolles Leben sagen möchten, bedient sich im Traum der grünen Farbe. Wenn z. B. im Traum ein grüner Hund erscheint – grüne Tiere sind im Traum gar nicht selten –, sollte man dies als eine Aufforderung des Unbewussten betrachten, die Funktionen des Vegetativen, das bedeutet die Verbindung mit der Natur, nicht zu unterdrücken. Für jene Menschen, die keine Naturverbundenheit mehr haben, stellt ein solches Bild die Aufforderung dar, im inneren Wesen natürlicher, erdnahe zu werden. Manchmal deuten grüne Farbfiguren auch darauf hin, dass die Welt der Sinne in Gefahr sei, verbildet zu werden oder zu verkümmern.»<sup>2</sup>

Noch heute erhält sich bei Fahrenden und Sesshaften der «Aberglaube», dass die Meister «der Hexerei» immer «etwas von grüner Farbe» auf sich tragen müssen – diese wird gelegentlich noch geradezu als ihr Erkennungszeichen angesehen, das «den Angehörigen ihres Bundes ermöglicht, sofort zu ersehen, wer zu ihnen gehört».<sup>3</sup> Im Zusammenhang ist lesenswert, dass der französische Dichter Francis Rabelais in seinem *Gargantua* (1534) unter den Spielen sei-

nes Helden nennt: «Ich – erwische – Dich – ohne – Grün»: «Das Spiel erstreckt sich über einen vollen Monat. Bekannte und Freunde machen untereinander aus, während der angegebenen Zeit immer ein frisches grünes Blatt oder Pflänzchen auf sich zu tragen. Trifft nun einer der Verschworenen den andern zufällig auf der Strasse, dann hat er das Recht, den verabredeten «Ausweis» zu fordern. Wer bei seiner Vergesslichkeit ertappt wird, hat ein Pfand abzugeben. Bei Monatsende trifft die Gesellschaft zusammen und löst die Pfänder aus.»<sup>4</sup> Wenn seine tägliche Verbindung mit dem Grünen, also der sich jedes Jahr erneuernden Lebenskraft der Erde gestört ist, dies scheint der tiefe Sinn des Spiels, dann hat der Mensch verloren und auf irgendeine Weise Verluste zu erleiden.

Der Besitz «des Grünen» bedeutet Lebenskraft und ist damit gleichbedeutend mit Heil in jeder Beziehung. Oder um nochmals die verwendeten Traumbücher zu zitieren: Sieht man grünes Laub, so verspricht es «grosse Ehr»; erblickt man «grüne Heide», kündigt dies «Gewinn und Glück»; geht man durch grünes Gras – so ist dies eine Zusicherung, dass man noch lange leben wird.<sup>5</sup>

Für die Naturwissenschaft der heiligen Hildegard von Bingen ist der grüne Smaragd-Stein geradezu eine Verdichtung der «Grünkraft», ohne die alle Offenbarungen des Lebens gar nicht möglich wären: «Der Smaragd wächst frühmorgens bei Sonnenaufgang, wenn die Sonne beherrschend auf ihrer Bahn einsetzt, ihren Lauf zu vollenden, und wenn die Grüne der Erde und der Gräser am kräftigsten ist; denn dann ist die Luft noch kalt, aber die Sonne schon warm, und dann saugen die Kräuter die Grüne so kräftig wie ein Lamm, das Milch saugt ...» Die heilige Hildegard fasst abschliessend zusammen: «Daher ist der Smaragd ein gutes Mittel gegen alle Gebrechen und Krankheiten des Menschen, weil die Sonne ihn hervorbringt und weil seine gesamte Substanz aus der Grüne der Luft stammt.»<sup>6</sup>

Unzählig sind darum die mit dem Stein der Grünkraft in Verbindung stehenden Vorschriften der mittelalterlichen Heilkunde: «Auch wer an starken Kopfschmerzen leidet, soll ihn an seinen Mund halten und durch seinen Atem erwärmen, so dass er durch den Atem feucht wird. Mit dem feuchten Stein bestreiche er die Schläfen und seine Stirn und nehme ihn dann in seinen Mund und behalte ihn eine knappe Stunde im Munde, und er wird sich besser fühlen.»<sup>6</sup> Es



ist bezeichnend, dass im mitteleuropäischen Alpenraum noch mehrfach die Vorstellung weiterwirkt, nach welcher «der grüne Stein» in jeder Beziehung den «Geist» stärkt und ihm dadurch «die Kraft» wiedergibt, alle Leiden des Leibs zu beseitigen.<sup>7</sup>

Besonders vollständig fand den Kreis der Vorstellungen um den Smaragd Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg noch bei den Tiroler Berglern – diese hatten den Stein aus ihrem Grenzgebiet, aus dem Salzburgerischen: «Am Hals getragen, stärkt er das Gedächtnis, schärft das Gesicht, und was gar gut an ihm ist, man erschrickt nicht vor Menschen und nicht vor Geistern, wenn man diesen Edelstein an sich trägt.»<sup>8</sup>

Offenbar auf die gleiche Lehre von der «Grünkraft» mag zurückgehen, dass man nach einem stadtbernischen Volksglauben «Erinnerungsvermögen und Augen» durch den Anblick des Grünen stärkt: Am besten soll man sich am Morgen und im Frühling auf eine einsame Höhe setzen und dann ruhig – «bis man fast in Schlaf sinkt» – frische Wiesen oder das Laub eines Waldes anblicken.<sup>9</sup>

Was die Zunahme der inneren Sicherheit durch eine Steigerung der «grünen Kraft» angeht, so mag dies mit dem Glauben an den «Smaragdwein» zusammenhängen, den ein Heiler des letzten Jahrhunderts in der Nähe des Städtchens Unterseen am Thunersee «gegen jede Angst» empfohlen haben soll: Hatte man angeblich auch nur drei Schluck davon zu sich genommen, so konnte man mit Kaltblütigkeit und erhöhtem Selbstvertrauen «jede» Lebenslage meistern.<sup>10</sup>

Von der Herstellung dieses mythischen «Smaragdtrunks» wusste der Gewährsmann nichts mehr, ich glaube aber, dass es irgendwie mit dem Rezept übereinstimmte, das wir ebenfalls bei der heiligen Hildegard von Bingen auffinden können; es hatte im übrigen die Aufgabe, «das Gehirn» eines Leidenden von überflüssigen Säften zu «reinigen»: Man musste «starken Wein erwärmen und dann ein Leintuch über ein Gefäß legen und über das Tuch jenen Smaragd». Dann goss man «den so erwärmten Wein über den Stein, derart, dass der Wein durch das Tuch läuft. Das wiederhole man immer wieder, so wie jemand, der eine Lösung herstellt».<sup>11</sup>

## Freundschaft mit Pflanzenelfen

Der schweizerische Ernährungswissenschaftler M. Bircher-Benner machte «auf die Tatsache aufmerksam, dass in der Volksmedizin aller Völker das Auflegen von jungen Pflanzenorganen wie Zwiebel und Blätter auf erkrankte Teile des menschlichen Organismus sich als altes Menschengut vorfindet».<sup>1</sup> Als Bestätigung für diese von der materialistischen Forschung lange genug unterdrückten Erkenntnisse betrachtete er die Arbeiten des Gelehrten Alex Gurwitsch, die während der «Russischen Naturforscherwoche» in Berlin (1927) in Mitteleuropa grosses Aufsehen erregten: Nach diesen Entdeckungen senden besonders gerade Zwiebeln und Blätter «oder auch aus ihnen hergestellte Breie – letztere während einer Zeitdauer von 40 Minuten – eine mitogenetische Strahlung in die benachbarten Gewebe, die sich auf 38 Millimeter Entfernung ungeschwächt fortpflanzt. An solche Wirkungen haben wir nicht einmal im Traume gedacht».<sup>1</sup>

Die Apothekerwissenschaft versuchte aus den bekannten Heilkräutern deren besonders wirksame Stoffe auszuziehen und zu Medikamenten zu verarbeiten. In der Heilkunst der fahrenden Stämme und auch der Alpenärzte finden wir noch immer den umgekehrten Weg: Die ganze Pflanze wird auf die denkbar verschiedensten Arten eingesetzt, damit die Gesamtheit ihrer Kräfte ihren Einfluss ausübt: «Besonders die, die man nicht messen kann.»<sup>2</sup>

Noch am verständlichsten scheinen dem heutigen Menschen solche «abergläubischen» Mittel, wenn es sich um den Gebrauch von giftigen Kräutern handelt, so etwa der bei den Zigeunern vielgerühmten Bilsen:<sup>3</sup> «Die Wurzeln werden für ein schmerzstillendes Halsband gebraucht, welches man den Kindern an den Hals hängt, indem man sie in Stücke zerschnitten, und wie die Knöpfe an einem Rosenkranz angehängt werden, um dadurch allen üblen Zufällen vorzubeugen, und ein leichtes Zahnen zu befördern.» (Selbstverständlich dürfen die Kinder solche Halsbänder nicht in den Mund stecken ...)<sup>4</sup>

Richtig stellt Kistler (1981) fest, dass die berühmten «Kräuterkissen» des Mittelalters ganz vergessen worden wären: «Noch heute wird dieses «äusserliche Heilmittel» in manchen Gegenden der

Alpenländer angewendet, vor allem in Tirol, Vorarlberg, in Oberbayern und in der Schweiz.»<sup>5</sup>

Unter der Anleitung der fahrenden Wurzelgräber und Kräuterfrauen nähren in diesen Gebieten die Bäuerinnen aus gut luftdurchlässigem Stoff, vor allem aus Leinen, kleine Kissenbezüge, in die die richtigen Kräuter eingefüllt werden: Man nimmt selbstverständlich genau jene Pflanzen, die für das weitere Gedeihen und die Zunahme der Gesundheit des «Patienten» besonders wichtig sind. Man befreit sie von allen harten, holzigen, stacheligen Teilen, die die Ruhe stören könnten.

Durch die Wärme des menschlichen Körpers werden die Säfte der Pflanzen in Bewegung gebracht, oder, wie mir selber ein Heiler aus dem Berner Oberland bestätigte und eigentümlich genau ausdrückte – «durch die eigene Lebenskraft des Schlafenden aufgeköcht»: Der Inhalt des Kissens sondert nun dauernd Duft- und andere Wirkstoffe ab, die durch den Atem und anscheinend auch die Poren des Menschen im Bett aufgenommen werden.

Damit die eingefüllten Pflanzen ihre heilenden Einflüsse nicht verlieren, muss man den Inhalt des Leinensäckchens regelmässig mit frischen Kräutern ergänzen. Immerhin behält der «gute Dämpfe» abgebende Stoff, bevor er sich ohne eine Erneuerung abnützt, in der Regel länger als eine ganze Woche seine unveränderte Stärke. Selbstverständlich wussten die Alpenärzte und Kräuterweiber für ihre «Kissen» besonders nützliche Mischungen – bei Bronchialasthma und hartnäckigem Husten verwendeten sie einen Inhalt, der zu gleichen Teilen aus Thymian, Liebstöckel und Isländischem Moos bestand: «Um welche Leiden es sich auch handelt, angenehm ist es, wenn man den benötigten Heilkräutern auch getrocknete Lavendelblüten und Kamillen beisetzt.»<sup>5</sup>

Verwandte Hinweise über die dauernde Benützung der entsprechenden Stoffe im Bett, zur «Durchlüftung» des Wohnraums oder auch der Kleider finden sich auch sonst vielfach in den Rezeptbüchern: «Man mische im Schatten getrocknete Rosenblätter, getrocknete Gewürznelken und geschabte Muskatnüsse durcheinander, fülle die Mischung in kleine Beutel und lege dieselben zwischen die Wäsche.»<sup>6</sup> Die in Heilkünsten bewanderten Fahrenden behaupteten sogar, früher die «gute Kraft» im Schlafzimmer, «die den Menschen am Morgen gesund und stark aufstehen liess», allein durch

gemalte stilisierte, symbolische Pflanzenbilder gesteigert zu haben. Diese kamen auf die Holzdecke des Himmelbetts, an die Bettränder, auf die Holztruhe in der Zimmerecke mit der Bettwäsche: «Der Einschlafende fühlte sich, wenn er beim Mondschein oder im Schimmer des «heiligen» Nachtlights um sich blickte, auf die Paradieswiese versetzt.»<sup>7</sup>

Besonders gut gilt nach der Alpenmedizin, wenn man die gleichen Pflanzen mehrfach benützt. Kistler redet da vom bewährten «Dreifach-Rat», der gegen die Krankheiten besonders wirksam sei. Also im Schlafkissen, als Tee und dazu als äussere Anwendung. Gerade die nicht mehr für die geschilderten Kissen frischen Kräuter liess man dann im Wasser ein paarmal aufwallen, zugedeckt ziehen und seigte sie dann in das Badewasser. Man benützte zu solchen Bräuchen, zumindest in bernischen Bergbädern, die für besonders gesund geltenden grossen Holzzuber, die mit gewärmtem Quellwasser gefüllt waren.



Der naturverbundene Mensch erwartet von der Entspannung «auf grünem Boden und gesunden Baumwurzeln» die vollkommene Erholung.

## Das Dasein als Fest

Um die Wirkung zu steigern, wurden etwa auch Gefässe mit dem gleichen Kraut in das Schlafzimmer oder in den Aufenthaltsraum des Kranken (oder auch des Gesunden, der seine Kraft steigern wollte) gestellt. Auch die Zimmerpflanzen oder die Pflanzen, die unter den Fenstern eines Hauses wuchsen, sollten ihren Einfluss besitzen – «den man durch meistens unsichtbare Dämpfe oder auch einfach durch die vielgenannte <Sympathie> erklärte»: «Viele Kräuter, von denen die alten Bücher viele Wunder erzählen, wirken heute nur darum nicht, weil man sie nur einfach, also etwa als Tee, einnimmt. Früher hat man sich auf alle Arten mit dem gleichen Kraut sozusagen umgeben.»

Die Pflanze war ein lebendes Wesen, das man, wenn man durch sie die volle Erdkraft empfangen wollte, liebevoll anzureden hatte. Nach dem Wortlaut der volkstümlichen Mosesbücher benützen fahrende und sesshafte Heiler noch immer die mittelalterlichen Weih-segen und Beschwörungen, wenn sie sich an das Gewachsene in ihrer Umgebung wenden: «Das Kraut» wird hier als bewusstes, lebendiges, weises Wesen angesprochen, in dem Gott für uns natürliche Energie aufbewahre.<sup>8</sup>

Besonders sowjetrussische und nordamerikanische Forscher haben in den letzten Jahren mit Versuchen begonnen, nach denen schon das freundliche, liebevollen Denken eines Menschen, der Pflanzen pflegt, einen günstigen Einfluss auf deren Gedeihen ausüben soll.<sup>9</sup> Die Nachrichten von diesen Versuchen haben zweifellos einen wichtigen Beitrag geleistet, den Glauben an die Möglichkeit der Freundschaft zwischen uns und dem Leben der Umwelt wieder zu fördern: Sammler beten wieder, «wenn sie zu den Kräutern gehen», oder sie reden mit «ihren» Pflanzen.<sup>10</sup>

So nach altem Brauch gewonnene Heilmittel sollen nach diesem modernen Volksglauben «stärkere» Wirkungen ausüben – genau wie einst nach der Anleitung der magischen Volksbücher.

Schon vor der heutigen Stadt Bern sei die Gegend der Waldhügel am Alpenstrom Aare wunderbar besiedelt gewesen. Die «grünen» Berg- und Erdmännlein hätten hier gehaust und seien die Kenner von Heilkräutern gewesen, die an kristallklaren Bächen wuchsen. Noch heute sollen sie «frommen Menschen» im Traum erscheinen und ihnen guten Rat geben, was sie gegen drohende Not und für ihre Gesundheit zu tun hätten.

Hier sei die schöne und weise «Burgunderkönigin» Bertha durch ihre Länder geritten und habe die kleinen Waldklöster «ihrer Frauen» besucht, von denen es nach den Volksmärchen von den Seen im Oberland bis zum Rhein hinunter eine Unzahl gegeben haben soll: Die Sage von vorgeschichtlichen Feen und den Nonnen des Mittelalters vermischte sich hier unentwirrbar ... Wahrscheinlich zu Recht, denn im Heilwissen der Klöster des beginnenden Mittelalters mag zweifellos sehr viel des Heilwissens aus den Zeitaltern der keltischen und germanischen Stämme gesammelt worden sein.

Schon vor dem Aufblühen der Stadt Bern im 12. – 13. Jahrhundert durch die klugen Herren von Hohenstaufen und Zähringen soll nach der Überlieferung ihr Ort «heilig» gewesen sein: Im «Bärenwald»,

in den hinein sie erbaut wurde, habe «seit den wilden Heidenzeiten» vorher gar niemand gewagt, Holz zu hauen. Der Herzog Berchtold und ein mit ihm verbundener Ritter von Bubenberg, die hätten die Gründung der Stadt eigentlich nur aus geheimen Gründen «wagen» können: Zuerst musste «von den guten Erdleutlein im Berg» ein Goldbecher für glückbringenden Trank erworben werden.

Im Mattenquartier unten am Aarefluss lebten in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Stadt noch lange Leute mit ausgesprochenen Eigenarten – die am liebsten ihre eigenen Wege gingen.

Diese «Mätteler» hatten sogar eine eigene Sprache, so dass sie kein Aussenstehender verstehen konnte und nur von «Rotwelsch», «Chuderwälsch» oder «Matten-Englisch» brummte.

In meinen Tagen hatte sich freilich diese legendäre Herrlichkeit der kleinen Hinterhöfe ziemlich verflüchtigt. Ein befreundeter Künstler, der nun in Basel wohnt, tatsächlich aber vom «Fahrenden Volk» unserer Gegend abstammte, plante deshalb im Jahr 1969 ein riesiges Mattenfest.

Es hiess «Fest der verlausten Vögel» und fand um den Jahresbeginn in einer Wirtschaft an der Badgasse statt, die schon früher Schauplatz von vielen alten Bade- und Heilbräuchen war.

Über das wilde und masslose Überschäumen des Unternehmens der «Verlausten Vögel», das in jedermann die Erinnerungen an sagenhafte Gelage aus der Zeit der Grosseltern erweckte, gäbe es viel zu erzählen! Wunderschönes und Wunderhässliches, Märchenhaftes und Abstossendes, der Beginn von verträumten Liebesgeschichten und der Zusammenbruch in scheinbar ausweglosen Enttäuschungen.

Uns geht es hier aber um eine Grunderkenntnis einer alten Kultur: «Wer um sich Leute ohne Ende feiern lassen kann, und wäre es nur einmal im Leben, der spürt, dass die Kraft der menschlichen Leidenschaften etwas ist, das so wirklich ist wie der Sturm im Frühling oder der Bergstrom, der zum Tal niederfährt.»

Am Ende des heute noch sprichwörtlichen Festes wurde in einem kleinen Kreis von Unentwegten vorgeschlagen – «es jetzt noch ganz nach altem Brauch zu machen»: Von der Freude, die man zusammen erlebte, müsse man auch etwas «dem ganzen Land in der Nachbarschaft mitteilen», dann bringe einem alles, «was einen bei Tag und Nacht umgebe», gutes Glück – und man sei sogar vor jeder lei-



Die Festkultur der Jugend aus den sechziger und siebziger Jahren wäre ohne die Erinnerung an die ursprüngliche Volkskultur undenkbar – auf Ahnenbräuche, Tarotsymbole, ekstatische Musik.

den Seuche geschützt. Also wurde noch unten am nahen Bergstrom Aare, trotz immer stärker wehendem Nachtwind, herumliegendes Holz gesammelt und ein Feuer entzündet. Man goss etwas Bier aus halbleeren Flaschen in die Flammen «für die alten vier Elemente» und diese antworteten auch mit Feuerknistern und dem Rauschen in Wind und Wellen.

Solche Stimmungen kann man in einem Buch kaum genügend wiedergeben, man muss sie selber, an der schwankenden Grenze zwischen Wachen und Traum, erlebt haben, daher einige der Gespräche nur kurz zusammengefasst: «Wenn man ein solches Fest mit allen, die für uns dazugehören, zu feiern versteht, dann ist man dadurch für kommende Monate geradezu wie von einer Wolke der schützenden Kraft umhüllt. Der Leib ist ohne jede Schwere, und so kann der Geist, von keinen Beschwerden festgehalten, ohne Mühe in Gedanken und Träumen fliegen.



Man ist in allen seinen Taten wie ein kühner Vogel, der über alle Zäune zu schweben und spielend weiterzukommen vermag. So ist man, wenn man es verstanden hat, mit der Erde, ihren Wesen und Kräften das alte Bündnis wieder eingegangen.»

### Bund aller Geschöpfe

Von Paracelsus weiss eine alte Sage von St. Gallen, dass er gern «vor dem Multertort sass und mit ihm manch ehrbare Burger, wie das noch heutigen Tages zur Abendzeit gepflogen wird»: «... er erzählte ihnen von der Menschen in fremden Landen Tun und Treiben zu aller Ergötzen.» Ausdrücklich wird auch in diesem Bericht bezeugt, wie er unter den noch wandernden Stämmen «kostbare Erfahrung gesammelt zum Frommen der Leidenden»: Er habe z. B. erzählt, «wie er in Polen mit den Zigeunern gezogen und gehaust, ihre Kunde der heilsamen Kräuter und Wundsalben zu erforschen.»<sup>1</sup>

Als Schlüssel zu aller Gesundheit erscheint damit nach den alten Traditionen die grosse Gemeinschaftskultur: In der bernischen Gemeinde Sumiswald zeigte man mir in den Fünfigern den runden Holztisch in der Gaststube, an dem sämtliche Menschen der Gegend zusammensassen, «die die Seuche überlebten, die die ganze Welt verheerte»: Die Sage sollte ursprünglich bedeuten, dass in den schlimmsten Notzeiten nur diejenigen bestehen konnten, die gute Gemeinschaft pflegten, zusammen einen Kreis bildeten, die bewährten Erfahrungen austauschten, sich gegenseitig gute Laune machten.

Besonders hilfreich habe sich erwiesen, auch das erzählte uns damals ein etwa siebzigjähriger Einheimischer, «dass sie sich über ihre Ahnen berichteten, wie diese noch viel schrecklichere Nöte gemeinsam zu überleben verstanden». Es helfe nichts so sehr dem Menschen, als wenn er vernehme, dass das Unglück der Gegenwart nicht einzigartig sei, sondern wie in allen Zeitaltern die Vorfahren die ewige Kunst neu gefunden hätten, sich gemeinsam aufzurichten und neu anzufangen. In diesem Sinn müssen wir wohl auch die Para-



Nur jene Menschen «überstehen» in den Legenden den Tod in den düsteren Zeiten der Krisen und Seuchen, die trotz allem in Liebe zusammenleben.

celsus-Sage mit der Rückbesinnung auf die Weisheiten der Fahren- den begreifen oder die Verweise auf das Wissen von Moses, zu des- sen Gestalt wohl die Eriinnerungen von vielen Stammesführern der Urzeit zusammenflossen.

Der «Haussegen des Moses», bis in die Gegenwart gerade im Alpenland bekannt bei Sesshaften und den letzten Nomaden, lehrt eigentlich die stolze Lehre der Selbstbehauptung: «Niemaß soll haf- ten böser Zwang an Mann, Weib, Kind, Gesinde und allem Vieh- stande, so wird auch niemals ein gerechter Nahrungsweig durch schlechte Worte antipathischer Personen gestört werden. In Angst, Trübsal, Schwäche usw. werde ich euch beistehen in nachstehender Sympathie in der Natur euch zu helfen.»<sup>2</sup>

Die Volkskultur der Älpler kannte keine tiefe Grenze zwischen dem Menschen und seiner Natur: Bergvolk und Vieh wirken zusam- men auf der Grundlage einer gegenseitigen Zuneigung, eben der geheimnisvollen, schwer erklärbaren aber durch Fühlen und Erfah- rung erkennbaren «Sympathie».

Die «Wilden Leute» der Gebirgssagen erscheinen als treue Freunde der Tiere und Pflanzen der Alpen, die sie mit allen Mitteln ihrer Leibeskraft und Magie gegen rohe Eindringlinge behüten. Von den «Erdleuten» behauptete man sogar, dass sie sich nur von «Milch, Honig, Früchten, Weissbrot und andern leichten Speisen» ernährt hätten. Einer der wichtigsten Sagensammler des 19. Jahr- hunderts lehrte, «die Eigenschaft des Fleischessens» dieser Wesen habe er, bis auf einige Angaben über ein geheimnisvolles Festessen «nirgends in der Schweiz gefunden» ...<sup>3</sup>

Ähnliches berichtete über die Speisen der von Asien her einge- wanderten Ahnen der Chronist Aventin.<sup>4</sup> Noch der romantische Geschichtsschreiber Johannes v. Müller versicherte von den alten Schwyzer Berglern, dass unter ihnen die «geheimen Lehrer, welche aus den Morgenländern über Bulgarien, Bosnien, Ungarn bis in das Rätische Gebirge gekommen», grossen Einfluss besaßen: «Darüber wurden sie verketzert und – als die, die von Pflanzen und von dem, was das Vieh gibt, mehr als von Fleisch zu leben pfliegten, Manichäer genannt; weil vor Alters Mani, nach den Grundsätzen und Sitten südöstlicher Länder, die animalische Nahrung, wie den Wein, als vieler Leidenschaften Zunder verworfen ...»<sup>5</sup>

Kaum bestreitbar ist, auch wenn wir die Volkssagen und Chroni-

sten auf der Seite lassen, laut tausendfachen Hinweisen, die «Sym- pathie» zwischen den Wesen, die noch lange in der Alpenkultur erhalten blieb: «Wodurch zwischen Mensch und Vieh ein freundli- ches Zutrauen entstanden ist; auch haben oft in Einöden ganze Her- den mir durch mannigfaltige Bewegungen ihre Freude über die Ankunft eines Menschen bezeugt, sind über Zäune und Gräben gesprungen, und mussten mit Gewalt abgetrieben werden.»<sup>6</sup>

Die «gute» Gemeinschaft zwischen allen Geschöpfen galt damit als die eigentliche Grundlage des Kreislaufs der Kräfte: Der Bauer ging «im grossen Kreis» an den Festtagen wie Weihnachten und Ostern, aber auch an den Familienfeiern, um seine Hütte, berührte mit den Händen Bäume und Sträucher – «er segnete sie und erhielt ihren Segen». Die Fahren- den warfen bei den Zusammenkünften ihrer Sippen am Anfang des Mahls etwas Speise und Trank ins Gebüsch, «damit man an diesem Ort Glück erhalte».<sup>7</sup>

Die alten Volksbücher wimmeln von Ratschlägen gegen Alters- schwäche: Sich alle acht Tage von einer «kräftigen» Person einen magnetischen Strich vom Kopf bis auf die Füsse herab geben lassen.<sup>8</sup> Oder: «Viel um junge Leute sein, so dass man ihre Ausdünstung ein- atmet.»<sup>9</sup> Gerade jener Fahren- de in der Steingrube lachte freilich ob solchen Rezepten und meinte: «Alle die klugen Ratschläge, wie man Lebenskraft aus der Natur oder von wohlwollenden Mitmenschen bekommt, waren den Alten fast überflüssig. Bei ihren Festen im Kreis von Verwandten und Freunden, meistens an «guten» Plätzen am Lagerfeuer und auf der Erde, erhielten sie von allen Seiten davon mehr als genug.»

Das Fest der Gemeinschaft besitzt darum im Kreis der überliefer- ten Kultur einen besonderen Sinn: Der Mensch wird sich seiner Ver- brüderung mit allem Leben um sich bewusst. Er öffnet sich für den Empfang aller guten Einflüsse, fühlt sich dadurch von allen helfenden, heilenden Energien der Welt durchdrungen «und auf allen sei- nen Erden-Wegen beschützt».<sup>10</sup>

In den totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts liess man nicht nur die «Bücher des Wissens» einsammeln und vernichten, sondern ver- suchte sogar zeitweise alle Stämme mit eigener Überlieferung auszu- rotten ...<sup>11</sup> Gleichzeitig strebte gerade die Oberschicht der gleichen Staaten danach, die uralten Weisheiten für sich zu benutzen ... Oder wie uns ein angesehener Osteuropäer bei der «Internationalen Zi-



geunertagung» in Genf im April 1978 erzählte: «Das peinlichste ist, zu vernehmen, wie sich all die Herren entspannen, die es offenbar zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, uns mit der Hilfe von Polizeimassnahmen und endlosen Versprechungen zu folgsamen Sesshaften zu erziehen.» Er erwähnte die Feste der höchsten Beamten Stalins in den in wunderbaren Berg- und Meernatur sich befindenden Herrensitzen des Balkan, des Kaukasus und der Krim, stets umgeben von Sängern, Musikern, Tänzerinnen aus uralter Nomadenkultur. «Es ist also nach unten das verboten, was man oben als Paradies auf Erden ansieht und als höchsten Lohn den Würdenträgern schenkt – noch wertvoller als alle Goldorden und die zahlreichen Titel.»<sup>12</sup>

### Bewahrung im Kreis

Auf dem berühmten Clair-Obscur-Holzschnitt von Hans Baldung Grien über die Vorbereitung der «Hexen» zu ihrem Fest, entstanden 1508, sitzen die beteiligten weisen Weiber auf dem Waldboden.

Eine neuere Untersuchung dieser Darstellung redet von der «hier angedeuteten Naturnähe, die in der symbolischen Verschmelzung der Frauen mit der Terra Mater angedeutet ist».<sup>1</sup> Bäume der Umgebung, magische Gebärden vollführende Menschen, Zauberdämpfe von deren Gebräu – alles lässt die kleine Gemeinschaft zu einer vollkommenen Einheit verschmelzen. Die Glieder der Frauen, Haustiere (Bock und Katze), Hilfsgeräte aus Holz berühren sich und verbinden die Anwesenden zu einem geschlossenen Kreis; in dessen genauer Mitte ist ein geheimnisvoller Topf, um den Zaubersymbolen einen Ring bilden!

Auch auf einer alten Darstellung des Emmentaler «Bergarztes» Micheli Schüppach aus dem 18. Jahrhundert sitzt dieser am Feuer in einem Kreis mit den geheimen Symbolen, über seinem Kopf die Eule, das Sinnbild der Weisheit der Nacht.<sup>2</sup> Schon der romantische Gelehrte Joseph v. Goerres erkannte, woran alle die alten Darstellungen des mitteleuropäischen Hexenvolkes erinnern: «Allerdings

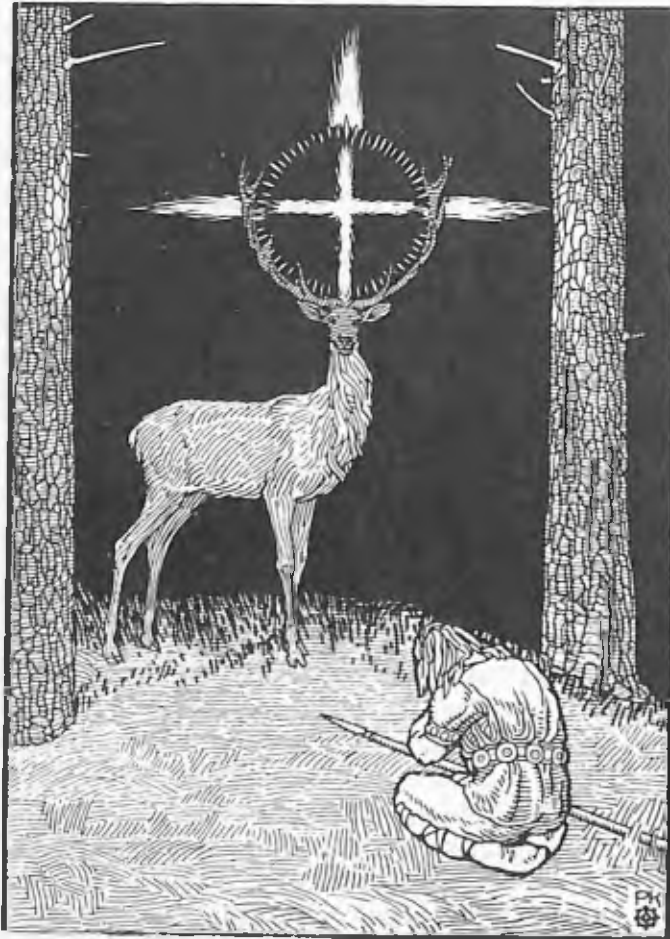
kann nichts dem (Hexen-)Sabbat näher kommen, als das Schauspiel, das eine Zigeunerhorde bietet, wenn sie nächtlich im Waldesdunkel um ihr Feuer herlagert, um die Flammen mit den zerrissenen Baumschatten kämpfend ...»<sup>3</sup>

Eine bernische Untersuchung von 1651 beantwortet die Frage, warum es in diesem Gebiet so «viel Hexen» gebe, auch mit dem Hinweis, dass eben viel der «Zigginer» im «Land geduldet» würden, bei den Bauern hausen und diese mit ihren «Künsten» anstecken.<sup>4</sup> Hier lässt sich also spielend die Beziehung der Alpentäler und ihres Volksglaubens zu östlichen Nomadenstämmen nachweisen: Hohmann zeigt uns, dass auch in den Urkunden der ungarischen Hexenprozesse die Angeklagten dauernd über ihre enge Beziehung zu «Zigeunerinnen» erzählen.<sup>5</sup>

Die Verbindung zwischen sesshaften «Heilern», den Kennern der «Kräfte» in Erde, Quellen und Kräuter und dem einheimischen «Fahrenden Volk» ist auf alle Fälle auch heute ungebrochen. In der Maur stellt z. B. fest: «Manche Kurpfuscher, Naturheilkundige und andere Wundertäter nichtzigeunerischer Herkunft pflegen innigen Umgang mit kundigen Zigeunerinnen.»<sup>6</sup> Ähnlich wird, mit Hinweis auf die Forschungen von Jean Palou, für das Frankreich der Gegenwart festgestellt: «Manche nichtzigeunerischen Quacksalber oder Heiler stehen noch heute mit den Zigeunern in Verbindung.»<sup>7</sup>

Für den Grund dieser Verbindungen und Wesensverwandtschaften gibt es natürlich im Volk und bei Wissenschaftlern eine Fülle von Deutungen. Eine Kennerin der alten Heiler des Emmentals berichtete mir zumindest für dieses Gebiet von deren Überzeugung, nach der «wie schon die Bibel berichtet, wir alle von grossen, mit ihrem Vieh umherwandernden Familien stammen»:<sup>8</sup> Von den Fahrenden, den Zigeunern glaubten also zumindest gewisse dieser Volksärzte einiges über die einstige Naturverbundenheit der Ahnen – und damit von ihrem ursprünglichen Wissen über die Gesundheit zu erlernen.<sup>9</sup>

In der entsprechenden Heilkunde soll auch der Gesunde im Frühling, «um alle seine Kräfte zu ergänzen und zu erneuern», in eine freudige Feststimmung über das allgemeine Erwachen der Natur kommen.<sup>10</sup> Auch um den Kranken musizierten im Alpenland Nomadenheiler und liessen ihre Begleiterinnen in eigenartigen Schlangenbewegungen vor ihm tanzen, «was die Kraft darstellen



Aus dem mittelalterlichen Sagenkreis von den Burgunderkönigen am Thunersee: Das Leuchten um ein heiliges Tier ist hier eine Mahnung, überall in seiner Umwelt göttliche Wirkungen zu erkennen.

soll, die im Menschen, genau wie in den Bäumen, emporsteigt»: «Glaubt er daran, so wird er schon bald mit seinen Füßen fest auf dem Boden stehen.»<sup>11</sup>

Ein moderner, im Umkreis der Alpen wirkender Zigeunerheiler verweist in einer kleinen Schrift über sein Wissen auf «gewisse seelische Fähigkeiten» seines Volkes: Auf der ersten Seite wird nicht nur

auf «alte Rezepte», Kräuterkunde und Massage hingewiesen: Als Symbol der ganzen Kunst sehen wir die Zeichnung eines Energie-wirbels und daneben die einer Tänzerin und eines Geigenpielers.<sup>12</sup> Der Zustand der Gesundheit und der ganze Lebensstil erscheinen damit hier als eine grosse Einheit.

Solche Auffassungen erkennen wir überall auf der Welt, wenn wir den gleichen Überlieferungen begegnen. Brasiliens derzeit wohl bekanntester Heiler, Lourival de Freitas, stammt von eingewanderten Zigeunern ab und arbeitet nach deren «Geheimnissen». Um sich für seine Wirkungen in die richtige Stimmung zu bringen, nimmt er ungehemmt starke Getränke zu sich, spielt Gitarre und singt.<sup>13</sup> Auch hier erinnert also die Sitzung fast an das alte Festtreiben am Lagerfeuer.

Goerres war, wie wir schon andeuteten, davon überzeugt, dass «die Äusserlichkeiten des Hexensabbats» in allem der oft missverstandenen Kultur der nach Mitteleuropa einwandernden Nomadenstämme entsprechen.<sup>14</sup> Viel weiter gehen indische Gelehrte von heute: Sharma sieht in der ganzen verfemten Hexen-Wissenschaft die während Völkerwanderungen in unsere Länder gebrachte vedisch-tantristische Heilkunst. Seit dem ausgehenden Mittelalter wollten aber nach ihm die Hexenverfolger alle Stammesmenschen und ihre sesshaften Verbündeten abschlachten ...<sup>15</sup>

Wie die neusten Untersuchungen beweisen, sehen noch die letzten Fahrenden des Alpengebiets ihre Sippe als die beste Sicherung gegen alle Übel: «Bei Geburt, Krankheit, Unfall, Invalidität, Tod, verlässt man sich auf die Unterstützung und Hilfe des Familienverbandes.»<sup>16</sup> Hier ist überhaupt die Grundlage dieser ganzen Kultur, die noch heute ihre Auswirkungen zeigt: «Die Scheidungen der Eheleute sind seltener, die Liebe zu den Kindern ist stärker, die Achtung vor der Natur ist viel mehr entwickelt ...» Es sei überraschend festzustellen, dass der Drogen-Missbrauch bei der fahrenden Jugend noch nicht aufgetaucht sei.<sup>17</sup> Stolze Nachkommen der Fahrenden sind vollkommen überzeugt, in ihrem Lebensstil, in ihrem festen Glauben an die Familiengemeinschaft überall «unbewusste Erinnerungen» zu erkennen, vererbt durch die fernen Ahnen, welche um ihr Überleben gegen «geologische (!) und gesellschaftliche Umwälzungen zu kämpfen hatten».<sup>18</sup> Erstaunlich ähnlich vernimmt man im übrigen aus volkstümlichen Geschichten um die alten Hexenbünde:

«Nur zusammen erwirken die Hexen jene Kraft, aus der heraus sie im Guten wie im Bösen wirken können. In der Gemeinschaft fühlen sie sich zudem aufgehoben und geschützt.»<sup>19</sup>

Hier haben wir also den Schlüssel zu der Energie, die aus jedem echten Fest der Gemeinschaft stammt. «Alle sind da und geben die Kraft», auch die Ahnen, die im Kreis mit den Lebenden feiern – man beginnt, indem man auf ihr Gedächtnis trinkt und sie einlädt, am Mahl teilzunehmen: Kluge Fahrende lassen gern offen, wie man diese «Anwesenheit der Vorfahren» zu verstehen hat.<sup>20</sup>

Hier begegnen wir in den Sagen sogar dauernd der Ahnung, dass die nahen und fernen Anverwandten, die durch gegenseitige «Sympathie» zum Fest zusammenfinden, eigentlich die zu neuem Dasein erwachten Vorfahren sind.

### Der Ring der Gemeinschaft

In der Umgebung von Zurzach heisst es von den sagenhaften «Erdleuten», dass sie einst in «ganzen Sippschaften» auf beiden Rheinufern hausten: «Nach dem Namen desjenigen Dorfes, dem ihre Höhle gerade am nächsten lag, benannten und unterschieden sie sich untereinander. Es gab damals Ryburger Männchen, Kadelburger, Dangstettener, Achenburgener und noch andere. Insoweit man ihr Tun beobachten konnte, führten sie ein Leben wie alle andern Leute, und zwar im allerbesten Sinne des Wortes.»<sup>1</sup> Auch scheint man diese «Erdleute», an deren Wirklichkeit noch grosse Teile des ländlichen Volkes im 19. Jahrhundert glaubten, nicht eigentlich – wie man aus zahlreichen erhaltenen Traditionen glauben könnte – ausschliesslich als Höhlenmenschen aufgefasst zu haben: Die Höhlen, Erdlöcher, Berggänge sind für sie nur Mittelpunkte ihrer Sippen, die sie oft vor andern Familien sorgfältig hüten, die Aufbewahrungsorte ihnen besonders wichtiger Gegenstände (sogar von «geheimen Büchern»), ihre «Küchen», in denen sie ihre Zauberkräuter bereiten, ihre Versammlungsplätze, «wenn es auf der Welt wild zugeht und sie darum wichtige, für alle ihre Leute entschei-

dende Entschlüsse fassen müssen».<sup>2</sup> Aus ihrem vorbildlichen Leben erklärt man noch bis in die Gegenwart ihr beneidenswertes Wissen und ihre andern «übermenschlichen» Fähigkeiten. Sie waren, heisst es dann etwa, «fromme Leutchen».<sup>3</sup> Diese noch immer verbreitete Auffassung ist selbstverständlich schon für unser Mittelalter nachweisbar: In der grossartigen Dichtung *Ruodlieb*, die um 1050 entstand, versichert ein Erdmännlein, die Grundeigenschaft seines ganzen Volkes sei dessen Treue. Sie alle führten ihre Rede stets so, wie sie es in ihren Herzen auch meinten – darum sei auch ihre Lebensdauer stets so lange. Weil die Menschen unserer Art dagegen voller Trug seien, nahe ihnen der Tod vor der ihnen gesetzten Frist ...<sup>4</sup>

Es ist erstaunlich, wie sehr noch immer auch von den übriggebliebenen Nomadengruppen des Alpengebiets ihre Treue zur Sippenkultur und ihre gesteigerten «Fähigkeiten» in einem Atemzug genannt werden: Als wir in den siebziger Jahren an verschiedenen Jugendtreffen für Volkskultur über das Fahrende Volk öffentliche Gespräche und Arbeitsgruppen stattfinden liessen, wurden von darüber befragten Sesshaften beiderlei Eigenschaften erstaunlich häufig erwähnt. Von 108 der Anwesenden, mit denen ich darüber reden durfte, nannten 66 auf die Frage nach deren Eigenarten «ihr gutes Familienleben» und immerhin 59, «dass sie beneidenswerte Fähigkeiten besitzen».<sup>5</sup>

Auch in einem Zeitungsbericht über ein Fest des Fahrenen Volkes im Gebirgskanton Schwyz, das 1983 in Gersau stattfand, wurde von einem Augenzeugen zusammengefasst: «Sehr wichtig ist für die Jenischen die Familie. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl betrachten manche als beispielhaft. Nicht von dieser Verbundenheit abzutrennen ist ihre Empfänglichkeit für Kultisches – ein manchmal telepathisches Gefühl für das Schicksal ihrer Angehörigen ...»<sup>6</sup>

Ein Volksmärchen aus dem Entlebuch verweist nicht nur auf die Kräuterkunde der Erdleute, sondern enthält noch einen wichtigen Hinweis aus der alten Heilkunst: «Einmal erkrankte eine Frau. Das Erdmännchen kam und brachte Medizinen. Doch, wer weiss, was der Gemahl für eine düstere Laune hatte, er traute halb und halb dem Mittel nicht. Deshalb genas die Frau auch nicht und es wurde stündlich schlimmer mit ihr. Schon lag sie in den letzten Zügen. Der Mann war untröstlich und schluchzte: «Ist denn auch kein Kraut mehr gewachsen auf Gottes Erdboden, das hilft?»<sup>7</sup>

Die Philosophie des Märchens scheint uns eindeutig: Der Boden ist heilig, eben «Gottes Erdboden», und es wachsen auf ihm wunderbar hilfreiche Kräuter, deren Geheimnis den in der Natur lebenden «Erdleuten» wohlbekannt ist.<sup>8</sup> Wenn aber der Mensch in «düstere Launen» versinkt, nicht mehr an den Segen der Kräfte seiner Umwelt glaubt, verschliesst er sich selber den guten Einflüssen und es ist ihm nicht mehr zu helfen.

Noch ein weiterer wichtiger Zug der alten Volksmedizin tritt uns aus diesem Märchen entgegen; es ist die gleiche Überzeugung, die mir die Angehörigen einer Familie, die seit Menschengedenken im Rheingebiet aus dem eigentlichen Berggebiet bis etwa gegen Basel umherzog, folgendermassen ausdrückte: «Mann und Frau, auch ihre Kinder, bilden sozusagen ein Geschöpf. Ist einer von ihnen krank und der andere zweifelt an der Gesundheit oder glaubt etwa gar nicht an die benützten Heilmittel, dann bleibt die Krankheit im Hause und ist kaum fortzutreiben.»

Eine sinnbildliche Zeichnung zu einem neuzeitlichen Fest der Alpenzigeuner zeigt ein Rad, das sprechende Symbol der ewigen Kräfte der Welten – mit einer im Kreis herumwirbelnden Flamme als Mittelpunkt (Nabe). Ein Nachkomme der einheimischen Nomaden schrieb dazu als Erklärung: «Die verschiedenen Hände, die die Speichen des Rades bilden, sprechen eine Körpersprache. Ob die Fahrenden dies wohl aus Indien mitgebracht haben? In Indien jedenfalls kennt man solche Handzeichen unter dem Namen Mudras.»<sup>9</sup>

Die Hände auf dem Sinnbild haben ganz verschiedene Fingerstellungen, und die mehrfach vernommene Deutung dazu scheint mir klar genug: Jeder einzelne in einer Gemeinschaft hat ein anderes Grundwesen, einen anderen Charakter, andere ihm von Gott und den Ahnen geschenkte Anlagen. Alle diese Eigenschaften und Kräfte stammen aber, trotz ihrer sichtbaren Unterschiede, aus dem gleichen gemeinsamen Ursprung, dem gleichen sie beseelenden und hervorbringenden Lebensfeuer.

Trotz allen Sonderheiten und Eigenarten seien darum sämtliche Mitglieder einer Gemeinschaft die Speichen des gleichen Rades. Sie wirken dauernd zusammen, ergänzen sich, damit ihre Welt bei aller für ihren Reichtum notwendigen Vielfalt eine Einheit bildet und sich – wie das Wagenrad auf dem Weg – aus der Vergangenheit in die

Zukunft weiterbewegt.<sup>10</sup> Ein moderner Berichterstatter eines Bergfestes der mitteleuropäischen Fahrenden stellt sogar fest: Sie seien «nicht unbedingt fleissige Kirchengänger» – «aber trotzdem fromm».<sup>11</sup>

Religion, Kult, Frömmigkeit bedeuten hier eben nicht nur ein äusseres Bekenntnis, sondern ein Dasein nach einer seit jeher, schon in fernsten Ahnenzeiten überprüften Erfahrung heraus: Sie sind die gestern, heute und morgen gelebte und damit während Fest und Alltag verwirklichte Überzeugung, nach welcher die zusammengehörigen Menschen untereinander, aber auch mit sämtlichen Geschöpfen ihrer Umgebung, in «Sympathie», im endlosen Austausch sich gegenseitig ergänzender Kräfte verbunden sind.



Magische Schwesternschaften tanzen in den keltisch-germanischen Traditionen gemeinsam im heiligen Kreis, um so zu einer Steigerung ihrer Heilkräfte zu kommen.

# Anhang

## Bildnachweis

- S. 11 Kupferstich in: Almanach f. die Geschichte d. Menschheit auf das Jahr 1793, Hrsg. F. C. Schlenkert, Leipzig.
- S. 13 H. Hartmann, Berner Oberland in Sage und Geschichte, Bümpliz 1910, 13.
- S. 16 Gustave Doré, in: X.-B. Saintine, La Mythologie du Rhin..., Paris 1862, 65.
- S. 21 Zeichnung W. Roegge: M. Lienert, Schweizer Sagen ..., Olten o. J.
- S. 24 Ch. G. Leland, Gypsy Sorcery ..., London 1891.
- S. 29 J. Scheible, Doctor Johann Faust, Stuttgart 1846.
- S. 32 M. Meyer, Sagen-Kränzlein aus Tirol, Innsbruck 1884, Frontispiz.
- S. 39 H. Hartmann, Berner Oberland, 37.
- S. 42 Titelbild aus dem «Echten Höllenzwang»: K. Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, Neudruck, Hildesheim 1978, 259.
- S. 47 Aus Fausts «Höllenzwang», nach: K. Kiesewetter, 277.
- S. 50 J. Scheible, Doctor Johann Faust, Stuttgart 1846, 275.
- S. 54 Höhlentor b. Beatenberg am Thunersee, nach C. Howald. Hartmann, 51.
- S. 57 Zeichnung von Hans Jegerlehner aus: Johannes Jegerlehner, Der Gletscherriese, Bern o. J., 79.
- S. 60 K. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, Bd. 1, Kempten 1896.
- S. 63 Der wahrhaftige feurige Drache, o. O. u. J. (um 1900). 92.
- S. 69 Die Sagen der Umgegend von Baden-Baden nach den 14 Sagenbildern in der neuen Trinkhalle, Baden-Baden o. J.
- S. 74 G. O. Marbach, Volksbücher, 11, Leipzig o. J., 38.
- S. 77 Malerei auf Holz, Schloss Zellereit, 1538 (Ausschnitt). Heute im Bayerischen Nationalmuseum München.
- S. 84 Der wahrhaftige feurige Drache ..., 92.
- S. 87 Photo Heidi Ramseier, Umgebung von Bern, 1983.
- S. 90 J. Bois, Le satanisme et la magie, Paris 1895.
- S. 95 Neue Volksmärchen der Deutschen, Bd. 3, Leipzig 1792.
- S. 97 Glasbrunnen im Bremgartenwald bei Bern, Zeichnung von R. Mürger, aus: O. v. Greyerz, Das Wasser, Bern 1898, 8.
- S. 98 Zeichnung von P. Morel, aus: J. Richepin, Miarka, La Fille à l'ourse, Paris 1888, 144.
- S. 103 Kupferstich aus: J. R. Wyss, Idyllen, Volkssagen ... aus der Schweiz, 1, Bern 1815.
- S. 108 H. Bock d. Ae. (um 1550–1624), Das Bad zu Leuk im Wallis, 1597, Kunstmuseum Basel.



- S. 111 Bleistiftzeichnung v. L. Vogel, St. Verenabad (Baden im Aargau), 1820, Schweiz. Landesmuseum Zürich.
- S. 114 Medizinisch-astrologischer Volkskalender, Hrsg. M. Mitscherling, Leipzig 1981, 3: Bayerisch, 15. Jahrh.
- S. 119 Medizinisch-astrologischer Volkskalender, 4: Bayerisch, 15. Jahrh.
- S. 122 Kupferstich aus: J. R. Wyss, 1, 1815.
- S. 125 Book of Spirits, nach: F. Barrett, The Magus or Celestial Intelligencer ..., London 1801, 104.
- S. 130 H. Zotter, Antike Medizin ..., Graz 1980, 32a: Ausschnitt aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts, Nationalbibliothek Wien.
- S. 133 B. Z. Goldberg, The Sacred Fire, London 1931, 97.
- S. 136 H. Hartmann, Berner Oberland, 125.
- S. 143 M. Meyer, Sagen-Kränzlein aus Tirol, Innsbruck 1884, 348.
- S. 146 J. G. I. Breitkopf, Versuch den Ursprung der Spielkarten ... zu erforschen, 1, Leipzig 1784.
- S. 149 Zeichnungen S. Magyary-Kossa nach Skizzen von S. Golowin.
- S. 154 Geiger und volkstümlicher Maler Alfred «Baschi» Bangerter (auch Schüler von einheimischen Kennern der Heiltraditionen u. a. dank Albert Minder, 1879–1965) beim nächtlichen Sonnenfest, Schloss Vallamand am Murtensee, 1970.
- S. 157 Illustration von H. Eggimann, aus: H. Correvon, Gespenstergeschichten aus Bern, Bern 1919, 41.
- S. 159 Der Zigeunermusiker José Los Reyes, Riehen 1978.
- S. 162 Der Zigeunerarzt Dr. Jan Cibula, Bern 1979.
- S. 167 J. Ammans's Kartenspielbuch, Nürnberg 1588.
- S. 171 Zeichnungen 1–3: F. Feerhow, Die menschliche Aura, Leipzig 1913. 4: A. de Rochas, Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens, Leipzig 1909. (Aus einer Privatbibliothek von Ascona, Tessin.)
- S. 174 Photo S. Golowin, Aaretal, 1981.
- S. 179 Zeichnung von C. Howald, Bern. Bürgerbibliothek Bern.
- S. 182 Narachan, Nr. 4: Zigeuner u. Jänische, Hrsg. T. Kaiser/K. H. Krüll, Bottrop 1978. (Dokumentation über die Fahrenden im Alpengebiet.)
- S. 187 F. Pocci in «Münchner Bilderbogen», aus: A. Dreyer, F. Pocci ..., Leipzig 1907, 38.
- S. 191 Festbetrieb um den Tarotmaler und Zigeuner-Wahrsager Walter Wegmüller, Photo P. Marggraff, Basel 1970.
- S. 193 Federzeichnung P. Kammüller, aus: H. Hartmann, Berner Oberland, Tafel 13.
- S. 198 H. Hartmann, Berner Oberland, 92.
- S. 203 Collin de Plancy, Dictionnaire infernal, 6. Aufl., Paris 1863 (1. Aufl. 1818).

## Abkürzungen

- AC J. Aventin (1477–1534), Beyerische Chronica, Frankfurt 1580.
- AH T. Arnkiel, Cimbrische Heyden-Religion, Hamburg 1691.
- AT J. N. v. Alpenburg, Mythen u. Sagen Tirols, Zürich 1857.
- FS Fahrendes Volk der Schweiz, Bericht d. vom Eidgenöss. Justiz- u. Polizeidepartement eingesetzten Studienkommission, Bern 27. Juni 1983.
- GF S. Golowin, Die Weisen Frauen, Die Hexen u. ihr Heilwissen, 2. Aufl., Basel 1983.
- HA Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Hrsg. E. Hoffmann-Krayer/H. Bächtold-Stäubli, Berlin 1927-1942.
- K C. Kohlrusch, Schweizerisches Sagenbuch, Leipzig 1854.
- KR Kosmopathie, D. Mensch in den Wirkungsfeldern d. Natur, Hrsg. A. Resch, (Imago mundi, 8) Innsbruck 1981.
- KS Das Kloster, Hrsg. J. Scheible, Stuttgart 1845–1849.
- KW G. Kistler, Wurzelsepp u. Kräuterweibl, Aus d. Schatzkammer d. alpenländischen Volksmedizin, Wien 1981.
- L A. Lütolf, Sagen ... aus den Fünf Orten ..., Luzern 1862.
- M Mündlich mitgeteilt von:
- MB 6./7. Buch Moses. Hrsg. W. Bauer, K. Kramer Verlag, Berlin 1979. (Ausser Vorwort Neudruck von: Das sechste u. siebente Buch Mosis ..., Magisch-sympathetischer Hausschatz, 1930.)
- MG Das sechste u. siebente Buch Mosis, das ist Mosis' magische Geisterkunst, Das Geheimnis aller Geheimnisse, Philadelphia, Verlag J. Weik u. Comp. u. Hamburg, M. L. Glogau Sohn o. J. (um 1883), 472 Seiten.
- N Neudruck
- R B. I. Rakoczi, La roulotte initiaque, Initiation bohémienne ..., Paris 1967.
- RN E. L. Rochholz, Naturmythen, Neue Schweizer sagen, Leipzig 1862.
- SG Sammlung der grössten Geheimnisse ausserordentlicher Menschen in alter Zeit, Köln am Rhein bei F. Hammer, 1725. (Gesamtausgabe von 22 volkstümlichen Magiebüchern auf 508 Seiten, offensichtlich Neuausgabe ohne Datum und Verlagsort, um 1850.)
- SV SCHAROTL, Die Zeitung des Fahrenden Volkes, Wechselnder Verlagsort, zur Zeit Mosogno/Tessin. (Organ einer seit 1975 bestehenden Selbsthilfeorganisation der einheimischen Nomaden, «Radgenossenschaft der Landstrasse».)
- SZ W. Starkie, Auf Zigeunerspuen, Von Magie u. Musik, Spiel u. Kult d. Zigeuner ..., München 1957.

- V T. Vernaleken, Alpensagen, Wien 1858.  
 VJ Volkstümliches aus Graubünden, Chur 1916. (1. Ausgabe v. D. Jecklin, 1874–1878.)  
 WD K. F. Wolff, Dolomiten-Sagen, 13. Aufl., Innsbruck 1974.

## Anmerkungen

### Stammesweisheit der Völkerwanderung

Die osteuropäischen Flüchtlinge, in deren Mitte mein Vater in Prag und Paris wirkte, betrachteten sich häufig (wenn sie sich nicht selber im schweren Daseinskampf aufgaben!) als Erhalter der Volkskultur für eine Jugend der Zukunft. So sah z. B. der Dichter Alexei Remisow (1877–1957), den ich dank meiner Eltern ebenfalls in Paris kennenlernen durfte, die Bedeutung seiner Erzählungen und Schriften: «Vielleicht, weil man (in ihnen) recht gut merkt, dass sie all die heidnischen Kobolde und Ketzerweisheiten, all die Teufel, Hexen und Heiligen irgendwie als wirklich und wirkend annehmen, dass dies alles für sie eben nicht Ansammlung von «Folklore», von volkskundlichen Seltsamkeiten darstellt, sondern eine Kunde von Kräften, vom Leben.» Nachruf in: NEUE BERNER ZEITUNG, Nr. 285, 5. Dezember 1957.

Dass das eigentliche Russland und auch Polen, also ganz Osteuropa, noch bis ins 17. Jahrhundert den Tatarenstämmen der Krim Tribut zahlte, also ihre Untertanenländer waren, ist eine unbestreitbare Tatsache – wenn sie auch heute häufig hinuntergespielt wird. Vgl. etwa: WOPROSSY ISTORIJ (Fragen der Geschichte), Nr. 8. Moskau 1955, 24. Gegen die fortlebenden Kulturen der Krimstämmen entstand der Hass der stalinistischen Ideologen, der nach 1945 zu deren Verschleppung nach Sibirien und Usbekistan führte.

Die Zahl dieser neuen «Heimatlosen» schätzen die Krim-Tataren selber auf etwa 500.000! Gleichzeitig «bemühte sich die Sowjetmacht alles zu tun, um auf der Krim jede (!) Spur der früheren Bewohner auszulöschen». Vgl. H. Carrère d'Encausse, Risse im roten Imperium, Wien 1979.

### Kulturgeschichte bei süddeutschen Chronisten

1. AC, 30 a.
2. AC, 31 a.
3. M. Crusius (1526–1607), Schwäbische Chronick ..., 1, Hrsg. J. J. Moser, Frankfurt 1733, 11.
4. AC, 27 b.
5. AC, 30 a.
6. AC, 26 a.
7. Crusius, 1, 10.
8. AC, 30 a.

9. J. Stumpff (1500–1578), Gemeiner loblicher Eydgnoschafft ... Chronick. 1, Zürich 1548, 23 b.
10. AC, 17 b.
11. K, 254 f.
12. F. Hartmann (1838–1912), Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, Calw o. J., 28. Auch bei schweizerischen Okkultisten fand ich den Glauben, Paracelsus habe von den tatarisch-mongolischen Nomaden «eine buddhistische Einweihung erhalten». Angeführt z. B. in: Paracelsus, Magische Unterweisungen, Hrsg. S. Kappstein, Bern 1980, 12. (Dies alles scheint auf die Sage vom Besuch des Alpenarztes in der Krim, bei van Helmont, zurückzugehen! Vgl. S. Golowin, Hexen-Hippies-Rosenkreuzer, 500 Jahre magische Morgenlandfahrt, Hamburg 1977, 29 ff.)
13. Unter den unzähligen Verdeutschungen für das griechische Wort «Sympathie»: Mitgefühl, Wohlwollen, Teilnahme, Einklang, Gegenliebe, Geheimkraft durch Wechselwirkung aus gegenseitiger Zuneigung zwischen verschiedenen Wesen. Vgl. u. a. E. Engel, Verdeutschungsbuch, Leipzig 1929, 320.
14. Dem Verfasser mehrmals als «Wissen der in die Kaukasustäler zurückgezogenen Nomaden» vom georgischen Dichter und Flüchtling Grigol Robakhidze erzählt (Genf 1956).

#### *Entdeckung des Nomaden in uns*

1. Editorial, in: Banjara Monthly, Bombay 1. Dezember 1983, 5.
2. SZ, 1957, 152 ff. (Starkies Buch war eine entscheidende Anregung der schweizerischen und süddeutschen Nomaden-Romantik der sechziger Jahre!)
3. SZ, 152 ff. «In Niedersachsen nennt man sie (die Zigeunernomaden, S. G.) Tatar, weil man sie daselbst für tatarischer Abkunft hält.» J. C. Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch d. hochdeutschen Mundart ..., 4, 2. Aufl., Leipzig 1801, 1715.
4. «Sie hatten unter sich Herzöge und Grafen.» C. Justinger, Die Berner Chronik, Hrsg. G. Studer, Bern 1871, 286.
5. Alpensage vom «Geburtsadel» der Zigeuner, u. a. L, 252 f. (Nr. 187).
6. Angeführt u. a. bei SZ, 30 f.
7. J.-C. Frère, L'énigme des Gitans, Paris 1973, 33.
8. U. a. Das 6. u. 7. Buch Mosis, das ist: Mosis magische Geisterkunst ..., Hrsg. J. Scheible, 3. Aufl., Stuttgart 1853.
9. Vgl. u. a. S. Golowin, Zigeuner-Magie im Alpenland, Frauenfeld 1973.
10. M: Dank Gesprächen während der bisher grössten europäischen Zigeuner-Tagung (Genf 1978). Dazu: J. Kochanowski, Gypsy Studies, New Delhi 1963; W. R. Rishi, Multilingual Romani Dictionary, Chandigarh 1974.

11. M: Russischer Zigeuner Wanja Romanow (Paris, 1957).
12. SPHINX-MAGAZIN, Nr. 22, Basel 1983, 6.
13. V. Dioszegi, Tracing Shamans in Siberia, Oosterhout 10.

#### *Künste am Lagerfeuer*

1. P. Gross, in: SONNTAGS-BLICK, Zürich 23. Januar 1983, 56.
2. Zahlen etwa in: Schweiz, Bischofskonferenz, Pastoralplanungskommission: Was kann die Kirche für die Zigeuner u. Jenischen tun? Freiburg 1978. Auch FS, 17.
3. Leserbriefe, in: TAGES-ANZEIGER, Nr. 207, Zürich, 6. September 1983.
4. M: Dr. Jan Cibula (Bern 1983).
5. FS, 16 f. Vgl. S. Golowin, Das Reich des Schamanen, Basel 1981, 228 ff.
6. H. Arnold, Fahrendes Volk, Neustadt 1980, 360-373 hat eine lange Liste von deutschen Siedlungen, die als Zigeunerorte gelten – also wohl viele Nachkommen von «Fahrenden» zählen!
7. Der französische Nomade Maximoff, dem ich auch wichtige mündliche Anregungen (u. a. Genf 1978) verdanke, lehrt über den Namen Zigeuner, dass er seit dem Mittelalter «allen (!) jenen Nomaden gegeben wurde, die sich auf Europa zu bewegten». O. Daettwyler/M. Maximoff, Tsiganes, Zürich 1959, 9.
8. J. R. Wyss, Idyllen, Volkssagen ... aus d. Schweiz, 1., Bern 1815, 308.
9. So der bekannte Fahrende J. J. Oehle (Versoix): «Die heutigen Jenischen (Yenish) könnten die Nachkommen einer viel älteren Rasse sein, als man dies vermuten könnte.» FS, Beilage, 8 f.
10. RN, 120 f. Vgl. die heutige amtliche Schilderung über die Nomaden des Alpengebietes (1983!): «Für die Gesundheitsprobleme wenden die Fahrenden weitgehend ihre traditionellen Heilmethoden und -mittel an.» FS, 23.
11. RN, 120 f.
12. RN, 129.
13. RN, 107.
14. RN, 108.
15. Auch A. Siegfried, Kinder d. Landstrasse, Zürich 1964, 12, findet unter fahrenden Sippen der Schweiz «auffallend dunkle Gestalten mit pechschwarzen Haaren».
16. J. P. Hebel, Werke, 1, Karlsruhe 1847, 124. Auch: C. Englert-Faye, Vo chline Lüte; Zwergensagen, Feen- u. Fängengeschichten aus d. Schweiz, St. Gallen 1937, 3.
17. J. J. Oehle (Versoix), in: FV, Beilage, 2.
18. A. Minder, D. Sohn d. Heimatlosen, Burgdorf 1925, 39.
19. M: Fritz Ringgenberg (Meiringen) (1960).
20. R. H. Seiler, Bärwolfgeschichten, Bern 1977, 11.

### Berge als Schutzschild

Solche neu vernommenen (und nur teilweise aufgeschriebenen) Geschichten regten dann schon in den ausgehenden Sechzigern in den Alpengebieten Jugend- und Künstlergruppen zur Wiedergeburt der Festkultur an: «Nach alten Sagen, die in Alpen und Karpaten, vielleicht auch in Tibet und Himalaya gleichlautend sind, kommen in «Heiligen Nächten» Wesen von den Sternen auf die höchsten Berge, um mit den Menschen zu spielen, zu tanzen, ihnen ihre ewigen Geschichten zu erzählen. Es geht uns zu wissen, dass offenbar die Menschen aller Kulturen bei ihren Festen ihre Freude als Ausdruck zeitlosen Geschehens zu verstehen verstanden!» Ähnliches erklärte Winter 1971/1972 eine ähnliche Bewegung («Bärglütli»): «Wir wollen uns in den Bergen treffen, wo die heilenden, wiederherstellenden Kräfte der Natur, der Geist unserer Vorfahren und die Vision der Zukunft als Energiequellen für Zeiten der Krise und der Grossen Veränderungen ruhen.» Beide Aufrufe abgedruckt: Focus, Nr. 34, Zürich 1972, 27 ff.

### Gott bei den Hirten

1. Nach: R. Schwendter, *Theorie der Subkultur*, 3. Aufl., Frankfurt 1981, 182.
2. S. Leek, *Diary of a Witch*, New York 1969, 81 f u. 203. In der amerikanischen Hippie-Bewegung sah man vielfach keltische Stimmungen – «einen uralten, in ihren Erbanlagen weiterwirkenden Groll gegen die Protestanten ...» T. Leary, *Was will die Frau?* Basel 1980, 163.
3. 57. Vgl. F. de Ville, *Tziganes, Témoins de temps*, Brüssel 1956; M. Genner, *Spartakus, Eine Gegengeschichte ...*, 2, München 1980, 176 u. 211. Auch Genner (Wien), mündlich. Gerade die beiden letzteren Bücher (de Ville, Genner) waren in den Siebzigern wichtige Anregungen für junge Leute von ganz verschiedenen Bewegungen wie *Bärglütli*, *Longo Mai*, *Alpenheimat* Wohngemeinschaften in Gebirgstälern zu begründen!
4. O. Daettwyler, M. Maximoff, *Tziganes*, Zürich 1959, 7.
5. Genner, 1, 83. Maximoff, 7 f, nennt Krishna «Anführer und Herrscher über alle Yadon».
6. Genner, 1, 83. Zum Bergkult auch der Alpennomaden vgl. S. Golowin, *Zigeuner-Magie im Alpenland*, Frauenfeld 1973, 9–80.
7. Im Aufruf der Gruppe «Bärglütli» in den Walliser Alpen hiess es etwa: «Erst langsam lernen wir wieder, auch die natürlichen, naturwissenschaftlichen kosmischen Grundlagen jener Kulturen (der Hochtäler) zu erkennen.» *Religion im Untergrund, Einsiedeln* 1975, 116.
8. M: Albert Minder (Burgdorf 1959).
9. SG, 249 ff.

10. SG, 282.
11. Vgl. S. A. Wolf, *Aus dem Wortschatz der Schweizer Jenischen*, in: *SPRACHSPIEGEL*, Zürich, 1958.

### Heilung in den Höhen

1. MG, 334 f.
2. *Neu-entdeckte u. vollkommen bewährte Geheimnisse ...*, Frankfurt u. Leipzig bei C. C. Immig 1729, 100.
3. MG, 336.
4. P. Friedl, *Haus- u. Sympathiemittel*, Frankfurt 1978, 72 (Nr. 311).
5. KW, 80.
6. KW, 38.
7. KW, 104. Eine Grundüberzeugung der von uns mehrfach erwähnten Heimschule Vallamand war schon 1956: «Früher verordneten Ärzte Alpenkräuter als Heilmittel.» R. Müller, *Nahrung als Heilmittel*, Spiegel-Bern 1970, 36.
8. *Die geheime Geschichte d. Mongolen*, Hrsg. W. Heissig, Düsseldorf 1981, 35.
9. *Taschenbuch f. Geschichte u. Altertum in Süddeutschland*, Hrsg. H. Schreiber, 1. Freiburg i. Br. 1839, 348.
10. J. Kuoni, *Sagen des Kantons St. Gallen*, St. Gallen 1903, 129 (Nr. 253).
11. Kuoni, 134.

### Im Museum für Zauberbücher

Ein mystisches «Moses Testament» wurde schon 1760 vom geheimnisvollen «Rosenkreuzer» Fictuld (der sich stets auf die okkulten Überlieferungen der burgundischen Ritterschaft des 14.–15. Jahrhunderts berief) herausgegeben. Vgl. HA, 6, 586; MB, Einleitung, 11. Zumindest im 18. Jahrhundert hielt man diesen Verfasser für einen Schweizer, so dass möglicherweise der Alpenraum schon während der damaligen Macht- und Religionskriege als Rettungsgebiet der magisch-sympathetischen Traditionen galt. (Im «Hermetisches A.B.C. deren ächten Weisen ...», 3. Berlin 1779, 5, wird dieser Fictuld als «Mummenthaler in Langenthal» erklärt.)

Als Hauptgebiet der Verbreitung der Moses-Bücher (und von verwandten Schriften) erklärt nach dem Weltkrieg vor allem das eigentliche mitteleuropäische Berggebiet auch K. Koch, *Wider das 6. u. 7. Buch Moses*, Freiburg i. Br. o. J. (um 1950), 2: «Besondere Verbreitungsgebiete fand ich bei etwa 70 Vortragswochen in der Schweiz im Kanton Appenzell und St. Gallen (Tog-

genburg), ferner in Graubünden ... Das 6. und 7. Buch Moses findet sich dann weiter in häufiger Zahl in den österreichischen Alpentälern, ferner im Elsass und in Lothringen. In Deutschland sind die Hauptgebiete der Hochschwarzwald, die schwäbische Alp, die bayrischen Alpentäler, die deutschen Mittelgebirge, die Lüneburger Heide, Mecklenburg und Schleswig-Holstein ... In neuen Industriesiedlungen wird das Buch selten angetroffen ... »

Vgl. S. Golowin, Deutsche Hexen-Bibliothek, in: Der gläserne Zaun, Aufsätze zu H. P. Dürrs <Traumzeit>, Frankfurt 1983, 222–231. Von den bayerischen Hexensagen: «Insbesondere spielt dabei das <Siebte Buch Moses> eine Rolle.» Bairische Sagen, Hrsg. H. Baumgartner, Kassel 1983, 49.

#### *Bibliotheken aus Bauerntruhen*

1. Le grand et petit Albert, Hrsg. H. Husson, Paris 1970, 14 f. (Nach A. Dubois, Les anciens livres de colportage en Sologne, Romorantin 1938).
2. Z. B. wird auch die heilige indisch-tibetanische Silbe «OM» in einheimischen, bis heute abgeschriebenen Zauberbüchern viel benützt! Vgl. G. C. Horst, Zauberbibliothek, Mainz 1821–1826: Bd. 1, 165; Bd. 2, 114; Bd. 3, 63 usw.
3. Albert/Husson, 9.
4. Medizinischer Okkultismus, Hrsg. O. Prokop, Jena 1964, 273.
5. W. Steinitz, in: Romanusbüchlein (Veröffentlichungen des Instituts f. deutsche Volkskunde, 17) Berlin 1958, Vorwort, 8.
6. MB, Vorwort, 16 f.
7. Die eigentlichen Zigeunerverfolgungen 1933–1945 begannen mit der Behauptung, dass die Wahrsagekünste staatsfeindlich seien ... H.-J. Döring, Die Zigeuner im NS-Staat, (Kriminologische Schriftenreihe, 12) Hamburg 1964, 94.
8. Leserbrief, in: SPHINX MAGAZIN, Nr. 25, Basel, 1984, 4. (Im gleichen Heft, 32 f., J. Häfeli über die Anerkennung der mitteleuropäischen Nomadenkultur durch Indien.)
9. ESOTERA, Nr. 3, Freiburg i. Br. 1983, 196 f.
10. Volksmagie, 1: 6. u. 7. Buch Moses ..., Bern 1975, 1.
11. SPHINX MAGAZIN, Nr. 25, 1984, 4.

#### *Rezepte der Höhlengötter*

1. KS, 3, 1846, 554 ff.
2. KS, 3, 524.
3. Vgl. S. Golowin, Das Reich des Schamanen, Basel 1981, 121–127.

4. Auszug aus d. magischen Kabbala des 6. u. 7. Buch Moses, in: SG, 281 f.
5. D. Pleinhorati, Ein schön neuerfundenes Kunst-Büchlein ..., Frankfurt u. Leipzig o. J. (Nach dem Volkskundler Alfred Bärtschi, [ursprünglich Adelboden] soll dieses Buch «seit etwa 1810 in Oberländer Familien» benützt worden sein.)
6. J. Collin de Plancy, Dictionnaire infernal, Neuausg., Paris 1963, 64; J.-P. Clébert, Les Tziganes, Paris 1961, 26. Angeblich sibirisch-tibetanische Sagen über die Herkunft der Zigeuner und ihrer Künste aus den Höhlen des Himalayaraums, veröffentlicht u. a. während der russischen Revolution. F. Ossendowski, Tiere, Menschen u. Götter, Frankfurt 1924, 356. Eine ähnliche Sage vernahm auch mein Vater in der Krim (1921): Der russische Flüchtling und Dichter Jura Terapiano erzählte mir (Paris 1958) diese Sage als «in mystischen Kreisen des Ostens allgemein bekannt».
7. Vgl. dazu S. Golowin, Menschen u. Mächte, Zürich 1970, 181 ff.
8. M: 1962–1968: Über die Rezepte der Bündner und Tiroler «Wilden», Arnold Büchli (Chur), Karl F. Wolf (Bozen); über die der Wilden Männlein, oder Erdleutlein des Berner Oberlandes, Alfred Bärtschi, (ursprünglich Adelboden, dann in Burgdorf).
9. W. Scott, Briefe über Dämonologie u. Hexerei, Hrsg. G. N. Bärmann, 1, Zwickau 1833, 237 ff.
10. Vgl. R. Kirk, The secret Commonwealth of Elves ..., Neuauf., London 1893, 17.
11. N. Block, Zigeuner, Leipzig 1936, 39 f.
12. Block, 181.

#### **Rettung beim Wilden Mann**

Auch z. B. von den Tessiner «Naturmenschen» der letzten Jahrhundertwende erzählen die einheimischen Volkssagen, wie ich es noch um 1954 in Ascona vernehmen konnte, sie hätten sich in der gleichen Waldgegend niedergelassen, wie schon vor Jahrhunderten allerlei wegen seinem Glauben gehetztes Ketzervolk! Vgl. S. Golowin, Hausbuch d. Schweizer Sagen, Wabern 1981, 226 f. Als am 5.–10. April 1958 im Schloss Vallamand am Murtensee eine Tagung stattfand, die sich schon mit den Traditionen der einheimischen Alpenkultur für die Gegenwart auseinandersetzte, wurde in einem Bericht festgestellt: «Professor (Julius) Pokorny erinnerte in seinem Vortrag ... daran, dass man sich mitten im alten keltischen Kerngebiet befand ...» DIE TAT, Nr. 112, Zürich, 25. April 1958.

### *Legenden um Druiden und Einsiedler*

1. J. Weier, *De praestigiis daemonum, Von Teuffelsgespenst ...*, Frankfurt 1586, 207.
2. Auch: J. Praetorius, *Hexen-, Zauber- u. Spukgeschichten ...*, Hrsg. W. Möhrig, Frankfurt 1979, 164.
3. S. Golowin, *Das Reich des Schamanen*, Basel 1981, 97 ff. und 161. Vgl. schon Francis Bacon, nach: G. A. Bezzola, *Die Mongolen in abendländischer Sicht*, Bern 1974, 204 f.
4. Zu solchen Herkunftssagen vgl. S. Golowin, *Schamanen*, 135–157.
5. AH, 232 ff.
6. U. a. S. Golowin, *Frei sein wie die Väter waren*, Bern 1979, 62 ff. (*Zeugnisse für 17.–18. Jahrhundert.*)
7. J. Stumpf, *Gemeiner ... Eydnoschafft ... Chronick ...*, 1, Zürich 1548, 24 a.
8. AC, 17 a.
9. M: Albert Streich, Hans Trauffer (Brienz), ähnlich Fritz Ringgenberg (Meiringen 1966).
10. AC, 23 a.
11. AH, 277.
12. AH, 274.
13. AH, 272.
14. J. R. Wyss, in: *Alpenrosen auf das Jahr 1823*, Bern 1822, 212 f.; K, 93 f.
15. G. Buchmüller, *St. Beatenberg*, Bern 1914, 30.
16. J. R. Wyss, *Idyllen, Volkssagen ... aus d. Schweiz*, 2, Bern 1822, 230.
17. Wyss, 2, 238.
18. H. Schreiber, *Feen in Europa*, Freiburg Br. 1842, 29 f.
19. Vgl. etwa Sagendichtung um Ralligen am Thunersee. J. J. Reithard, *Geschichten und Sagen aus d. Schweiz*, Frankfurt 1853, 178 f.

### *Beherrscher der «Sympathie-Kunst»*

1. VJ, 540 ff.
2. U. a. L, 477 f. (Nr. 439).
3. VJ, 541.
4. Auch J. Buck, *Handbuch für Reisende im Algäu ...*, Kempten 1856, 11, über die erhaltenen Sagen von «Wilden Menschen in Berghöhlen»: «Möglich, dass es Reste der Urbewohner waren» (Buck denkt sogar an solche aus vorrömischer Zeit!).
5. S. A. Wolf, *Grosses Wörterbuch d. Zigeunersprache*, Mannheim 1960, 161.
6. C. J. Popp Serboianu, *Les Tsiganes*, Paris 1930, 53.
7. M: Der polnische Flüchtling und Forscher Dr. Georg Stempowski, Bern 1957.

8. Popp Serboianu, 339.
9. KW, 7 ff.
10. KW, 9 ff.
11. KW, 12.
12. AC, 19 a.
13. Leserbrief J. Hoffmann, in: *BERNER ZEITUNG*, Ausgabe Stadt Bern, 5. August 1983.
14. Beispiele zur heutigen Diskussion über die Lebensverlängerung nach der Art der Gebirgsstämme, u. a. C. Wade, *Orientalische Geheimnisse für ... langes Leben*, Freiburg i. Br. 1973, 119 ff.; J. A. Mann, *Geheimnisse d. Lebensverlängerung*, Basel 1982; M. Williams-Sarkisian/B. Apisson, *Die Kaukasus-Diät*, Zürich 1983.

### *Asyl in der Zukunft*

Die Begegnung mit den theosophischen Kreisen der Schweiz verdanke ich vor allem den russischen und deutschen Flüchtlingen wie Dr. Anna Kamensky (Genf), Alice Sprengel, Genija Jantzen (Bern): Über diese Frauen wurde ich schon 1945 u. a. mit dem Bergbauern und Kenner der Alpenheilkunst, Gadon Krebs (Habkern und Unterseen), bekannt.

Über die künftige Bedeutung der Wiederentdeckung der uralten Heilkunst vgl. «Vom Einfluss der kosmischen Vibrationen» in: E. F. Pissarewa, *O skrytom smysle schizni (Vom geheimen Lebenssinn)*, 2. Aufl., Genf 1931, 90 ff. (Das Buch erschien beim Flüchtlingsverlag «Westnik», Hinweis A. Kamensky, 1949.)

### *Menschen der kommenden Zeit*

1. H. E. Miers, *Lexikon des Geheimwissens*, Freiburg i. Br. 1970, 85 f.
2. Vgl. B. Diederich, *Von Gespenstergeschichten ...*, Leipzig 1903, 290–319.
3. E. Bulwer, *Das Geschlecht d. Zukunft*, Leipzig (Theosoph. Verlagshaus) o. J., 92 u. 275. (Die Erstauflage von «The Future Race» erschien London 1871.)
4. Bulwer, 47 u. 269.
5. Bulwer, 5.
6. Bulwer, Nachwort.
7. E. Bulwer, *Vril oder die Menschheit d. Zukunft*, Hrsg. G. Wachsmuth, Dornach 1958, Nachwort.
8. Nach Miers, 86, stammt Bulwers Wissen über diese Urkraft wiederum



von Eliphas Lévi (1810–1875), diesem Kenner der gelehrten und volkstümlichen Magiebücher!

9. Vgl. H. Biedermann, *Hexen*, Graz 1974, 91 ff.; GF., 305–352.
10. H. Blüher, *Werke u. Tage*, Berlin 1953, 424.
11. I. de Steiger, *Memorabilia*, London o. J., 136.
12. E. Lévi, *Die Salomonischen Schlüssel*, München-Planegg 1927, 91.
13. A. Belyj (1880–1934), *Verwandten des Lebens, Erinnerungen an R. Steiner*, Basel 1975, 499. (Belyj war 1912–1916 Mitarbeiter Steiners in der Schweiz).

#### *Utopien in Bayern, Österreich, Schweiz*

1. F. Hartmann, *Ein Abenteuer unter Rosenkreuzern*, Neudruck, Calw o. J. (um 1970).
2. G. Wehr, R. Steiner, *Freiburg i. Br.* 1982, 44 ff.
3. Wehr, 395.
4. Wehr, 44 ff.
5. Dazu u. a., mit wichtigen Beispielen moderner Sagenbildung: W. J. Stein, *Weltgeschichte im Lichte des heiligen Gral*, Stuttgart 1928; H. Jülich, Arlesheim u. Odilie, 3. Aufl., Arlesheim 1967; W. Greub, *Wolfram v. Eschenbach ...*, Dornach 1974.
6. W. Schönenberger, *Monte Verità u. die theosophischen Ideen*, in: *Monte Verità*, Milano 1978, 65–79.
7. R. H. Seiler, *Bärwolfsgeschichten*, Bern 1977, 11.
8. A. Minder (1879–1965), *Der Sohn der Heimatlosen*, Burgdorf 1925, 157.
9. Minder, 144.

#### **Heimat des Sternenvolkes**

Gerade in der Alpenwelt der sechziger Jahre wurden viele Zeugnisse für Lichterscheinungen als Beweise für «Landungen» der Besucher von den Sternen gesammelt! Ältere Leute, die darüber den Journalisten erzählten, versicherten uns mehrfach, dass die gleichen Erscheinungen «schon die Ahnen hatten, und sie mit dem Tanz der als Flammen erscheinenden Erdleute zusammenbrachten». M: Walter Marti (Oberburg); Marie Morgenthaler (Ursenbach); Minna Bühler (Utzensdorf), 1960–1968.

So erzählte man im Gebiet von Habkern über dem Thunersee vom nächtlichen Tanz der «Sternenleute». Vgl. Belege bei S. Golowin, *Götter der Atomzeit*, Bern 1967, 97 ff. Der gleiche Ort im Gebiet von Ursenbach, an

dem man in der Neuzeit eine seltsame himmlische Lichterscheinung beobachtete, «galt den Alten» als «ein bevorzugter Platz für die <feurigen Leute> ...» G. A. Bourquin, *L'invisible nous fait signe*, Moutier 1968, 159 ff.

#### *Das nächtliche Lichtreich*

1. K. Rolfus, *Klänge d. Vorzeit*, 2, Mainz 1873, 56. Auch: S. Golowin, *Menschen u. Mächte*, Zürich 1970, 169.
2. H. R. Grimm (1665–1749) *Buch d. Natur, oder Beschreibung des grossen Welt-Gebäus ...*, Burgdorf 1727, 24.
3. M: Parapsychologe Maurice Schaerer (Bern 1952).
4. Ich hörte sehr viel solche Berichte noch in der Hügellage von Oberburg bei Burgdorf, teilweise aus Familien, von denen auch im 19. Jahrhundert der Dichter Jeremias Gotthelf über geheimnisvolles Volk vernahm! Hilfe bei diesem Sagensammeln 1958–1960: Walter Marti u. Alfred Baschi Bangerter (Oberburg).
5. Nach: *Bayerische Sagen*, Hrsg. G. Kapffhammer, Düsseldorf 1971, 247.
6. J. Gotthelf, *Käthi die Grossmutter*, München 1916, 79.
7. M: Lehrerin Maria Meer (Oberburg 1960, heute Gattin des Kunstmalers Franz Gertsch.)
8. Abgedruckt: KS, 3, 1846, 85 f.
9. M: Walter Marti (Oberburg bei Burgdorf), mündlich.
10. *Compendiöses Gelehrten-Lexicon ...*, 2, 3. Aufl., Hrsg. C. G. Jöcher, Leipzig 1733, 1713.
11. Fortsetzung des Allgemeinen historischen Lexici, 1, Leipzig bei G. Saalbach 1740, 1346.
12. Vgl. u. a. G. v. Welling, *Opus mago-cabbalisticum ...*, Andere Aufl., Frankfurt 1760, 368.
13. Ähnliche Sagen vernahm ich von Stanislav v. Vincenz (1888–1971) über die Karpaten: Vgl. S. Golowin, *Götter d. Atomzeit*, Bern 1967, 100.
14. WD, 31–42.
15. *Lexikon d. Prä-Astronautik*, Hrsg. U. Dopatka/E. v. Däniken, Düsseldorf 1979, 141 f.
16. «Berge, als Landplätze der Götter, prägten sich den Eingeborenen am tiefsten ein. Nach Jahrtausenden wurden diese Stellen noch verehrt.» Dopatka/Däniken, 51.
17. A. Schneider, «Strahlenwirkungen unbekannter Himmelskörper», in: KR, 214 f.

### Gnomen-Wissenschaft

1. M: Albert Minder (Burgdorf 1961).
2. M: Savi-Lopez, *Alpensagen*, Stuttgart 1893, 233.
3. H. R. Grimm, *Buch d. Natur, oder Planeten-Buch ...*, Burgdorf 1716, 78.
4. Grimm, *Planeten-Buch*, 80.
5. Grimm, *Planeten-Buch*, 83.
6. Grimm, *Planeten-Buch*, 79.
7. H. R. Grimm, *Neu-vermehrte ... kleine Schweitzer-Cronica ...*, Neue Ausg., Basel 1786, 253.
8. Grimm, *Cronica*, 242.
9. Grimm, *Cronica*, 255.
10. Grimm, *Cronica*, 237.
11. Grimm, *Cronica*, 249.
12. Grimm, *Cronica*, 254 f.
13. M: Anlässlich Spukfall von Thun/Lerchenfeld (1966/1967). Vgl. GF, 87–109.
14. Grimm, *Cronica*, 254.

### Heilige Orte durch Jahrtausende

Der als Beispiel geschilderte «Glasbrunnen im Bremgartenwald» (bei der Hauptstadt Bern) gehört, heute durch rücksichtslosen Bau von Autobahnen geschädigt, zu den altbezeugten Orten der einheimischen Glaubenswelt. Der Chronist Carl Howald (*Stadtbrunnen*, 1, 1842, Handschrift Burgerbibliothek Bern) schildert dort zu seiner Zeit stattfindende morgendliche Trinkkuren. Vgl. F. A. Volmar, *Berner Spuk ...*, Bern 1969, 76 ff.; H. Correvon, in: *DER SCHWEIZER BAUER*, Kalender für 1937, Bern 1936.

Der französische Ingenieur E. Christoph «stellte (1934) vielleicht als erster klar fest, dass der Rutengänger auf alle unterirdischen Gegenstände, die Strahlen aussenden, reagieren musste, wenn er seine Aufmerksamkeit nicht ungeteilt auf einen einzigen richtet. Diesen Konzentrationsakt nennt Christophe «mentale Orientierung». C. Bird, *Die weissagende Hand oder das Mysterium der Wünschelrute*, Münschen 1981, 109 f. Vgl. moderne Erwähnung eines durch «Radiästhesie» gefundenen, besonders strahlenden Feen(Nymphen-)Ort am Genfersee: B. Merz, *Orte der Kraft, Wenig bekannte kosmo-terrestrische Energien*, Chardonne/Schweiz 1984, 196 ff. Zum Unterschied des von ihm empfohlenen «natürlichen» Gebrauchs des Pendels zum «abergläubischen», vgl. Pfarrer J. Künzle, in: *SALVIA*, Jg. 24, Olten 1944, 75 f.

### Geheime Naturkunde

1. Nach: Fridrich v. Fleming, *D. Teutsche Jäger*, Leipzig 1724.
2. ANNABELLE, Nr. 25, Zürich, 15. Dezember 1983, 68.
3. SG, 30–33.
4. Die Kräfte d. Salbei, 16. Im Sammelband MG.
5. I. Lüthold-Minder. *Das Leben des heiligen Meinrad*, Einsiedeln 1979, 48.
6. Lüthold-Minder, 53 f.
7. Vgl. S. Golowin, *Zigeuner-Magie im Alpenland*, Frauenfeld 1973, 171–182.
8. L, 478 ff.

### Stärke aus Tiefe und Quelle

1. RN, 103.
2. M: Emil Leutenegger (Burgdorf 1962).
3. RN, 104 f.
4. RN, 127.
5. L, 307 f.
6. L, 295 ff.
7. L, 308.
8. L, 293.
9. L, 479 f.
10. M. Métrailler, *Die Reise d. Seele*, Hrsg. M.-M. Brumagne, Zürich 1982, 130.

### Bräuche am Bergstrom

Noch um 1958 selbstgehörte Sagen «über das Treiben in den Gysnauflihen» vgl. S. Golowin, *Sagen aus dem Bernbiet*, 1, Basel 1965, 70–101; Golowin, *Die Weisen Frauen*, 2. Aufl., Basel 1983, 245 f (Abschnitt «Erneuerung durch Tanz»). M: Dr. Werner Kupferschmid, Alfred Bärtschi, Anna Vogt-Steiner (Burgdorf), Dr. Otto Breiter (Bern), usw.

Besonders wichtig zu Jeremias Gotthelfs (1797–1854) Traditionen über die Erdleute sein Werk «Käthi die Grossmutter» (Kapitel 5, geschrieben 1846). Zum Fortleben der hier benützten Sagen vgl. S. Golowin, *Von den Erdleutlein ...*, Bern 1961. (Zuerst erschienen in der Festschrift für Alfred Bärtschi, Burgdorf 1960.) Zu Gotthelfs Ablehnung der den Volksüberlieferungen feindlichen Ideologien des 19. Jahrhunderts ist vor allem bezeichnend seine Dichtung «Dr. Durbach, der Wühler». Gotthelf, *Sämtliche*

Werke, 20, Erlenbach-Zürich 1920, 6–61. Vgl. auch Gotthelf, Jakobs des Handwerkergelesen Wanderungen ..., (Sämtliche Werke, 9) Erlenbach-Zürich 1917.

### *Tanz der Morgenröte*

1. A. Hillebrandt, *Vedische Mythologie*, 1, Breslau 1927, 27–54.
2. So wiederum dank noch fahrenden Freunden von Albert Minder. Vgl. S. Golowin, *Lustige Eid-Genossen*, Zürich 1972, 222 ff.
3. Hillebrandt, 1, 31 f.
4. Vgl. S. A. Wolf, *Grosses Wörterbuch d. Zigeunersprache*, Mannheim 1960, 106 (Nr. 1221).
5. Vgl. N. Schanskij, *Kratkij etimolog. slowar ...*, Moskau 1961. 391. M: Prof. Dr. Wladimir N. Ilijin (Paris 1953).
6. M: Emil Leutenegger (Burgdorf 1958).
7. (U. a.) *Kunstmaler u. Wahrsager Walter Wegmüller* (Basel 1970).
8. Court de Gébelin, *Le monde primitif*, 8, Paris 1781, 375. Vgl. M. Steiner/S. Golowin, *Das Tarot*, Zürich 1968, 108.
9. R. 128 ff.
10. M. Mehr, in: *SONNTAGS-BLICK*, Zürich, 20. März 1983, 40. (Hier wird das Wort «soori» geschrieben.)
11. M: Dr. Jan Cibula (Bern 1984). Vgl. Wolf, 256. Die Inder setzen das Zigeunerwort «zor» dem tantristischen Begriff der Kraft (shakti) gleich. W. R. Rishi, *Multilingual Romani Dictionary*, Chandigarh 1974. 65.
12. «Zigeuner – Menschen zweiter Klasse?», *Leserbriefe in: TAGES-ANZEIGER*, Nr. 207, Zürich, 6. Sept. 1983.

### *Urzeitliche Frühlings-Kosmetik*

1. W. Rubin, *Gesellschaftliche Entwicklung im alten Indien*, 3, Berlin 1971, 187.
2. Vgl. S. Golowin, *Die Welt des Tarot*, 6. Aufl., Basel 1983, 51–92.
3. SZ, 259 u. 305 ff.
4. W. In der Maur, *Die Zigeuner*, Wien 1969, 197.
5. Zanko, *Les traditions des Tsiganes conservée par l'aristocratie de ce peuple*, Hrsg. R. P. Chatard/M. Bernhard, Paris 1959, 87 f.
6. *Die Stretlinger Chronik*, Hrsg. J. Baechtold, Frauenfeld 1877, 183 f.
7. M: Sepp Moser (Einsiedeln 1952). Eine «besondere Strahlensensitivität der Zigeuner» glaubte damals der Parapsychologe Maurice Schaerer (Bern) festgestellt zu haben.
8. WD, 165 ff.
9. F. Franzisci, *Kulturstudien ... in Kärnten*, 2. Aufl., Leipzig 1904, 59 f; WD, 176.

10. M: Dr. Werner Kupferschmid (Burgdorf 1960). GF, 209–232.

### **Hilfe durch Liebeskraft**

Der von uns mehrfach angeführte Albert Minder, der treue Bewahrer der Überlieferungen der einheimischen Fahrenden, sah als Zweck der «bodenständigen» Religion (vom lateinischen religare = verbinden, erklärt) das Erkennen und auch bewusstes Leben der «Verbindung» zwischen den Menschen und auch allen andern Wesen! Vgl. A. Minder, *Der Sohn der Heimatlosen*, Burgdorf 1925, 155.

Zahlreich sind überhaupt die modernen Zeitungsberichte der sechziger/siebziger Jahre zu der Rückbesinnung der einheimischen Jugendgruppen und deren Frage: «War das, was unsere Vorfahren erlebten und glaubten, etwa doch nicht nur Aberglaube?» Als das Vorbild für «jene heimlichen Zusammenkünfte vorwiegend junger Leute zu trotzigem und liebeslustigem Tun» werden regelmässig «Zigeunersippen» angeführt: «Deren Bräuche, deren Naturverbundenheit, deren Musik, Tanz und Gesang viel «Zauberisches» enthält.» R. Magron, in: *BLICK*, Zürich, 21. Februar 1983.

Die in diesem Abschnitt angeführte Sage über die Beziehung der Liebenden «über Zeit und Raum» veröffentlichte ich zuerst: S. Golowin, *Berns Stadtgespenster*, Bern 1965, 55 ff.

### *Geschlechter-«Magnetismus»*

1. Le Grand et le Petit Albert, Hrsg. B. Husson, Paris 1970, 194.
2. MG, 334 f.
3. M: Hans Steffen, *Bauer und Schriftsteller* (Heimiswil 1965).
4. Nach V. Klostermann (Ausgabe 1726), in: KS, 6, 1847, 206 f. In der mir vorliegenden Ausgabe; V. Kräutermann, *D. thüringische Theophrastus Paracelsus ...*, Arnstadt 1730, 220.
5. M: Dr. G. Stempowski und Walter Zürcher, Bern.
6. M: Karl Gyax, «Schwert»-Wirt, (Bern 1976).
7. M: Walter Wegmüller (Basel 1974).
8. P. Derlon, *Unter Hexern u. Zauberern, Die geheimen Traditionen d. Zigeuner*, Basel 1976, 151 ff.
9. M: Astrologe und Schriftsteller Dr. Alfred Frankhauser (Bern 1955).
10. Derlon, 153. (Auch Derlon sieht die Beziehung der Nomaden zur indischen Tradition, erotischen Tempelsymbolen, Tantrismus, Kama-Sutra.)

11. AT, 302. Vgl. u. a. L., 229 ff.
12. M: Sehr häufig Bergbauer und Bodenforscher Gadon Krebs (Habkern/Unterseen, vor allem 1946–1960).

#### *Die Schlange der Macht*

1. Auch R, 141, findet in dieser Karte den Ausdruck der «orientalischen» Lehre der Zigeuner-Wahrsager, nach der jeder Mensch eine (andersgeschlechtliche) «Schwesternseele» hat – die er in jedem Dasein suchen muss!
2. M: Kunstmaler Hans Schwarzenbach (Bern 1981).
3. M: Lehrer u. Schauspieler Johannes Dähler (Burgdorf 1959): «Von einem einheimischen Wahrsager vernommen.» Ähnlich Albert Minder, 1960.
4. WD, 278 f.
5. M: Bibliothekar Dr. Bernhard Schmid (Bern 1954), «nach Erzählungen in der Berner Altstadt».
6. WD, 215.
7. U. a. L., 70 ff.
8. A. Michievicz, Les slaves, Paris 1914, 294.
9. H. A. O. Reichard, Malerische Reise durch einen grossen Teil d. Schweiz ..., Jena 1805, 401 f.
10. M: Schmied und Schriftsteller Jakob Käser (Madiswil 1965).
11. R, 89 f.
12. O. Wirth, le tarot des imagiers ..., Paris 1966, 164 f.

#### **Menschen im grossen Kreislauf**

Gerade im damals so abenteuerlichen Zürcher Niederdorf erlebte ich etwa 1962–1970 (vor allem zuerst dank dem Dichter Urban Gwerder) die Suche von jungen Künstlern im Kreis der durchschnittlich viel älteren «Stadt-Zigeuner»: Die spätere dort entstandene Gruppe «Tell-Life-Nomad-Gang» (scherzhaftes Wortspiel mit englischen Ausdrücken und einheimisch-magischen Begriffen wie dem Namen des alpinen Sagenhelden «Tell» und «Nomaden») schrieb dann als ihre Zweckbestimmung: «Living Art (also gelebte Kunst! S. G.), Eintreten für ein freieres, selbständiges Leben von Zigeunern, Bohémiens, Künstlern usw.» Angeführt: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender, 55, Berlin 1967, 1207. Vgl. FS, 17.

Schon der Schweizer Chronist Grimm (1665–1749) versichert, wenn er

von den «Zigeunern oder Helden» redet: «Und wenn ihre alten Leute nicht mehr mit ihnen wandeln mögen, so vergraben sie die lebendig. H. R. Grimm, Buch d. Natur, oder Planeten-Buch, Burgdorf 1716, 59. Die Sage, dass die alpinen Fahrenden alte Menschen, die «das 80. Jahr erreicht» in «ein Loch in die Erde» taten, erzählt u. a. F. D. Kyd, in: «Schweiz. Archiv f. Volkskunde», 17, Basel 1913, 164. Noch im 20. Jahrhundert wurde als allgemein bekannte Tatsache von den europäischen Nomaden behauptet: «Soweit (zum Tod aus Altersschwäche) liessen sie es aber so lange sie ihre Freiheiten besaßen, in der Regel nicht kommen, sondern liessen sich freiwillig lebendig beerdigen ...» F. W. Brepohl, Die Fürsten d. Zigeuner, Zürich 1912, 11.

#### *Kinder der Erdmutter*

1. E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel in der Schweiz, Leipzig 1857, 471 ff.
2. L, 253 (Nr. 188). Die Sage, meistens ausdrücklich auf einheimische Zigeuner bezogen, vgl. u. a. L., 517 u. L., 576.
3. Rochholz, 471.
4. U. Hostettler, Anderi Lieder, Bern 1979, 32 u. 174. (Nach: C. Howald, D. Kinderfresser., Bern 1847.)
5. Rochholz, 473. (Hier wird diese Volkssage noch «allenthalb erscheinend» genannt!)
6. Der Inder M. L. Sen, Lord Sreekrishna, 3, Calcutta 1955, 232, nennt diese Geschichte für jeden verständlich, «der einige Kenntnis über die durch Yoga erworbenen Kräfte besitzt».
7. «Derjenige, der einen unbekanntem, entlegenen Ort aufsucht und, frei von allen Verpflichtungen, seinen materiellen Körper verlässt, wird als «ungestört» (dhira, also nach der ursprünglichen Weltordnung lebend!, S. G.) bezeichnet.» Srimad Bhagavatam, Hrsg. A.C.B. Swami Prabhupada, Canto 1, Teil 3, Kapitel 11–15, Deutsche Ausg., Bombay 1977, 156.

#### *Der unsterbliche Mensch*

1. AC, 19 a. Vgl. die geheime Verehrung der «grossen Göttin» bei heutigen Zigeunerstämmen. U. a. nach JOURNAL OF THE GYPSY LOVE SOCIETY, Edinburgh 1890, 106 u. 165.
2. AC, 19 a.
3. U. a. angeführt bei W. Woloschin, Die grüne Schlange, 6. Aufl., Stuttgart 1982, 19.
4. Vgl. z. B. Turbae Philosophorum, Oder d. Güldenen Kunst ... verschie-

dene Schriften ..., Hrsg. P. Morgenstern, 2, Wien bei J. P. Krauss 1750, 37.

5. Ein Theologe, der im übrigen beim Falten der Hände «indische Einflüsse» vermutet, fügt bei: «Das Zusammenpressen unserer ineinandergeschobenen Finger ... scheint in unserem Organismus zusätzliche elektrische Spannungen oder Ströme zu erzeugen.» B. Brasch, Dreimal Schwarzer Kater, Aberglaube ..., Wiesbaden 1979, 406.
6. Nach Zigeunersagen war dieser Ort ihren Vorfahren schon in vorchristlichen Zeiten heilig und etwa ein Heiligtum der grossen Göttin Astarte. Vgl. u. a. F. de Ville, Tziganes, Brüssel 1956, 72.
7. Die deutsche Wahrsagerin Buchela nennt sich so, weil sie als Kind fahrender Zigeuner unter einer Buche geboren sei! Buchela, Ich aber sage euch, München 1983, 30.
8. W. Scott, Im Auftrag des Königs (Quentin Durward, nach der deutschen Ausgabe v. 1831), Frankfurt 1976, 552 f.
9. J. C. Frère, L'énigme des Gitans, Paris 1973, 195.
10. A. Kayserling, Der Körper ist nicht das Grab der Seele ..., Wald 1982, 39.
11. Zur Sage, nach welcher Gott den Menschen vollkommen schuf, vgl. O. Dähnhardt, Natursagen, 1, Leipzig 1907, 225 ff.
12. J. N. Sepp, Die Religion der alten Deutschen ..., München 1890, 193. Vgl. zum Ostarakult kritisch: HA, 6, 1311 ff.
13. Zu den «neuheidnischen» Kulturen im Tessin (Ascona), vgl. u. a. M. Green, The v. Richthoven Sisters, New York 1974. Auch R. Tegtmeyer, Okkultismus und Erotik ..., Königswinter 1983, 40 u. 115.
14. M: Schriftsteller und Psychologe Hans Zulliger (Ittigen 1956).

### Techniken der Seele

Auch in den Flüchtlings- und einheimischen Künstlergruppen von Bern, die er von seinen Sitten in Grenoble und Lausanne sehr häufig besuchte, wurde der in diesem Kapitel vor allem angeführte polnische (nach ihm ursprünglich burgundisch-provençalische!) Erzähler und Volkskundler Stanislaw von Vincenz, ausserordentlich geschätzt. Er galt für jedermann als Retter der osteuropäischen Karpatenüberlieferungen: «Er kannte die uralten Völkerpfade im Gebirge, die Hütten der Rabbiner, die Höhlen der weisen Wischune (der wissenden Heiler und Magier der Huzulenstämme, die er selber oft mit den eurasischen Schamanen verglich!, S. G.), die jahrhundertalten Geheimnisse von einer Generation der andern weitergeben ... In einem Bergdorf über Grenoble trauert er über die Huzulen. Er vollendet sein

Epos ...» R. Neuenschwander, in: OBERLÄNDISCHES VOLKSBLATT, Nr. 233, Interlaken, 28. November 1958.

### Tarotbilder in Provence und Burgund

Auch im volkstümlichen Rezeptbuch MG, 237 f., ist eine Schrift abgedruckt die vom Tarot lehrt, hier sei der Bildschlüssel für alle Mysterien von der Urzeit der Nomaden bis zum Mittelalter! «Habt ihr es unter euren Händen, studiert ihr in demselben, welches Erstaunen wird euch ergreifen, wenn ihr sehet, dass alle hermetischen Philosophen von Abraham bis auf Flamel buchstäblich ... abgeschrieben haben, um daraus die Gemälde oder Zeichnungen ihrer Schriften zusammensetzen.» Zur Beschäftigung mit esoterischen Tarot-Symbolen in der Schweiz, vgl. (auf den Lehren von Court de Gébelin aufgebaut) L. Robadey, Quelques mots sur le jeu de Tarots, in: «Nouvelles étrennes fribourgeoises», 36, Fribourg 1902. Zur Okkultisten-sage über die «provençalische» Herkunft der neueren Tarotkarten, u. a. SZ, 251 ff. Auch: «... über den Südep (Midi-Languedoc-Gebiet), wo Alchimisten, Pilger und Zigeuner nie aufhörten, sich zu verbrüdern.» A. Petitbon, Clef de l'hermétisme universel, 3: Le Tarot, Paris 1968, 40.

Wichtige ältere Bücher zur Tarotgeschichte (auch über Zusammenhänge mit alten Völkerwanderungen und indisch-tibetanischer Symbolik: A. Court de Gébelin, Le monde primitif, Paris 1775–1784; S. W. Singer, Researches into the History of Playing Cards ..., London 1816; M. C. Leber, Etudes historiques sur les cartes à jouer ..., Paris 1842; W. A. Chatto, Facts and Speculations on the Origin of Playing Cards, London 1848. Zur Neuentdeckung der Tarotkarten in den sechziger Jahren: S. Golowin, Zigeuner-Magie im Alpenland, Frauenfeld 1973; Golowin, Die Welt des Tarot, 6. Aufl., Basel 1983. Die beste Übersicht der modernen Tarot-Systeme: S. R. Kaplan, The Encyclopedia of Tarot, New York 1978. Zu den neueren deutschen Veröffentlichungen: J. vom Scheidt, Kleine Geheimnisse u. grosse Geheimnisse, (Aquarius publikation, 104) München 1983.

### Der Mensch als Flamme

1. Vgl. die Zigeunersage aus der Camargue über die Begegnung der Ahnen mit dem grossen Magier, «dem Alten vom Berge», des iranisch-vorderasiatischen Raumes, SZ, 259 f.
2. G. Brühwiler, D. Zigeuner Heimat ...», in: DER BUND, Nr. 12, Bern, 15. Januar 1983, 2.
3. Vgl. KS, 3, 381–488 (Noch heute werden solche Bücher von einheimischen Wahrsagern, «als Überlieferungen der Nomadenkultur» verwendet!)

4. M: Albert Minder (Burgdorf).
5. So um 1950 der Parapsychologe Maurice Schaerer (Bern), mündlich: «Nach den Aussagen einer fahrenden Wahrsagerin aus Freiburg (in der Schweiz).»
6. R, 54 f.
7. M: Der bedeutende Zigeuner-Musiker José Reyes (Begegnung in Riehen bei Basel, 1978).
8. R, 128 f. u. 148 f.
9. Vgl. auch auf Tarottrumpf 2 schwarzgesichtige «Hohepriesterin», hier als «Zigeuner-Magierin» gedeutet. R, 56 ff. Vgl. SZ, 259 u. 305 ff.
10. R, 52 f.
11. Die Schlange bedeutet nach der Tarotdeutung «den Strom der Lebenskraft», dank welchem man «die Heilkunst der Eingeweihten» ausüben könne. O. Wirth, *Le tarot ...*, N, Paris 1969, 164.
12. Dr. Werner Kupferschmid (Burgdorf 1962).
13. ESOTERA, Nr. 3, Freiburg i. Br. 1983, 197.

#### Verjüngung durch Freude

Zum 60. Geburtstag des Gründers der Schule in Schloss Vallamand am Murtensee konnten wir ein altes Gedicht von ihm veröffentlichen, das nach ihm sein Leitbild des Menschen zeigt: «So wie die Natur in den Jahrtausenden, / Rastlos nach ewigen Gesetzen / Kristalle, Edelsteine schuf / So schuf sie dich: / Das ganze Glück, / Die Liebe und Hoffnung vieler Ahnen / Leben, verkörpern sich in Dir!» S. Golowin, Rudolf Müller ..., Bern 1959, 11.

Der Sagensammler und Vallamand-Lehrer R. Neuenschwander stellte damals zu den Richtlinien des ganzen Erziehungs- und Lebensperiments fest: «Die Schule spürt auch altem Brauchtum nach und belebt es.» OBERLÄNDISCHES VOLKSBLATT, 151, Interlaken, 6. August 1958. Bei einer der für die damaligen Jugendbewegungen wichtigen Schlosstagungen für einheimische Überlieferungen wurde festgestellt, es sei hier das Bild einer Kultur entstanden, «die alles beseelt sah: ... eine Kultur, deren nachwehender Sinn uns auch heute noch die Kraft zu geben vermag, der Versteinerung der Automatenwelt zu widerstehen.» DIE TAT, Nr. 112, Zürich, 25. April 1958

Zum sichtbaren Erfolg des Lebensstils der Schlossschule schrieb später ihr Gründer: «Während 10 Jahren war nie ein Kind auch nur einen halben Tag krank ...», R. Müller, *Nahrung als Heilmittel*, Spiegel-Bern 1970, 54.

#### Glitzernder Feengarten

1. M: Hedwig Lotter (Correvon), Bern 1955.
2. H. Correvon, *Gespentergeschichten aus Bern*, Bern 1919, 41.
3. Vgl. u. a. W. J. Bekh, *Bayerische Hellscher*, 6. Aufl., Pfaffenhofen 1982, 18 f.
4. G. Schenk, *Schatten d. Nacht*, Stuttgart 1939, 70 u. 87. Vgl. W. Bauer, in: H. A. Hansen, *Hexengarten*, München 1980, 147–160.
5. S. Killermann, *Leuchtende Pflanzen u. Tiere*, (Naturwissenschaftl. Jugend- u. Volks-Bibliothek, 22) Regensburg 1905, 127 ff.
6. In meiner Kindheit, vor allem durch den Onkel Anatol v. Steiger, «als wahres Märchen» mehrfach vernommen.
7. M: Kurt v. Steiger (Bern 1950); Rudolf Müller (Schloss Vallamand 1956).
8. M: H. Correvon. Früher erklärte man dies etwa aus unterirdischen Resten von Gebäuden an solchen Wunderorten: Von ihnen pralle die Hitze (der Sonne, vielleicht auch von festlichen Lagerfeuern?) zurück und «befördere das Wachstum». Vgl. K, 375.
9. M: Schriftsteller Otto Zinniker, Biel 1957, «nach alten Bauern aus dem Seeland».

#### Zaubermittel Lust

1. V, 21.
2. M: Parapsychologe Maurice Schaerer (Bern, um 1956). Vgl. GF, 233 ff.
3. K, 375.
4. Schon C. Kiesewetter, *Faust ...*, Leipzig 1893, 393, vergleicht diesen mitteleuropäischen Brauch mit denen der eurasischen Schamanen!
5. J. C. Wiegand, *Onomatologia curiosa ...*, Oder natürliches Zaubers-Lexicon ..., 3. Aufl., Nürnberg 1784, 1051.
6. Vgl. u. a. E. Pies, *Ich bin d. Doktor Eisenbarth*, Genf 1977. Auch Pies, *Prinzipale – Zur Genealogie des deutschsprachigen Berufstheaters ...*, Kastellaun 1973.
7. G. de Francesco, *Die Macht des Charlatans*, Basel 1937, 27 f.
8. Angeführt nach: S. Golowin, *Berner im Hexenkreis*, Bern 1967.
9. Buchela, 216.
10. M: Friedrich A. Volmar (Bern 1960).
11. K Uetz, *Mys Worbletal*, Herzogenbuchsee o. J. 27 ff. (Auch M: u. a. Hermann Hutmacher, Bern.)
12. AT, 309.
13. E. L. Rochholz, *Tell u. Gessler in Sage und Geschichte*, Heilbronn 1877, 7 f.
14. Vgl. S. Golowin, *Bern mit und ohne Masken*, Bern 1968, 15–21.



15. A. Solschenizyn, Lenin in Zürich, Reinbeck 1980, 164 f.
16. Café fédéral, in: NEUE PRESSE, Zürich, 25. Juni 1968.
17. D. Gempeler, Sagen u. Sagengeschichten aus dem Simmental, 3, Thun 1893, 156 ff.
18. Zitiert bereits: WELTWOCHEN MAGAZIN, Nr. 16, Zürich, 19. April 1978, 77 f.

### Erwachte Erinnerung

Die europäischen Heiler waren seit jeher überzeugt, der schwerste Fehler beim Benützen der Pflanzen als Heilmittel sei das Nichtwissen um deren «Astralen Leib», ihre «fühlende Seele» (corps astral, âme sensible) – diese Energien müssten jedesmal im Sinn der einheimischen Traditionen durch fromme Anreden, Segenssprüche (bénédictions) durch die Heiler und Kräutersammler angeregt und geweckt werden. Le Sage, Recueil des plus beaux secrets des grands guérisseurs, Paris 1931. Zu den neueren Ideen und Forschungen über das Pflanzenfühlen vgl. u. a. P. Tompkins/C. Bird, The Secret Life of Plants, New York 1973.

Vgl. auch den berühmten, sich auf Paracelsus berufenden Pfarrer J. Künzle: «Die Kräfte sind jedoch in verschiedenen Wesen sehr ungleich entwickelt ... Leute, welche der Natur sehr nahe stehen, wie Gärtner, Erdarbeiter, Bauern sind viel stärker magnetisch als Büroarbeiter und Städter.» Auch dieser Alpenarzt erklärte die Heilerfolge der Kräuter vor allem durch die «magnetische Kraft» der Erde! SALVIA, Jg. 9, Uznach 1929, 61.

### Die Umwelt als Strahlenmeer

1. MG, 301 f.
2. Gute (ernsthaft angeführte!) Beispiele dazu: R. Montandon, Les radiations humaines, Paris 1924.
3. KS, 6, 1847, 186 f.
4. Le Grand et le Petit Albert, Hrsg. B. Husson, Paris 1970, 55 u. 267.
5. A. Debay, Die Mysterien des Schlafes u. Magnetismus, 1, Stuttgart 1855, 113.
6. Debay, 1, 120.
7. Debay, 2, 57.
8. M: Emil Leutenegger (Burgdorf 1961).
9. «Ihre (der Wilden Leute, Erdleute und Zigeunerärzte) Kraft kam von den Bäumen im Wald.» M: Alfred Bärtschi (Burgdorf 1959).

10. W. Maxwell, Drei Bücher der magnetischen Heilkunde, Stuttgart 1855, 166 f.
11. Buchela, Ich aber sage euch, München 1983, 30
12. Buchela, 265 f.
13. R. Christinger/W. Borgeaud, Mythologie de la Suisse ancienne, Genf 1963, 58 f. (Mit Versuch, solche Vorstellungen auch bei den Kelten des Alpengebiets nachzuweisen.)
14. M. Block, Zigeuner, Leipzig 1936, 181.
15. W. J. Bekh, Bayerische Hellseher, 6. Aufl., Pfaffenhofen 1982, 86 f.

### Bäume als Jungbrunnen

1. M: Werner Boss (Burgdorf 1965).
2. M: Dr. Albert Brüsweiler (Thun 1957).
3. M: Friedrich A. Volmar (Bern 1955).
4. M: Albert Minder (Burgdorf 1960).
5. M: Gadon Krebs (Unterseen 1952).
6. M: Albert Minder (Burgdorf 1963).
7. Vgl. SV, Nr. 6/7, 1976.
8. P. Friedl, 461 Haus- u. Sympathiemittel, (Fischer-Taschenbücher, 3280) Frankfurt 1978, 7 (Der Verfasser wurde 1902 geboren.)
9. Friedl, 72 (Nr. 311). Ähnlich u. a. H. Atkinson-Scarter, Sympathie-magie u. Zaubermedizin, (Die magischen Handbücher, 12) Berlin 1960, 172.
10. MG, 268 f.
11. M: Bauer und Schriftsteller Hans Steffen (Heimiswil 1962)
12. M: Volkstümlicher Schriftsteller Hans Schwarz (Köniz 1962, «nach einem Heiler vom Thunersee»).

### Lebensstil aus der Waldschule

Die Brennnessel gilt in der Schweiz als «eine der wertvollsten Pflanzen». T. Müller, Wildgemüse u. Wildfrüchte, Ittigen 1978, 25. (Der Verfasser, übrigens Sohn des erwähnten Gesundheitslehrers Rudolf Müller, nennt im Vorwort die einheimischen Zigeuner seine «besten» Gewährsleute!) Auch er empfiehlt, mit Bezug auf E. Waerland, täglich frischen Brennesselsaft das beste Schutzmittel gegen «radioaktive Verseuchung der Luft» ...

Bei H. Marzell, Geschichte u. Volkskunde d. deutschen Heilpflanzen, 2. Aufl., Stuttgart 1938, 81, findet sich als moderne Beobachtung: «Die

Brennessel wächst ausschliesslich an Orten, wo die Wünschelrute stark ausschlägt, also an Stellen mit erhöhter Erdstrahlung.»

Zur besonderen Wirkung des Berg-Huflattich, T. Müller, 47; vgl. KW, 74 f. Über diese Pflanze als Hauptbestandteil des alten «Zigeuner-Tabaks»: Kult u. Brauch d. Kräuterpfeife in Europa, Hrsg. S. Golowin, Allmendingen 1982, 80 ff.

Über die Bedeutung der Laubholzasche, sogar gegen Krebs, u. a. H. Wölflle, Vergessene ... Heilkuren u. Heilmittel, Karlsruhe 1922, 109 ff.: «Von fleisshessenden Jägervölkern ist bekannt, dass sie an Stelle des Kochsalzes ... täglich etwas Asche verschlucken.» (Salzlos essen auch nach Alpensagen die Hexen! U. a. L, 223.) Zur Holzasche vgl. auch den bedeutenden Alpenarzt Pfarrer J. Künzle. SALVIA, Jg. 25, Olten 1945, 141 f.

Zu den Zigeunerkräutern (auch Erwähnung einer «Zigeunersalbe» aus bei Sonnenaufgang gesammelten Brennesselspitzen!) vgl. J. Grimm/W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, 15. Leipzig 1956, 1268 ff. Besonders Angaben zum Blauen Steinklee: G. Hegi, Illustrierte Flora v. Mitteleuropa, Bd. 4, Teil 3, Nachdruck, München 1964, 1233 ff. Zu «Zigeuner- oder Hexenzwiebel» Bärlauch: T. Müller, 20 f.; S. Fischer, Medizin d. Erde, München 1984, 21 ff.

#### *Die Grünkraft der heiligen Hildegard*

1. K, 11 f. u. 121.
2. A. Sumatry, Das echte Zigeuner-Traumbuch, Freiburg Br. 1961, 159. (Eine 8. Aufl. dieses Buchs erschien 1979.)
3. M: Astrologe und Schriftsteller Dr. Alfred Fankhauser (Bern 1953).
4. A. Isler, Von den Spielen des Gargantua, Zürich 1965, 44.
5. Traum-Büchlein ..., Langnau bei G. Blaser o. J. (um 1820), unter «Grün».
6. Hildegard v. Bingen, Das Buch v. den Steinen, Hrsg. P. Riethe, Salzburg 1979, 34 f.
7. U. a. M: Werner Boss (Burgdorf 1966), «nach handschriftlichen Rezeptbüchern der Grosseltern».
8. AT, 412.
9. M: Karl Gygax (Bern 1974).
10. M: Bergbauer und Maskenschnitzer Jakob Tannast (Lötschental 1953).
11. Hildegard, 34 f.

#### *Freundschaft mit Pflanzenelfen*

1. DER WENDEPUNKT ..., Jg. 7, Zürich 1930, 72.
2. M: Apotheker Fritz Lüdy (Burgdorf 1964).

3. Vgl. S. Golowin, Zigeuner-Magie im Alpenland, Frauenfeld 1973, 104–114
4. J. G. Krünitz, Ökonomische Encyclopädie ..., 5. Berlin 1775, 313 f.
5. KW, 132 ff.
6. Das Goldene Buch, Geheim- u. Universalrezeptbuch, Berlin o. J. (um 1880), 18.
7. Vgl. S. Golowin, Traumdeutungsbuch des Fahrenden Volkes, Freiburg Br. 1983.
8. Schon G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, Berlin 1934, 141, versichert, dass dies «in der Gegenwart wohl nur ausnahmsweise vorkomme ...».
9. Vgl. u. a. P. Tompkins/C. Bird, The Secret Life of Plants, New York 1973.
10. Bezeichnenderweise werden dazu Anregungen aus den Neudrucken der Mosesbücher und ähnlicher Werke verwendet! Vgl. u. a. MB, 186 f.

#### **Das Dasein als Fest**

Gerade vom geschilderten Quartier von Bern galt – selbstverständlich vor den Modernisierungs- und Umbauwellen: «Der Mattenbürger verfügt über erstaunlich viel historisches Interesse ... Und was ihn die Bücher nicht lehren, das ergänzt er durch Überlieferungen, die seit Generationen weitergegeben werden ...» H. Correvon (1876–1955), Der Mattenbürger – der Ureinwohner Berns, in DER BUND, Bern, 21. August 1951. Zu der bis in unser Jahrhundert in diesem Stadtteil erhaltenen «jenischen» Mundart des Fahrenden Volkes: vgl. O. v. Greyerz, Das Berner Mattenenglisch, in: «Schweiz. Archiv f. Volkskunde», 29, Basel 1929, 217 ff. Neuausgabe: Greyerz, E Ligu Lem, Bern 1967. Dazu auch: R. Schläpfer, Jenisch, in: «Schweiz. Archiv f. Volkskunde», 77, 1981, 28 ff.

Zum noch heute nachweisbaren Volksglauben an die geheimnisvolle Gesundheit der Nomaden: «Früher waren ja Krankheiten dem Zigeuner unbekannt. Er kannte sie nur an den Kulturmenschen.» F. W. Brepohl; Die Fürsten der Zigeuner, Zürich 1912, 11.

#### *Bund aller Geschöpfe*

1. K, 254 f.
2. MB, 347 ff.
3. K, 25.

4. AC, 17 ff.
5. J. v. Müller, D. Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft erster Teil: Von des Volkes Ursprung, Neue Aufl., Reutlingen 1824, 428 ff.
6. (v. Bomstetten), Briefe über ein schweizerisches Hirtenland, Basel 1782, 108 f.
7. M: U. a. Dr. Albert Brüsweiler (Thun), Gottfried Hess (Zollikofen, 1957).
8. M. Cunow, Handbüchlein der Sympathie, 2. Aufl., Stuttgart 1858, 15. Dieses Buch nannte mir gerade der soeben zitierte Heimatkundler Hess, «als bei einheimischen – also schweizerischen – Heilern noch immer angesehen».
9. Cunow, 35.
10. Auch die amtliche Untersuchung der Fahrenden Kultur von 1983 nannte als deren Haupthilfe bei Krankheiten «den Familienverband»: «Spitalaufenthalte werden möglichst vermieden.» FV, 23.
11. «Welches Beseitigen der (volkstümlichen) Drucke in den Jahren 1933–1945) zum Teil dadurch geschah, dass damals prominente Herren die Bücher an sich zogen.» W. E. Peuckert, Verborgenes Niedersachsen, Göttingen 1960, 123; MB, Einleitung, 16 u. 31.
12. SV, 7, 1978.

#### *Bewahrung im Kreis*

1. S. Schade, Schadenzauber u. die Magie des Körpers, Worms 1983, 60.
2. Hist. Museum Bern, abgebildet: Berns Geister u. Scharlatane (Sonderdruck aus: *BERNER ZEITUNG*), Bern 1980.
3. J. v. Goerres, Die christliche Mystik, 5, N. Graz 1960, 78.
4. Nach: Berner Taschenbuch, 40, Bern 1981, 239.
5. Zehn in d. Nacht sind neun, Geschichte u. Geschichten d. Zigeuner, Hrsg. J. S. Hohmann, Darmstadt 1982, 17.
6. W. In der Maur, Die Zigeuner, Wien 1969, 269 f.
7. J.-P. Clébert, Das Volk d. Zigeuner, Frankfurt 1967, 177.
8. M: Frau Anna Vogt-Steiner (Burgdorf 1959).
9. Der volkstümliche Chronist H. R. Grimm, Neu-vermehrte ... Schweitzer-Cronica ..., Neue Ausg., Basel 1786, 28, glaubte an den Zusammenhang zwischen dem Volksnamen Kelten und den von ihnen bewohnten «Zelten». (Bei ihm beides «Celten» geschrieben!) Zu Grimms zäher Beliebtheit in der alpinen Volkskultur, vgl. S. Golowin, in: D. gläserne Zaun, Hrsg. R. Gehlen/B. Wolf, Frankfurt 1983, 227.
10. Vgl. GF, 209–255.
11. M: Bergbauer Christian Burgener (Unterseen-Stollen 1961).
12. Caramba, Zigeuner-Heilkunst, (Vervielfältigte Schrift), Thierachern 1983. M: Caramba (Zürich 1984). Zur Beziehung «Musiker» und

- «Magier» auch in der modernen Kunst, vgl. E. Gruber, Tranceformation, Basel 1982, 360.
13. R. Passian, Abenteuer PSI, Kleinjörli 1978, 111 f.
14. Goerres, 5, 79.
15. Piare Lal Sharma, Linguistic Liaison ..., Chandigarh 1984, 228; Hier wird darum «von 9 Millionen Zigeunern (Roma)» geredet, die wegen ihrem indischen Glauben an die Hexenkraft ermordet wurden!
16. FV, 23.
17. FV, Beilage, 6 ff
18. FV, Beilage, 8.
19. R. Simmen, Geheimnisse d. Hexenküche, München 1984, 22. Auch H. Biedermann, Hexen, Graz 1974, 112, nennt als Ziel der «traditionellen Hexen»: «Freunden bei Schwierigkeiten zu helfen ...».
20. Goerres, 5, 74, erklärte die Anklänge an die Seelenwanderung bei den Zigeunern aus dem Buddhismus! Zur Überlieferung der Feststimmungen, vgl. Golowin «Blick ins Paradies», in: D. Traum vom Paradies, Hrsg. H. Seuter, Wien 1983, 169 ff.

#### *Ring der Gemeinschaft*

1. RN, 114.
2. U. a. L, 478 f. (Hier werden die föhnempfindlichen «Erdmännchen» geradezu wörtlich mit «Heiden, Zigeunern» gleichgesetzt!)
3. E. Friedli, Bärndütsch ..., 2: Grindelwald, Bern 1908, 573; W. Menzi, Sagen aus dem Berner Oberland, Liestal 1935, 44.
4. Ruodlieb, D. älteste Roman des Mittelalters, Hrsg. F. Seiler, Halle 1882, 44 u. 301.
5. Die Umfragen fanden an den «Workshops» der Folkfestivals von Lenzburg, Basel, Ascona, Interlaken und Gurten-Bern statt (1976–1978).
6. C.-J. W. in: *BOTE DER URSCHEWIZ*, Nr. 56, Schwyz, 16. Mai 1983. Eine enge telepathische (bioenergetische) Verbindung zwischen engverbundenen Menschen glaubt z. B. anlässlich der Geburtsvorgänge der sowjetische Arzt Igor Tjarkovskij entdeckt zu haben, der im übrigen für seine Forschungen die ersten Anregungen durch sibirisch-mongolische Heiler bekam. E. Sidenbladh, Vattenbarn, Stockholm 1982.
7. L, 491.
8. «Sie waren auch geschickte Ärzte und ihre Tränklein, aus duftigen Alpenkräutern bereitet, waren Menschen und Vieh heilsam.» K, 15.
9. SV, Nr. 18, 22. April 1983.
10. Über den «Kreis» als Ursymbol der Zigeuner-Wahrsager der Camargue, vgl. u. a. SZ, 257 ff.
11. *BOTE DER URSCHEWIZ*, Nr. 56, Schwyz, 16. Mai 1983.

*W. Y. Evans-Wentz*  
**CUCHAMA**  
Heilige Berge der Welt  
252 Seiten, illustriert  
gebunden, 34,-



Die Tatsache, dass sich immer mehr Wissenschaftler und Laien für die Gebirge dieser Welt interessieren – von denen die meisten als heilig zu bezeichnen sind – ja, dass sie gelegentlich im wahrsten Sinne des Wortes in deren Bann gezogen werden, ist ein erstaunliches Phänomen unserer auf Nützlichkeit bedachten Zeit.

In dieser Bewegung sehen wir ein ermutigendes Symbol für die ewige Suche des Menschen. Es bedeutet ihm mehr, einen «himmelwärts» ragenden Berg zu erklimmen, als ein Ziel aufrechten Schrittes zu erreichen. Nach der Rückkehr in die niedrigeren Gefilde berichten viele, dass sie an diesen erhabenen Stätten wahren Geistesfrieden gefunden hatten, der gelegentlich einer spirituellen Einweihung gleichkam.

**SPHINX VERLAG BASEL**

## Der Autor



Sergius Golowin, aus der Sippe der Fürsten Golowin-Chowrin, wurde 1930 während den Wirren der Zwischenkriegszeit auf der Flucht seiner Eltern in Prag geboren. Dreijährig kam er in die Schweiz, das Heimatland seiner Mutter: Die Sitze von deren Familie galten schon im 17. bis 19. Jahrhundert als Orte der Besinnung auf die grossen Traditionen der Berghirten.

Während seiner Ausbildung als Bibliothekar an der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern (1950 bis 1957) vertiefte er seine geerbten Kenntnisse auf dem Gebiet der einheimischen Überlieferungen. Er war Mitglied einer Reihe von staatlichen und privaten Arbeitsgruppen, die sich mit der Lage des Fahrenden Volkes im Alpengebiet beschäftigten.

Seit dem Erscheinen seiner letzten Werke («Das Reich des Schamanen», «Die Weisen Frauen») wohnt Golowin im Aaretal und beteiligt sich vor allem an Workshops und Arbeitstagen an der zeitgenössischen Diskussion um die Standortbestimmung der heutigen Kultur.

Gegenwärtig glauben in den Alpentälern von Mitteleuropa noch – oder wieder – zahllose Menschen an die in ihrem Kern uralten Lehren von der *Erdkraft* und führen ihr seelisch-körperliches Wohlbefinden und Lebensglück auf dieses Wissen zurück.

In allen europäischen Berggebieten bewahrt man mit viel Treue die Sagen um die *Orte der Kraft*, an denen die Heilkräuter und Bäume besonders wirksam wachsen sollen: Die moderne Wissenschaft findet für diese Ahnungen des Volkes die ersten experimentellen Bestätigungen.

Die einheimischen Heiler, Weisen Frauen und fahrenden Kräuterärzte behaupten, dass *Alter und Krankheit aus dem Verlust der Lebenskraft stammen*. Ihre Geheimschriften aus dem 18.–19. Jahrhundert, zu deren international bekannten Sammlern S. Golowin gehört, erwähnen die «magnetischen» Plätze in heiligen Wäldern und luftigen Höhen, wo man nach ihnen verjüngende Energien auffinden kann. Die Gesundheitsbräuche der mitteleuropäischen Volkskultur werden heute in Medizin und Psychologie in der Form von verschiedenen Körpertechniken neuentdeckt und in einen ganzheitlichen Lebensstil bewusst integriert.

